

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 3 (1880)

Artikel: Johann Caspar Schweizer und seine Gattin Anna Magdalena Hess :
eine biographische Skizze von David Hess, 1822
Autor: Pestalozzi, F.O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-984898>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Johann Caspar Schweizer und seine Gattin Anna Magdalena Gess.

Eine biographische Skizze von David Gess.
1822.

~~~~~  
Nach dem auf der Zürcher Stadtbibliothek befindlichen Manuscripte  
im Auszug bearbeitet von F. D. Pestalozzi.  
~~~~~

Vorbemerkung.

Unter den nicht besonders zahlreichen Manuscripten aus neuerer Zeit, die sich im Besitze der hiesigen Stadtbibliothek befinden, ist jedenfalls eines der fesselndsten das unter obigem Titel von Martin Usteri's und Salomon Landolt's liebenswürdigem Biographen verfaßte Zeitbild aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. Zu einem solchen erweitert sich unwillkürlich die so einfach als biographische Skizze bezeichnete Arbeit durch Schweizer's lebhafte und zum Theil sehr aktive Theilnahme an der damals Europa durchlaufenden revolutionären Zeitströmung, durch den Kreis hervorragender Geister, welchen er und seine liebenswürdige Gattin in Zürich um sich zu sammeln wußten und durch die lebhaften Beziehungen zu den Hauptpersönlichkeiten der ersten Revolutionsphase in Frankreich. Madeleine Schweizer ist auch schon früher als eine sehr bedeutende Frau bezeichnet und u. a. Gegenstand zweier Artikel im „Neuen Reich“, Jahrg. 1878, Heft 16* und 19** geworden, von deren Verfassern wenigstens der

*) Lavater's „liebe Schweizerin“ von C. Burckhardt.

***) Madeleine Schweizer von H. Wenzel.

eine das Concept unsers Manuscriptes kennt. In Lavater's Briefen an die Marquise Branconi, abgedruckt im „Neuen Reich“, Heft 44*, wird „der lieben Schweizerin“ ebenfalls erwähnt und Band II des Werkes „Charlotte von Schiller und ihre Freunde“ (S. 72) enthält einen Brief Karoline v. Wolzogens an die Letztere, worin Madeleine mit rühmenden Worten und unter Beifügung einer originellen Bemerkung betreffend den Eindruck, den Göthe auf sie gemacht, erwähnt wird. Es steht also zu erwarten, daß die ausführliche Veröffentlichung ihres Lebensbildes und desjenigen ihres geistig ebenso eigenthümlichen Mannes für die Freunde der deutschen Literatur wesentliches Interesse bieten wird, es muß dieselbe aber auch Jedermann's Theilnahme wecken, der die Entwicklung ungewöhnlicher Geister und Charaktere zu verfolgen liebt. Nehmen wir dazu das bewegte, ereignißreiche und wechselvolle Schicksal der Familie Schweizer inmitten einer Zeit und eines Landes, die damals aller Augen auf sich zogen, so darf ich wohl hoffen, daß überhaupt kein Leser enttäuscht oder gelangweilt das Buch zur Seite legen wird.

David Heß, den feinsinnigen Freund der Kunst und Literatur, worin er sich auch selbstthätig mit Leichtigkeit zu bewegen wußte, durch die nachstehende Skizze gewissermaßen als geistigen Mitarbeiter am Zürcher Taschenbuch zu gewinnen, gereicht dem Unterzeichneten, auf den die Persönlichkeit des Mannes stets eine ausnahmsweise Anziehungskraft ausgeübt hat, zu ganz besonderer Freude. Er hat darum auch mit Absicht die eigene Hand nur vorsichtig an die Heß'sche Arbeit gelegt und sich darauf beschränkt, das weniger wesentliche, soweit es der Raum gebot, auszuscheiden und die Lücken durch kurze Auszüge zu füllen. Stärker gekürzt ist bloß der Schluß der Arbeit, welcher die durch David Heß besorgte Vermögensliquidation seines unglücklichen Verwandten in großer Ausführlichkeit enthält und für den Leser nicht so fesselnd sein kann wie für den Verfasser, dessen Arbeitskraft jener

*) Lavater's Briefe an die Marquise Branconi. Mitgetheilt von Ludwig Hirzel.

Liebesdienst während langer Zeit in Anspruch genommen hatte. An Interesse verliert die Biographie damit wenig, im Gegentheil rundet sie sich eher besser ab und die wohl begründete menschliche Sympathie des Lesers für die edel denkenden, aber im Kampf des Lebens nicht ohne eigene Verschuldung unterlegenen Gatten wird durch die Darlegung einer hoffnungslos verworrenen und in's unendliche verschleppten Insolvrenz nicht über Gebühr erdrückt.

Aus dem erwähnten Grunde, daß der Herausgeber keinerlei eigene Urtheile und Ansichten mit der Heßischen Arbeit verschmelzen, sondern lediglich die letztere wiedergeben wollte, glaubte er auch davon Umgang nehmen zu dürfen, die Worte des Originals einerseits und die selbst eingeschalteten Bindeglieder anderseits durch die für den Leser immer störenden Anführungszeichen oder einen Wechsel der Lettern kenntlich zu machen. Wer aus irgend einem Grunde den authentischen Text des Heßischen Manuscriptes zu kennen wünscht, kann sich auf der Stadtbibliothek unschwer Einsicht davon verschaffen; dem Konvent der Lesern, der auf freundlichste Weise die werthvolle Arbeit dem Herausgeber zur Verfügung gestellt hat, sei hier noch der beste Dank gesagt.

J. O. Pestalozzi.

I. In Zürich.

Was ist es, das den Menschen unaufhaltsam vorwärts treibt? Es ist nicht bloß das thierische Lebensprinzip, es ist der inwohnende Geist, der sich, nach seiner eigenthümlichen Beschaffenheit, an moralischen Gegenständen üben, entwickeln und ausbilden muß. Zeitalter und Verhältnisse geben ihm seine Richtung. Die Vernunft soll bei seiner Thätigkeit vorherrschen, die physische Organisation, im Gleichgewicht mit den intellektuellen Kräften, jene Thätigkeit in Ausübung bringen. Wo aber dieses Gleichgewicht zwischen dem Geiste, der Vernunft und der thierischen Organisation nicht stattfindet, da wird der Geist entweder unter dem Druck unentwickelter Organe und mit unausgebildeten Seelenkräften vom Körper schlummernd fortgetragen, wie Millionen Menschen unbeachtet über die Erde dahin ziehen; oder er lodert wie ein Irrwisch auf, wirkt in unzweckmäßiger Anstrengung, die nirgends ihre folgerichtige Anwendung findet, zu viel oder zu wenig nach Außen und Innen, und wird alsdann, nach Maßgabe der Umstände, zum Unheil bringenden Fatum der Alten, das einzelne Menschen wie ganze Völker unwidersprechlich in's Verderben führt.

Ein solcher Mensch, den der edelste Geist zum Guten entflammte, dem aber jenes organische Gleichgewicht mangelte und dessen Wille und Kraft in beständigem Widerspruch wirkten, den daher auch das Fatum bis an sein Ende verfolgte, war Johann Caspar Schweizer von Zürich.

Von seinen ersten Familienverhältnissen sind allzuwenig Notizen übrig geblieben, um ganz bestimmte Anwendungen von den Einflüssen abzuleiten, die jene auf seine frühere Geistesrichtung haben mochten, daher können dieselben nur flüchtig angedeutet werden.

Schweizers Vater, Johann Caspar, war ein langer, starker Mann, von finsterem, beinahe menschenfeindlichem Ansehen, der selten aus seinem

Hause kam, und dann gewöhnlich nur im Schlafrock über die Gasse ging. Hitzig und lakonisch, ein sogenannter Schmähburger (frondeur), äußerte er sich oft, wenn etwas im Staate geschah, das seinen Beifall nicht erhielt, er hätte die beste Lust, zum Bürgermeister zu gehen und diesen todt zu schießen. Er widmete sich einzig seiner Handlung mit Baumwolltüchern und erwartete sich durch diese, sowie durch eingezogene Lebensweise, ein bedeutendes Vermögen.

Seine erste Gattin, Anna Escher aus dem Oberhofe, gebar ihm den ältesten Sohn, dessen Schicksale diese Blätter schildern sollen, im Dezember 1754; einen zweiten, Jakob, im November 1756; sie selbst aber starb im Juli 1760. Vier Jahre später, im April 1764, verheirathete er sich in zweiter, kinderlos gebliebener Ehe mit Anna Elisabetha, einer Schwester des berühmten Lavater, und folgte dann im Juli 1768 der ersten Gattin im Tode nach.

Seine Wittve wohnte in seinem Hause mit den Kindern erster Ehe, bis sie sich wieder, im Juni 1772, mit dem Zeugherr Tauenstein im Hegibach verheirathete. Sie soll für Hausgeschäfte eine regsame Frau gewesen sein, dabei aber von ihres Bruders erhabenem Geiste nichts erhalten und wenig auf die Erziehung ihrer Stiefföhne gewirkt haben, welche unter der Vormundschaft ihres unverheiratheten Oheims, Johann Heinrich Schweizer standen, der eine eigene Handlung mit ebenso gutem Erfolg wie sein Bruder führte. Das Geschlecht der Schweizer, welches im vorigen Jahrhundert bedeutende Magistratspersonen aufgestellt hatte, bestand damals in Zürich, mit Ausnahme einiger Geistlicher, aus wenig bemittelten Handwerksleuten und die beiden Brüder, Johann Caspar und Johann Heinrich, waren die ersten, welche sich durch Handelschaft ein, zumal für jene Zeit, beträchtliches Vermögen erworben hatten, jedoch ohne dadurch aus geachtetem Mittelstande hervorzutreten, und zu Staatsämtern oder Ehrenstellen befördert zu werden.

In wie fern Johann Caspar seinen Söhnen eine, ihrem zukünftigen Wohlstand angemessene und höhere Stufe in dem republikanisch-

bürgerlichen Leben durch Geistesbildung anzuweisen gedachte, indem er dieselben nicht in den öffentlichen Schulen, sondern durch Privatlehrer unterrichten ließ, ist ebensowenig mehr auszumitteln, als wer diese Lehrer waren, und was sie ihren Zöglingen eigentlich beizubringen suchten. Es finden sich einzig noch Spuren von einem H. Fößler aus Tuttlingen, der als Informator in einem andern Haus in Zürich angestellt war, und dessen Lehrstudien der ältere Sohn beiwohnte. Wahrscheinlich wurden beide Knaben schon früh in Pensions-Anstalten anderer Schweizerstädte untergebracht, indem sie von jeher eine fremdartige, von der gewöhnlichen zürcherischen abweichende Form des Benehmens, der Redensarten und Geistesrichtung verrathen haben. Aus dem Erfolg aber läßt sich schließen, daß bei keinem von beiden durch den erhaltenen Unterricht ein rein grammatikalischer und logischer Grund gelegt wurde.

Nach ihres Vaters Tode scheint Johann Caspar Lavater, als Bruder ihrer Stiefmutter, sich der Knaben angenommen und sich vorzüglich bemüht zu haben, denselben religiöse Gesinnungen beizubringen. Den ältesten Brief, der sich unter Schweizers nachgelassenen Papieren vorfindet, schrieb der damals 28jährige Lavater an Joh. Caspar Schweizer unterm 21. Februar 1770 nach Bern, wo dieser bei H. Bertrand u. Comp. wohnte, daselbst wahrscheinlich die Handlung erlernen sollte, und auch zur christlich-evangelischen Kommunion vorbereitet und aufgenommen wurde.

Ein anderer von Lavater unter 1. Dezember 1773 an beide Brüder, Joh. Caspar und Jacques, zugleich gerichteter Brief läßt uns dieselben in einem Handlungshause Beile & Wollank in Marseille finden. Lavater, dessen Briefe damals noch nicht so ideenreich und eigenthümlich wie die spätern waren, spricht am Ende seinen Segen, wie von der Kanzel, über sie aus und ersucht sie, ihm ihre Schattenrisse zu schicken. Von Marseille scheint der jüngere, Jacques, sich dann nach Italien gewendet zu haben; Johann Caspar hingegen kehrte um das Jahr 1774 nach Zürich zurück.

Von nun an tritt sein Bild aus dämmernder Vergangenheit uns allmählig bestimmter entgegen.

Er war von mittelmäßiger, eher kleiner Statur, schwächlich und zart gebaut und hatte dünne Schenkel und Beine, mit etwas eingebogenen Knieen. Sein Kopf war schmal, lang und spitzig, die Stirne hoch, das Haar blond und weich wie Seide. Die Wangen waren flach, die Nase trat, in der Mitte sanft gebogen, bedeutsam aus dem Gesichte hervor, auf seinen Lippen schwebte gewöhnlich ein sardonisches Lächeln, und aus den hellen, blaßblauen Augen blickte unter hohen Braunen, neben herzlicher Gutmüthigkeit, ein unruhiger Geist.

Im dritten Theil der Physiognomik (Abchn. VI, Fragm. X Nr. 154) finden sich zwei Profilbildnisse, die Schweizer selbst vorstellen sollen; sie können aber nicht ganz ähnlich gewesen sein, was Lavater auch eingesteht. Sein Urtheil über beide zusammen lautet: „Kein Alltagsgesicht! Die Augen, noch mehr die Nase, am meisten der Mund, sind ganz entscheidend für Ungemeinheit des Geistes. Die Stirn ist sehr leicht und hell auffassend, das Auge schnell erblickend, aber beide ohne allen ruhigen Scharfsinn. Und dann abermals schwächt die hohe Augenbraune den Ausdruck der Verstandeshelle. Güte ist im Munde sichtbar. Auch das Kinn hat Verstandeskraft.“ Von den vielen Bildnissen, die von Schweizer gefertigt wurden, wird das in spätern Jahren und in Amerika von Sharples in Pastel gemalte, für das ähnlichste gehalten. Nach diesen habe ich die hier beigegefügte schwache Nachbildung gemacht.*)

Schweizer's ganzer Habitus deutete auf eine körperliche Beschaffenheit, welche seinen geistigen Regungen die Waage nicht zu halten vermochte. Seine Bewegungen waren unstät und zappelnd, und den Kopf drehte er selten langsam, sondern meistens ruckweise. In seinem Innern pulsrte ein immer fast krampfhaft bewegtes Leben, und die gesteigerte

*) Eine Nachbildung dieser dem Manuscript beigegeführten Copie im Taschenbuch zu bringen, schien nicht empfehlenswerth, da sie vom Original schließlich wenige genaue Züge wiedergeben könnte. Das gleiche gilt auch vom Bilde Magdalene Schweizer's.

Reizbarkeit seines Nervensystems machte ihn für die Aufnahme aller äußern Gegenstände um so empfänglicher, als jeder neue Eindruck den gleich zuvor erhaltenen wieder verdrängte.

Seine geistige Entwicklung fiel in den Zeitpunkt, wo die französische Literatur sich allgemein in der Schweiz ausgebreitet hatte, und da er, bei öfterer Ortsveränderung, ohne folgerichtige Erziehung und unter keiner strengen Schulzucht gehalten, mit eigentlicher Gier Alles zu lesen pflegte, was ihm unter die Hände fiel, so überhäufte er sein gutes Gedächtniß mit einem Schwall neuer Ideen, die größtentheils im grellsten Gegensatz mit altzürcherischer Förmlichkeit und Allem standen, was in seinen heimischen Umgebungen üblich war. Er verschlang Rousseau's Schriften und vorzüglich dessen *Contrat social*, aus welchem er sich den Grundbegriff von bürgerlicher Freiheit ableitete, stellte gerne Paradoxen auf, vertheidigte dieselben mit großer Lebhaftigkeit und sprach oft und über die gleichgültigsten Dinge mit einem an Exaltation grenzenden Feuer, wobei ihm die Worte wie ein Strom von den Lippen flossen, indem er fremde oder eigene Gedanken mit einer glänzenden Beredsamkeit vorzutragen mußte, die aber gewöhnlich mehr durch Sophismen blendete, als durch wahre Gründlichkeit überzeugte. Eine entzündete Phantasie herrschte überall bei ihm vor, er sah die Welt und das Treiben der Menschen nie anders als durch das Prisma der Poesie. Mit tief innemwohnendem Gefühl für Recht und Gerechtigkeit, war er immer bereit, den Handschuh für die Vertheidigung jedes, wenn auch nur scheinbar Unterdrückten hinzuwerfen und eine Lanze für ihn zu brechen in Schimpf und Ernst.

Mit solchen bereits mehr oder minder entwickelten Anlagen und Neigungen kam er als zwanzigjähriger Jüngling nach Zürich zurück. Das väterliche Haus war seit der zweiten Heirath seiner Stiefmutter und während der Abwesenheit beider Brüder vermiethet, die Handlung von seinem Oheim und Vormund in dessen Wohnung auf der Hofstatt gezogen und durch einen erprobten Buchhalter gewissenhaft fortgeführt worden. Bei diesem Oheim wohnte Schweizer nun und sollte seiner

Handlung selbst vorstehen lernen. Aber seine Lebhaftigkeit gestattete ihm selten länger als eine Stunde auf der Schreibstube sitzen zu bleiben. Immer fand er einen Vorwand, sich auf und davon zu machen, oder irgend einer Angelegenheit nachzujagen, die gewöhnlich in keinerlei Beziehung mit Demjenigen stand, was sein Lebenslauf hätte werden sollen. Dabei mußte er in geselligen Kreisen und bei dem schönen Geschlechte gefällig aufzutreten; seine unterhaltende und unererschöpfliche Gesprächigkeit verschaffte, nebst dem Ruf seines Reichthums, ihm überall eine günstige Aufnahme.

Sein Oheim war ein heiterer, sanfter und gutmüthiger alter Mann. Wenn auch ganz Kaufmann und nur seinen ausgebreiteten Geschäften lebend, ergötzte er sich doch an den, ihm selbst mangelnden literarischen Kenntnissen seines Neffen, den er mit väterlicher Zärtlichkeit liebte und ließ denselben gewähren, ohne ihm irgend einen Zwang aufzulegen, wahrscheinlich in der Voraussetzung, dessen Vermögen sei, nebst demjenigen, was er noch von ihm selbst zu erwarten hatte, groß genug, um seinen Neigungen folgen zu dürfen, ohne noch ängstlich auf Vermehrung desselben bedacht zu sein. Er hoffte, eine frühe Heirath würde den jungen Schwärmer in's Gleichgewicht bringen, ihm die noch mangelnde Selbstständigkeit verschaffen und alles Uebrige sich von selbst geben.

Die Gelegenheit, eine solche Verbindung anzubahnen, wurde bald durch Schweizer's Stiefmutter herbeigeführt.

Anna Magdalena, geboren den 9. September 1751, war die dritte Tochter meines Oheims, Herrn Postdirektor Joh. Jakob Heß; ein sonderbares Wesen, voll inniger, unzerstörbarer Herzensgüte, mit leicht beweglichem Sinn und lebendiger Phantasie, bei entschiedenem Phlegma und daraus entstehender Sorglosigkeit. Selten fand sich noch eine solche Vereinigung von Ideenthätigkeit und körperlicher Trägheit, wie diese widersprechenden Eigenschaften Magdalenen schon als Kind

charakterisirten. Alles außer sich beachtend, in sich selbst auffassend und auf eine eigenthümliche Weise verarbeitend, konnte sie in ihrer frühesten Jugend stundenlang unbeweglich sitzen und liegen, und nur in ihren großen rollenden Augen zeigte sich das innere Leben, mit dem Anstrich eines oft an förmlichen Muthwillen ausartenden Leichtsinns, der sich in allerlei launigten Einfällen äußerte. So gering auch die Forderungen waren, die das Zeitalter damals noch in wissenschaftlicher Beziehung an junge Frauenzimmer machte, so mochte doch Magdalene von dem Wenigen, was sie hätte lernen sollen, nicht das Geringste ergreifen und festhalten; sie machte alle Lehrer und Schulbasen, die freilich in der Regel alle Kinder über den nämlichen Keisten zu schlagen pflegen, irre durch Späße und Schwänke und konnte mit Noth an einem Strumpfe stricken, indem ihr auch weibliche Handarbeiten nicht zusagten. Da halfen weder die Ermahnungen der strengen Mutter, noch das bessere Beispiel ihrer Schwestern; sie blieb sich gleich: nicht halbstarrig widerstrebend, sondern bloß in gemüthlicher Unthätigkeit, und der Vater, ein grundguter Mann, der öfters über ihre Verstocktheit lachte, mußte sich endlich entschließen, um dieser bereits sechszehnjährigen Tochter wenigstens einen Anstrich von Erziehung und Unterricht geben zu lassen, dieselbe im Jahr 1767 nach Neuenburg zu verpflanzen, woselbst zwei Schwestern de Gélieu ein Mädchen-Institut von zwölf Plätzen hielten.

Hier befand Magdalene sich in einem Kreise von Altersgenossinnen aus verschiedenen Schweizerstädten und hätte wohl manches Versäumte nachholen können, wenn sie nur mit einiger Lust dazu begabt gewesen wäre. Allein sie trieb es wie zu Hause fort und lernte nichts, nicht einmal tanzen, was ihr auch zu unbequem war, ergözte aber die ganze Pension durch ihre Possen, mitunter auch durch kleine Intriguen, die sie auf die feinste und drolligste Weise unschädlich -durchzuführen wußte.

Ihres Bleibens war hier nicht lange. Die bürgerlichen Unruhen, welche damals in Neuenburg stattfanden, bewogen ihren Vater, sie schon im März 1768 anderswo unterzubringen, und so kam sie zu einer Frau

von Rodt, geborene Imhof in Bern, welche mit Magdalenen's Eltern in den Bädern zu Baden bekannt geworden, und deren Gemahl Landvogt zu St. Johann war.

Diese Dame hatte keine Kinder, und da sie in der Einsamkeit ihres Schlosses einer aufmunternden Gesellschaft bedurfte, und Magdalenen's Einfälle und Gutmüthigkeit ihr besonders zusagten, so behielt sie dieselbe über vier Jahre bei sich, ohne jedoch im Geringsten für ihre Ausbildung zu sorgen, so daß das phantastische Mädchen sich unbedingt seinen Launen und Neigungen überlassen durfte und endlich mit keinem andern wesentlichen Gewinn in das väterliche Haus zurückkehrte, als daß sie nun ziemlich geläufig französisch parlieren konnte.

Bei so gänzlichem Mangel an zweckmäßiger Leitung hätte aus Magdalene ein durchaus verschrobenes Geschöpf werden können, zumal das kleine, zartgebaute, aber kugelrunde Mädchen reizend und zu galanten Intriguen nicht ungeneigt war, wenn ihr oberflächlicher Leichtsin nicht stets durch ein treffliches, argloses und kindlich unbefangenes Gemüth wäre überwogen worden. Alle übrigen bessern Eigenschaften, die da zumal noch in ihrer Seele schlummerten, wurden erst in der Folge und durch die Verhältnisse entwickelt.

Ihre Wiedererscheinung, als aufgeblühtes Mädchen, das sich auf eine eigenthümliche Weise kleidete und geberdete, erregte einiges Aufsehen in dem kleinen Kreise der Zürcherwelt. Sie hatte bald einen Hof von jungen Leuten um sich her versammelt; weil ihr aber beigebracht worden, sie könne ihren Hang zur Unabhängigkeit nur bei einem reichen Manne befriedigen, und da ihr Herz noch frei war, so trieb sie bloßen Spaß mit Freiern, welche ihr den gewünschten Wohlstand nicht hätten verschaffen können, lockte dagegen in unverdachtetem Muth und ohne daß ihr Ernst dabei war, solche an, welche ihr als gute Parthien geschildert wurden, und nahm einmal sogar eine Hasenscharte auf's Korn, der sie sich aber doch wahrscheinlich nie ergeben hätte.

Einige Jahre verflossen unter solchen Tändeleien. Sie brachte öfters Wochen und Monate bei meinem Vater auf dem Lande zu, der

die lustige Mäde, welche ihn immer aufzuheitern mußte, von Herzen liebte und bis an seinen Tod ihr treu besorgter väterlicher Freund blieb. In Scherz und Ernst ermahnte er sie, wenn sie etwa vom Balkon vorüberreitenden Herren ehrerbietige Reserenzen machte, und sich dabei halb frank über dieselben lachen wollte, den günstigen Zeitpunkt einer sichern Verbindung nicht zu verscherzen, und da sie im Hegibach, bei der mit ihren Eltern befreundeten Familie Tauenstein, den kürzlich aus der Fremde heimgekehrten Schweizer gewöhnlich antraf, und dieser sich bald als ihren Anbeter erklärt hatte, so fing sie an, sich diesem zu nähern, obgleich er drei Jahre jünger als sie selbst war.

Ihre Originalität hatte Schweizer, der ebenfalls orginell war, zuerst angezogen; ihre Naivetät und reizende Jugendblüthe fesselten ihn. Er hätte aber nicht bloß eine schöne, sondern zugleich auch eine gebildete Frau besitzen mögen. Bei jeder Gelegenheit erkundigte er sich, ob sie Gefallen an guter Lektüre finde, ob sie dieses und jenes neue Buch schon kenne. Die feine, kleine Hexe, die sonst nichts zu lesen pflegte, stellte sich an, als wäre das ihre liebste Unterhaltung, und beklagte sich immer nur über Mangel an Büchern und Anleitung, dergleichen mit Nutzen zu studiren. Schweizer, der alle neuen Schriften sammelte, beeilte sich, ihr ganze Korbladungen voll in's Haus zu schicken, in der Hoffnung, sich über den Inhalt derselben mit ihr besprechen zu können. Magdalene durchstöberte gewöhnlich bloß die ersten und letzten Blätter dieser Bücher, um doch etwas davon sagen zu können; mitunter bekam sie Schweizer unaufgeschnitten zurück. Wollte er die Freundin darüber zur Rede setzen, so verstand sie es immer sich herauszuhelfen; ihre muntere Laune wußte den Verliebten mit andern als gelehrten oder sentimentalen Gegenständen zu unterhalten; die Anverwandten beider jungen Leute beförderten ihre gegenseitige Neigung, sie verlobten sich, und wurden den 11. Juli 1775 getraut.

Schweizer bezog nun mit seiner Gattin seine väterliche Wohnung „zum Streit“ in der kleinen Brunngasse. Es war ein ziemlich geräumiges, aber dunkles und unfreundliches Haus, in welchem er sich niemals einheimisch fühlte, obgleich er allerlei Verschönerungen darin hatte anbringen und ein Zimmer mit einer kostbaren, von Wüest gemalten Tapete behängen lassen. Der romantische Sinn des jungen Ehepaares sehnte sich aus der engen Gasse in's freie Grüne, und so mietheten sie, bald nachdem sie sich in der Stadt eingerichtet hatten, ein ländliches Häuschen in Wiedikon, wo sie über die Honigmonate ein arkadisches Leben führten. Magdalene, die, ohne eigentlich kokett zu sein, sich immer anders als nach der herrschenden Mode zu kleiden pflegte, steckte sich nun in ein weißes schäferliches Gewand, mit aufgeschürzten Ärmeln und rosenrothen Schleifen, worüber mein guter Vater, wie sie zum ersten Male in diesem Aufzug bei ihm erschien, in ein unwiderstehliches Gelächter ausbrach. Schweizer machte Berse, schweifte zu Fuß und zu Pferd in der Gegend umher und beide schwärmten so lang, bis ihr veränderlicher Sinn des Landlebens satt wurde und der Spätherbst sie wieder in die Stadt zurückführte.

Hier bekamen sie bald einen Gast, der eigentlich gar nicht zu ihnen paßte und der sie zuerst mit den Sorgen des Lebens bekannt machte, den sie aber mit treuer Liebe bei sich aufnahmen.

Schweizers jüngerer Bruder, Jacques, ein kleiner, poekennarbiger, satyrischer Mensch, der früh schon Wiß und Geist, zugleich aber auch Hang zu allerlei Verirrungen gezeigt, hatte sich einige Zeit in Italien herumgetrieben und war dann nach Neuenburg gekommen. Dort äußerten sich Spuren von Ueberspannung bei dem verwahrloseten Jüngling. Er schwärmte manchmal Tage und Nächte lang mit Rousseau's Emil in der Tasche in den Wäldern herum, ward endlich entschieden wahnsinnig und in diesem traurigen Zustande von seinem ältern Bruder nach Zürich zurückgeholt.

Alles was ärztliche Hülfe und ängstlich besorgte Pflege nur immer leisten können, war vergebens an dem Unglücklichen versucht worden. Das Uebel nahm auf solchen Grad überhand, und der Verrückte, welcher ein boshafter Narr geworden, spielte seinem Bruder und dessen Gattin, die er Madame Poudrière zu nennen liebte, so arge Streiche, daß Schweizer genöthigt wurde, denselben bei dem Pfarrer Keller in Schlieren unterzubringen, dessen psychologische Einsichten sich bei dem Unterricht von Taubstummen zu einer Zeit bewährte, wo das System des Abbé de l'Épée in der Schweiz noch gar nicht bekannt war.

Auch dort blieben alle Versuche, den armen Jacques zu besänftigen und herzustellen, fruchtlos. Er ging tagelang schalkhaft lächelnd und genau die nämliche Richtung beobachtend, im Zimmer auf und nieder, ohne ein Wort zu sprechen. Andere Male schwatzte er unaufhörlich darauf los, faselte von seinen Liebchaften in Italien, besonders viel von einer Signora Lauretta, und wenn er auch unter des Pfarrers Aufsicht sich zuweilen mit Uebersetzungen aus italienischen oder französischen Büchern, die er weit besser als sein Mentor verstand, zu beschäftigen schien, so wachte plötzlich wieder die Lust in ihm auf, Jemand zu mißhandeln, was er mit Löwenstärke und schadenfroher Behendigkeit ausübte. Er jagte einst mit einem erhaschten Messer den Pfarrer im ganzen Hause herum und konnte nur durch mehrere herbeigerufene handfeste Männer zu Paaren getrieben werden. Nach solchen Szenen brach er dann in unbändiges Gelächter aus und spottete seiner Wächter.

Schweizer, der wenigstens zweimal wöchentlich nach Schlieren ritt, beschäftigte sich unaufhörlich mit Plänen zu seiner Heilung und wollte immer nur gelinde Mittel an ihm versucht wissen. Aber diese schlugen alle fehl und Doktor Hoze, der den Kranken behandelt hatte, und sein Uebel genau kannte, schrieb einst an jenen: „Ihr Bruder hat dießmal „nur zwei Sinne: der eine liegt auf der Haut, der andere in seinem „Magen. Alle übrigen sind stumpf und todt. Wer das bei seinem „Erziehungsplane nicht glaubt und nicht benutzt, und durch diese zwei „Deffnungen nicht sucht in die übrigen verstopften Gänge einzubringen,

„der dreschet leeres Stroh und bereitet sich selber neue Prügel und das „alles comme de raison.“

Jacques ward in der Folge von 1781 bis 82 zu Tobler auf die Au gebracht, um daselbst unter Hoze's näherer Leitung zu stehen. Da es aber nicht besser mit ihm wurde, kam er (1782) wieder nach Schlieren, und endlich im November 1788 zu Schweizer's Buchhalter, Diggelmann, an die obere Straße. Er verlor allmählig den Gebrauch der Sprache, sank vollends zum Thier hinab und lebte in diesem beklagenswerthen Zustand noch viele Jahre fort.

Gleich wie Schweizer durch die Geistes-Zerrüttung seines Bruders, ebenso tief wurde auch Magdalene betrübt durch den frühen Tod ihrer drei Schwestern, mit welchen sie stets im besten Vernehmen gelebt hatte. Die älteste, Regula, war mit dem Landschreiber Jakob Heß, dem Gehülfen ihres Vaters am Postamt, verheirathet, und starb in Folge eines höchst unkluger Weise gegen die Neigung zum Beleidwerden angewandten Mittels; die zweite, Susanna, eine zart religiöse Seele, war die erste Gattin des damaligen Rathssubstituten und nachherigen Statthalters Hs. C. Hirzel und schien schon hienieden mit ihren schönen dunkelbraunen Augen mehr in die zukünftige, als in diese Welt zu blicken; vor allem aber lebt in meiner Erinnerung die jüngste der vier Schwestern, Martha, der Liebling aller Menschen, die dieses sanfte, fromme, schwärmerische Naturkind beobachten konnten. Bei schwächlicher Körperbildung strebte die Psyche vor der Zeit, die leichtgewobene Chrysalide zu durchbrechen. An einem düstern Winterabend, als Magdalene mit ihrer Mutter und einigen Anverwandten wehmüthig an ihrem Lager saß und die tiefe Stille nur durch den einförmigen Pendelschwung der Wanduhr und durch das leise seufzerähnliche Athmen der Kranken unterbrochen wurde, schauerten die Anwesenden alle zugleich über einem lauten Krachen zusammen, das plötzlich von Außen hereindrang und dem ein harmonisches Gefäusel folgte. Sie blickten einander bedenklich an und wagten es lange nicht, sich nach der Ursache dieses sonderbaren Geräusches umzusehen, das gleich wieder aufgehört hatte. Endlich ergab es sich

bei der Untersuchung, daß an einem im Nebenzimmer befindlichen Fortepiano drei Saiten im nämlichen Augenblick gesprungen waren. Als Tags darauf bei der ältern Schwester Süfette von dem Schrecken der Frauen über dieses Geräusch die Rede war, sprach jene bedeutend und in prophetischem Geist: „Drei Saiten, drei Schwestern!“ Ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht. Der Engel des Todes entführte Marthen schon im Dezember 1779; Regula im März und Süfette im April des folgenden Jahres; alle drei in dem kurzen Zeitraum von vier Monaten.

Ich werde Marthen, obwohl ich, als damals noch kleiner Knabe, sie wenig gekannt hatte, nie vergessen. Ihre Leiche war die erste, die ich sah. Eine düstere Kerze brannte in der Todtenkammer. Die sanfte Gestalt lag starr, wie ein Bild von weißem, durchsichtigem Wachs, mit gefalteten Händen in dem engen Sarg von duftendem Tannenholz. Auf einem Kasten daneben stand ein Schädel, den die entschlummerte immer in ihrem Schlafzimmer aufgestellt hatte. Mein Vater, der mich mitgenommen, als er die theure Nichte zum letzten Male sehen wollte, drückte ihre kalten Hände und flüsterte ihr, als könnte sie ihn noch vernehmen, die Worte zu: „Fahr wohl, Martha, und grüße mir drüben meine geliebte Frau (meine Mutter war vier Jahre früher gestorben)!“

Durch diesen Verlust ihrer Geschwister blieb Magdalene, zu ihrem aufrichtigen Bedauern, die einzige Erbin ihres bemittelten Vaters. Inzwischen heiterte ein sorgenfreies, unter mannigfaltigen Zerstreuungen wechselndes Leben ihren Gesichtskreis bald wieder auf.

Als Schweizer, nach dem Buchstaben des Gesetzes schon durch seine Verheirathung im 21. Jahre mündig, indeß erst im 26. (1780) durch seinen Oheim in den freien Besiß des väterlichen Vermögens eingesetzt worden war, verließ er sein dunkles Haus in der engen kleinen Brunnngasse, kaufte sich dafür ein schöneres, zum untern Berg genannt, in einer anmuthigen Lage am untern Hirschengraben, richtete dasselbe auf

das Bequemste ein, und zog nun auch seine Handlung mit Baumwollentüchern dahin.

Konrad Diggelmann von Oberstraß, der schon unter Schweizer's Vater als Buchhalter angestellt gewesen, ein Mann aus der guten alten Zeit und wie die neue schwerlich mehr einen solchen aufzuweisen hat, unermüdetlich in der Arbeit, einfach und anspruchlos, unerschütterlich treu, nie auf seinen eignen und immer auf den Vortheil seines Prinzipales bedacht, und längst erfahren in allen Details dieser sichern, im In- und Ausland seit vielen Jahren durch ihren nie bezweifelten Kredit rühmlich bekannten Handlung, führte und erhielt dieselbe in ihrer gewohnten und immer gleichen Gewinn bringenden Weise fort. Schweizer hatte dabei nichts anderes zu thun, als Briefe und Wechsel zu unterzeichnen und konnte über den Ertrag dieser Goldgrube nach Willkür verfügen.

Das Vermögen des unglücklichen Jacques befand sich ganz in seines ältern Bruders Händen, der als Vormund über ihn gesetzt war. Dieses Vermögen wurde jenem zwar alle Jahre nebst dem Ertrag der Zinse auf der Rechnung gutgeschrieben; da aber nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß Jacques jemals wieder zum Verstande kommen könnte, und Schweizer für die Befriedigung aller seiner Bedürfnisse reichlich und brüderlich sorgte, so gewöhnte sich Caspar, diesen Antheil in so ferne schon als sein Eigenthum zu verwalten, daß er denselben mit in alle seine Finanzoperationen verflocht, ohne irgend einer Behörde darüber Rechenschaft ablegen zu müssen.

In ihrer Verbindung mit Schweizer fühlte Magdalene sich über die Maßen glücklich. Sie hatte ihn zwar nicht aus blinder Liebe und eher aus Vernunftgründen geheirathet; allein so wie ihr Gemüth sich immer mehr entfaltete, wie der Kreis ihrer Ideen sich erweiterte und vorzüglich weil sie täglich mehr von dem seltenen Edelmuth ihres Gemahls überzeugt wurde, so hieng sie mit einer stets zunehmenden Innigkeit an ihm, die endlich an Vergötterung grenzte. Ward er etwa krank, so rang sie die Hände, und wollte fast verzweifeln. Sie

kniete dann vor ihn hin, flehte für seine Erhaltung und rief: „Männli, o Männli, ohne Dich könnte ich keine Stunde länger leben!“

Schweizer forderte aber auch durchaus nichts von ihr, was bindend oder lästig für ihre Neigungen hätte sein können. Eine Herrenhuterin, redlich wie die meisten Mitglieder dieser Sekte, stand der Küche, dem Keller, der ganzen Haushaltung vor, und regierte aus ihrem eignen Stübchen die übrige Dienerschaft. Selbst die Ausgaben verrechnete sie nicht der Frau des Hauses, sondern dem guten Papa Diggelmann, wie dieser Phönix aller Buchhalter und Kassirer genannt wurde. Magdalene hatte für keine profaischen Lebensbedürfnisse zu sorgen; was ihr gelüstete, ward auf der Stelle angeschafft, und so erwarb sie sich auch nie den geringsten Begriff von ökonomischen Angelegenheiten. Sie brachte ihre Muße im Halbdunkel ihres gegen die Gartenterrasse liegenden niedlichen Zimmers auf weichem Canapee hingegossen, mit Lesen, — denn Schweizer hatte ihr nun wirklich Geschmack für Lektüre beigebracht, — mit Träumen, oder im Besuchzimmer bei geselliger Unterhaltung zu und entwickelte dabei ihre angeborene und seltene Gabe, die Menschen zu beobachten, indeß der Körper einer behaglichen Ruhe pflegte. Freilich faßte sie damals, in jugendlicher Unerfahrenheit, noch bloß das Lächerliche, oder sonst Auffallende an der Außenseite der Leute auf und erst in der Folge schärfte sich ihr instinktmäßiges Talent, das Innere derselben zu durchschauen.

Langten unerwartete Gäste an, so rührte sie nur die Klingel; dann trat die alte Gritte mit dem ehrlichen Gesicht voll ernster Falten unter der schwarzen Spitzenhaube herein, erhielt einen Wink und die Tafel wurde mit Allem, was Leckeres aufzutreiben war, besetzt.

Schweizer, in seinem mannigfaltigen Treiben, fand selten Zeit, sich anhaltend mit seiner Gattin zu beschäftigen. Allein er verehrte sie in eben dem Maße, wie sie ihn vergötterte. Er betrachtete sie in ihrer kindlichen Gemüthlichkeit wie einen Schutzgeist, der ihm zur Begleitung beige stellt worden, dessen all zu bescheidenen Winken er aber in Zeiten der Prüfung leider wenig, ja gar kein Gehör gab.

Uebrigens gestatteten beide einander die unbedingteste Freiheit in allen Lebensverhältnissen, und wenn auch in den ersten Jahren Schweizern hie und da ein kleiner Schauer von Eifersucht, vielleicht im strengsten Sinne nie ganz ohne Grund, anwandeln mochte, so setzte er sich darüber in der Folge, als über eine Schwachheit, die einem über das Gewöhnliche erhabenen Geist nicht zieme, vollkommen hinweg. Freiheit in jeder Beziehung schien das Gesetz und die Bedingung ihrer beidseitigen Existenz zu sein. „Je dois être libre comme l'air“, war Magdalene's beständiger Ausruf. Er und sie ließen sich eben so wenig durch die Forderungen äußerlicher Formen binden, als sie andern mit solchen Zumuthungen lästig fielen. Wer aber einmal ihre schwache Seite erspäht hatte, und diese benutzen wollte, der konnte nach Belieben auf sie wirken, wenn es nur nicht mit dem Anschein eines überlegten Vorsatzes geschah.

Magdalene war, bei ihrer kleinen, aber niedlich geformten und ausgerundeten Gestalt und ihrer bedeutenden Gesichtsbildung eine äußerst einnehmende Frau. Ihre großen, blauen und seelvollen Augen übten einen unwiderstehlichen Zauber aus, und sie war öfters der Gegenstand vielseitiger Aufmerksamkeit vorzüglicher Männer. Sie zeichnete sich auch durch eine besondere Kleidung aus, indem sie die damals übliche Frauenzimmertracht abgelegt hatte und weder hoch frisirte und gepuderte Haare noch Poches (breite, mit Fischbein ausgewölbte Anhängtaschen), noch einen langen steifen Panzer von Schnürbrust oder hohe Absätze an den Schuhen trug. Sie kleidete sich vielmehr ganz nach eigenem, phantastischem, zum Theil Gemälden und Antiken abgeborgten Geschmack. Ihre Tuniken waren mit einem Gürtel unter der Brust zusammengeheftet und ihre reichen, prächtigen braunen Haare, von Federn überschattet, in breiten Flechten um den Kopf gewunden.

Ihr Nervengewebe war äußerst reizbar; jede Veränderung der Atmosphäre spannte dasselbe auf oder ab. Sie spürte, zumal in horizontaler Lage, die geringsten Schwingungen des Bodens und sprach

zuweilen von empfundenen Erderschütterungen, die Niemand von ihrer Umgebung bemerkt haben wollte, wovon aber gewöhnlich später bestimmte Nachrichten aus der Ferne anlangten, die genau die Stunde angaben, in welcher Magdalene von dieser Empfindung beunruhigt worden war. Sie hatte auch eine, wie wohl nie ganz entwickelte Gefühlsfähigkeit für unterirdische Electricität, was sie „mes rapports avec la nature“ nannte, und wurde von kleinen Schauern bewegt, wenn sie über verborgenen Quellen stand. Eine solche vermuthete sie hinter Schweizers Haus in Zürich und ruhte nicht, bis er nachgraben ließ, wo sich dann auch wirklich ein dünnes Fädchen Bergschweiß vorfand, das gefaßt wurde und jetzt noch einen Brunnen daselbst versieht.

Schweizer machte in Zürich ein weniger glänzendes als angesehenes Haus, das der Sammelplatz einer sonderbar gemischten, durch ihre Mannigfaltigkeit unterhaltenden Gesellschaft war. Der Hausherr und seine Gemahlin eigneten sich aber von ihrer Seite auch ganz dazu, die verschiedenartigsten Menschen anzuziehen; jener durch das Wetterleuchten seines Geistes und durch seine paradoxen Meinungen und Lebensansichten; diese durch ihre Schönheit, durch kindlich naive Güte und eine Aufrichtigkeit, die sich ohne Hehl in den kühnsten Wahrheiten aussprach und dennoch nie beleidigen oder mißdeutet werden konnte. Schweizer, der seine Handlung durch so reine und thätige Hände besorgt mußte, wurde durch solche Geschäfte nie gehindert, mancherlei Bekanntschaften anzuknüpfen, und Magdalene war, wie bereits erwähnt worden, ebenso bequem eingerichtet. Wer aber günstigen Eingang bei beiden finden wollte, mußte auch, da sie es selbst waren, auf irgend eine Weise originell sein; alsdann kam weder Stand, noch Reichthum oder Armuth des neuen Hausfreundes in Betrachtung. Es wäre merkwürdig, alle die verschiedenen Menschen nennen und schildern zu können, die sich damals abwechselnd bei Schweizer einfanden. Drei seiner treuesten Jugendfreunde, die aber keiner Ueberspannung huldigten, waren Hs.

Caspar Schinz, jetzt des Rathes, dessen Schwager Caspar Schultheß von Hottingen und Leonhardt Schultheß zum Rechberg, ein erfahrener praktischer Kaufmann. Diese hielten ihn, so lange es noch möglich war, von manchem Fehltritt ab, wozu ihn seine brennende Phantasie immer hinreißen wollte. Einheimische und fremde durchreisende Gelehrte, Schöngelister, Künstler und Weltleute zogen wechselweise ein und aus. Unter jenen befanden sich zum Beispiel: Lavater, Pfenninger, der Canonikus Steinbrüchel, der Zunftmeister Bürkli, H. Füßli, der Gelehrte und Buchhändler, Leonhardt Meister, Pestalozzi, Doktor Hoße, Heinrich Füßli, ehe dieser berühmte Maler nach London zog, u. s. w. Unter den Ausländern Göthe und der Herzog von Weimar, während ihrer Anwesenheit im Jahr 1779 (für diesen Letztern malte Füßli Magdalenen's Bildniß, das wahrscheinlich noch irgendwo in Weimar zu finden wäre); Wilhelm Gottlieb Becker; ein früh verstorbener Graf von Giech; zwei holländische Grafen von Bentink; Wilhelm Tischbein (der Neapolitaner, welcher Magdalene in ihrem eigenthümlichen Kostüm gemalt hat, nach welchem großen kräftigen Bildniß die nebenstehende Kopie gezogen wurde*); dessen jüngerer Bruder, u. a. m. Schöne und gebildete Frauen gehörten mit zu diesen Verhältnissen. Der Oberstlieutenant des zürcherischen Regimentes Steiner in französischen Diensten, Hirzel von St. Gratien, hatte seine Gemahlin, eine geborne Moubat von Belfort, nach Zürich gebracht und sich daselbst häuslich mit ihr niedergelassen. Sie war angenehm, geistreich, gewandt und Lavater ganz von ihr bezaubert. Magdalene hatte täglichen Umgang mit dieser Dame, welche die sogenannte französische Cotterie stiftete, von der noch einzelne alte Leute in Zürich übrig geblieben sind, die sich durch feine Sitten und einen guten gefälligen Ton auszeichnen. Auch die berühmte Branconi schloß sich, so lange sie hier war, an Magdalene an, obgleich Schweizer diesen Umgang keineswegs begünstigte, indem er seine Gattin nicht

*) Es ist mir nicht bekannt, ob das Original sich vielleicht noch irgendwo in Zürich befindet.

gern mit einer, wenn auch noch so geistvollen Frau, welche die Maitresse eines Fürsten (des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel) gewesen, in Verbindung sah.

Das Zusammentreffen so vieler bedeutender Menschen wurde durch Witß, Laune und Umschwung neuer und eigenthümlicher Gedanken belebt. Mit Karten wurde hier selten gespielt. Wenn die Männer nicht unter sich über gelehrte oder politische Gegenstände discutirten, was öfters stundenlang der Fall war, so brachte Schweizer immer eine Unterhaltung auf die Bahn, welche den Geist beschäftigen und den Kreis der Ideen erweitern konnte. So wurden z. B. Endreime auszufüllen aufgegeben, oder ein Thema, über welches alle Anwesenden aus dem Stegreif Briefe in entgegengesetztem Sinne schreiben mußten. Der Graf von Giech gewann einmal seine Wette, daß er zu gleicher Zeit in einem abstrakten Buche lesen und genaue Rechenchaft davon geben, zwei verschiedenen Personen verschiedene Aufsätze fehlerfrei diktiren und dazwischen selbst einen Brief von ganz anderm Inhalt schreiben wolle und das Alles innerhalb einer einzigen Stunde. Die Künstler zeichneten Bildnisse von den Mitgliedern der Gesellschaft, oder Carrikaturen; oder sie füllten fünf aufgebene Punkte mit dem Kopf, den beiden Händen und Füßen einer regelmäßig gebildeten menschlichen Figur in den schwierigsten Stellungen aus. Landparthien, kleine Reisen und gemeinschaftliche Badekuren führten immer neuen Wechsel herbei.

Nicht bloß Schweizer's Haus, sondern auch sein Herz und sein Beutel standen seinen Freunden immer offen. Viele derselben haben, theils für sich selbst, theils für bedrängte Schützlinge, von seiner edlen Bereitwilligkeit, überall auszuhelfen, Gebrauch gemacht. Lavater empfahl ihm alle seine vielen Armen, und erhielt immer was er für dieselben verlangte. Ohne Schweizer's kräftige Unterstützung hätte Lavater's Sohn, Heinrich, sich nicht so lang im Ausland aufhalten und zum gewandten Weltmann ausbilden können. Pfenninger gerieth bei geringen Einkünften und großem Kindersegel häufig in Verlegenheit und berichtete, womit ihm

gedient wäre, oder es bedurfte eines Bürgen für einen Anverwandten, und der treue Freund war immer bereit, solchen Wünschen zu entsprechen.

Schweizer war von dem Grundsatz durchdrungen, er selbst, sowie jeder andere Reiche, sei verpflichtet, die Stelle eines Zahlmeisters der Vorsehung auf dieser Welt zu vertreten, und folgte dieser Ueberzeugung ohne Rücksicht auf eigene Entblößung und Einbuße. Wie manche heruntergekommene Haushaltung, wie viele junge Leute von Talent, welchen die nöthige Unterstützung, dasselbe zu entwickeln, gebrach, fanden bei Schweizer nicht nur Geld, sondern auch noch Theilnahme, guten Rath und wichtige Empfehlungen. Er hat in dem Zeitraum von 1775 bis 86 in seiner Vaterstadt unendlich viele Wohlthaten anspruchlos und im Stillen ausgeübt.

Allein die Leichtigkeit, womit er Fremde aufzunehmen und Dürstige zu unterstützen pflegte, ward auch öfters, mitunter auf die grellste Weise, mißbraucht. So machte er z. B. in den ersten Jahren seiner Ehe die Bekanntschaft eines geistreichen, aus den Ionischen Inseln gebürtigen Abenteurers, Baselli, der sich mit einem Schwager, Namens Vero, in Zürich aufhielt. Diese abgeseimten Gesellen hatten sich dermaßen bei ihm eingeschmeichelt, daß sie täglich in seinem Hause steckten und ihn endlich sogar zum Hazardspiel bei verschlossenen Thüren zu verleiten wußten. Schweizer, der das Geld nicht achtete und nicht um Gewinn, sondern bloß spielte, um das blinde Glück zu erproben, hatte, wie es die Regel mit sich bringt, im Anfang immer gute Karten; bald aber verlor er fortwährend bedeutende Summen. Jetzt ward er aufmerksam, und da er, einmal gereizt, mitunter einen nicht geringen Scharfsinn anzuwenden vermochte, so belauschte er nun den Kartenschläger so lange, bis er ihm endlich seine künstlichen Handgriffe abgemerkt hatte. Ein anderer würde den Spitzbuben aus der Thüre geworfen haben; aber Schweizer war nicht der Mann, welcher das angebotene Gastrecht, selbst gegen Unwürdige, verletzt hätte. Er begnügte sich damit, dem entlarvten Gauner einmal das Spiel so zu legen, wie dieser es mit seinem edlen Wirth getrieben und sprach trocken lachend: „So macht

man es, wenn man seine Leute pressen will.“ Daß der beschämte Baselli nicht wieder kam und aller Umgang abgebrochen wurde, versteht sich von selbst.

Man würde sich irren, wenn man aus demjenigen, was bis dahin erzählt worden, schließen möchte, Schweizer habe seine Zeit nur geselliger Unterhaltung und einer Art von geistreichem Müßiggang gewidmet. Es war ihm vielmehr hoher Ernst damit, sich tief in alles menschliche Wissen hineinzuarbeiten, und drei Viertel des Tages brachte er auf seinem Studierzimmer zu. Er hatte sich nach und nach eine bedeutende Bibliothek angeschafft; las Bücher aus den verschiedenartigsten Fächern, mit der Feder in der Hand, und vergaß selten wieder, was er einmal, wenn auch nur cursiv, gelesen. Allein der Mangel an gründlicher Logik und systematischem Schulunterricht, verbunden mit einer nie befriedigten Wißbegier, die immer von einem Zweige zum andern hüpfte, hinderten ihn, irgend ein Fach mit der nöthigen Sammlung beharrlich zu verfolgen und zu ergründen.

Dann übten auch die verschiedenen Menschen, mit welchen er abwechselnd in Verbindung kam, den entschiedensten Einfluß auf seine stets veränderliche Geistesrichtung aus.

Von Lavater's Religiosität begeistert, las er einst eine geraume Zeit lang bloß theologische Schriften und Predigten, verstieg sich sogar bis in die Apokalypse und schrieb ganze Stöße von Commentaren über die Bibel. In jener Epoche hatte er sich von phantastischer Schwärmerei auf einen solchen Grad hinreißen lassen, daß er Lavater auf dessen bekannter Reise zu Pater Gafner begleitete und seinen wahnsinnigen Bruder Jacques mitnahm, um diesen durch den berüchtigten Teufelsbanner exorzifiren zu lassen. Allein der böse Geist ward vergebens beschworen und Schweizer lachte nachher selbst über seine Leichtgläubigkeit.

Als er später mit den damals in Zürich vorhandenen philosophischen Köpfen, wie Steinbrüchel, Gottinger, Bürkli, dem satyrischen Witzbold

Meister u. a. m. bekannt und von solchen Männern auf ihre Seite hinüber gezogen wurde, verfiel er in das entgegengesetzte Extrem, schmiß alle seine Commentare über die Offenbarung in den Ofen, spielte, noch weiter als seine Vorbilder gehend, den Freigeist und fing sogar an, des edeln Lavater's menschlichen Schwachheiten nachzuspüren, Anekdoten darüber zu sammeln und mißdeutete manche seiner wohlmeinenden aber excentrischen Aeußerungen. Er hat ihm aber in der Folge wieder volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, blieb immer in freundschaftlicher Beziehung mit ihm und schrieb, als er in einem entfernten Welttheil die Auflösung dieses hochherzigen Märtyrers vernahm, von ihm:

„Wie dein Johannes, so sprach, so übt er die Lehre der Liebe,
Heiland der Christen, auch ihn leg an die göttliche Brust.“

Und an einem andern Ort, wo er Lavater „einen frommen und heiligen Lehrer“ nennt:

„Leben der Zukunft, du bist! Denn solche erhabene Seelen
läßt dem hauchlosen Nichts nimmer die Gottheit zum Raub.“

Innerhalb von zehn Jahren hatte Schweizer von Allem genascht, was damals an wissenschaftlicher Tagesordnung war. Er durchstöberte die Kirchenväter, studirte religiöse und profane Geschichte, Statistik, Politik, Commercial- und Commerzwesen, Pädagogik, Aesthetik, der Himmel weiß, was Alles sonst noch, sogar Geburtshülfe und auch noch das Militär; denn als ein Schweizer war er verpflichtet, in der zürcherischen Landmiliz zu dienen, bei welcher er als Hauptmann einer Freikompanie angestellt war, und bei den wöchentlichen Versammlungen und Waffenübungen der Collegianten (ein Corps freiwilliger Bürger) zeichnete er sich durch besondern Eifer und eine schöne Montur aus.

Mitunter fiel ihm ein, über irgend einen Gegenstand, der ihn für den Augenblick beherrschte, selbst eine Abhandlung oder sogar ein ganzes Buch zu verfertigen; er sammelte dann alle erdenklichen Materialien darüber und entwarf Pläne auf zerstreute Blätter, wo immer mehr ausgestrichen, als stehen geblieben war. Allein es kam gewöhnlich damit nicht einmal zu einem ordentlichen Anfang und er ließ, von einer

neuen Idee hingerissen, Alles wieder liegen. Im ganzen Laufe seines Lebens hat er bloß einige Reisebeschreibungen und Memoriale, nebst einem Heft Epigramme und andere Gedichte nach seiner Weise vollendet, daneben aber noch eine ungeheure Zahl von Concepten zu poetischen Episteln und Heroïden und zu philosophisch-politischen Werken hinterlassen, die so flüchtig hingefudelt sind, daß man seine sonderbaren Schriftzüge genau kennen muß, um diese verworrenen Kladden zu entziffern und zu errathen, welche Gedanken ihm jedesmal durch den Kopf gingen.

Dieser Hast, von einem Gegenstand zum andern überzuspringen, war er sich so gut bewußt, daß er einst in seine zu eigener Beherzigung gedichteten „Lebensregeln eines Sonderlings“ das Distichon schrieb:

Nicht im Galoppe durchirre brausend der Weisheit Gefilde.

Früchte und Blumen pflückt nur wer sie verweilend durchgeht!

Doch der Dämon, der ihn rastlos vorwärts trieb, ließ sich nie durch bessere Einsicht bezwingen. Französisch schrieb er fließender als deutsch, jedoch mit Germanismen untermischt und sündigte in der letzteren Sprache häufig gegen die ersten Regeln der Grammatik, wie dieses aus seinen eigenen Worten, die hie und da in diesen Blättern angeführt werden, hervorgeht. Seine Gedanken nehmen öfters einen hohen Schwung; eine Menge seltener und wirklich selbst erschaffener Bilder stand ihm zu Gebot; diese wurden aber nie mit kritischem Geschmac gewählt, und seine Ausdrücke waren meistens gesucht. So findet man in seinen Gedichten z. B. schleppgehagene Segel, erzne Fernrohre, hohen Meeresgewälzes Stöße, stromumschwemmte Häuser, fichtenstarrende Berge, u. a. m. Die Gesetze der Metrik hat er nie beobachtet; den Reim verabscheute er, weil dieser nur mit Anstrengung gefunden wird. Die alten Classiker, nach welchen er sich zu bilden trachtete und die er stets als Muster empfahl, kannte er nur aus Uebersetzungen.

Inzwischen erwarb er sich einen ungeheuren Reichthum vielseitiger Kenntnisse, welche, wenn auch bloß oberflächlich, doch beinahe von Allem etwas enthielten, was in den Kreis des menschlichen Wissens

gehört. In der Anwendung dieser Kenntnisse gerieth er zwar gewöhnlich auf Abwege, sein Umgang war aber doch mitunter lehrreich, wenn er die Fülle seines trefflichen Gedächtnisses aufschloß. Ueberall bestrebte er sich, gemeinnützig zu sein, durch seine Ideen wie durch sein Geld und durch alles was ihm das Glück zugetheilt, oder was er sich selbst erworben hatte. Ganze Bretter seiner Bibliothek standen leer, indem er Jedem Bücher mittheilte, der ihn darum ansprach. Besonders trachtete er jungen Leuten Geschmack für Geistesbildung einzulößen, wobei er in der Auswahl der Mittel stets auf ihre Fähigkeiten Rücksicht nahm und denselben nie ein Buch empfahl, das ihnen hätte schaden können. So verdanke ich ihm die erste Bekanntschaft mit Stillings Jugendgeschichte, die er mir hinschob und mir dagegen ein anderes Buch aus der Hand nahm, welches wahrscheinlich meine Fassungskraft damals noch überstiegen hätte. Für die bildende Kunst nährte er eine eigentliche Leidenschaft und sammelte nach und nach viele Kupferstiche, Handriffe, später auch Gemälde, Münzen und Erzeugnisse antiker Plastik, ward aber öfters getäuscht, und bekam Copien für Originale, indem er nie Geduld genug besaß, um sich Technik, Archäologie und alle erforderlichen Hilfswissenschaften anzueignen. Er zeichnete auch selbst, zumal in seiner Lavaterischen Epoche, wo Physiognomik, womit er sich sein ganzes Leben durch vergeblich abmühte, sein Hauptstudium war. Damals ließ er sich blödsinnige Menschen aus dem Spital holen und skizzirte ihre Köpfe, hat aber nie die Fertigkeit erlangt, einen reinen und richtigen Umriß auf das Papier zu bringen. An Ausarbeitung war bei solcher Flüchtigkeit nicht zu denken. Sein ganzes Treiben war Fragment, das Leben zu kurz, um nur den hundertsten Theil von Allem zu erreichen, wonach seine dürstende Seele strebte.

Magdalenen's sehnlicher Wunsch, wenigstens nur einmal Mutter zu werden, blieb unerfüllt, worüber auch Schweizer sich innig grämte. Er hatte sich so viel mit pädagogischen Studien beschäftigt, sich mit

Pestalozzi so häufig über Unterricht und Erziehung besprochen und sollte nie Gelegenheit finden, seine gesammelten Theorien praktisch anzuwenden und Menschen nach seinem Ideale zu bilden! Als er endlich überzeugt war, daß er auf die Hoffnung, eigene Kinder zu bekommen, verzichten müsse, so verfiel er auf den Gedanken, sich, wie er sagte, durch Annahme eines fremden Kindes „die Illusion der Vaterfreuden zu verschaffen“. Er hatte in St. Moritz die Bekanntschaft eines bündnerischen Geistlichen, Heinrich Bansi von Steinsberg (Ardez), damaligen Pfarrers zu Fläsch, gemacht. Dieser war in der Herrenhutergemeinde zu Neuwied erzogen worden und studirte nachher in Halle, woselbst er sich aber schon nicht mehr zu den Zinzendorf'schen Glaubensgenossen zählte. Bansi war ein großer, schwarzbärtiger Mann mit einer kräftigen Gesichtsbildung, unruhig, verschmitzt und zu Intriguen geboren, dabei ein gewandter Schwätzer, der die schönsten Grundsätze mit feuriger Beredsamkeit vorzutragen, seine Leute bald zu durchschauen, zu gewinnen und für seine Zwecke zu benutzen verstand. Bei einer schlechten Pfründe hatte er seine Frau und viele Kinder zu ernähren und selten Geld genug, um seinen Hang zu immerwährendem Herumschweifen zu befriedigen.

Schweizer, dessen Vertrauen in edlere Menschheit durch die bittersten Erfahrungen nie geschwächt werden konnte, war eine Eroberung für Bansi. Dieser stellte sich Jenem als einen aufrichtigen, kecken Freund und Verfechter der Wahrheit dar, und wußte dessen Lieblingsmeinungen so anspruchslos und als wären dieselben seine eigenen, zu schmeicheln und zu huldigen, daß Beide bald auf Du und Du und auf's Innigste verbunden waren.

Der geistliche Hirt, welcher gewohnt war, seine Heerde sich selbst zu überlassen, fand öfters Zeit, nach Zürich zu kommen und hier seinen Freund auf manigfaltige Weise in Anspruch zu nehmen. Daß er mitunter auch Geld bedurfte und dessen immer mehr erhielt, als er begehrte, versteht sich von selbst.

Wie er nun gewahr wurde, daß Schweizer nach einem Kind ver-
lange, so war er gleich bereit, ihm eines der seinigen abzutreten. Kein
Opfer war ihm für den theuren Freund zu schwer! Schweizer nahm das
Anerbieten gleich mit beiden Händen an, jedoch nicht unbedingt. Er
wollte vollständige Vaterrechte über das ihm anvertraute Kind erhalten,
förmlich befugt sein, dasselbe ganz genau nach seinem Sinn und ohne
Einwirkung der Eltern zu erziehen, dann aber auch für den Pflegling
in jeder Beziehung väterlich besorgt sein und ihm ein reiches Aus-
kommen für das ganze Leben sichern.

Bansi ging alle diese Bedingungen ein und es wurde sogar ein
förmlicher Vertrag darüber ausgewechselt; er brachte sein ältestes acht-
jähriges Töchterchen im September 1783, wenige Tage nachdem
Magdalenen's Mutter gestorben war, nach Zürich und überlieferte es
den neuen Pflegeeltern. Babette, ein kleines, feines Figürchen, was
die Franzosen „un chiffon“ nennen, mit einem eher häßlichen als
schönen, von Sommerprossen bedeckten Gesichtchen, aus welchem über
dem stumpfen Näschen ein Paar schwarze Augen wie glühende Kohlen
hervorblickten, gefiel durch eine Lebhaftigkeit, die aus südlichen Himmels-
strichen herzustammen schien. Sie war schmiegsam, flüchtig wie eine
Eidechse, verschmitzt wie ihr Vater und hoch erfreut, sich aus der heimat-
lichen und ärmlichen Wirthschaft zu Fläsch in ein schönes Haus und in
glänzende Umgebungen versetzt zu sehen. Sie hatte sich auch bald bei
Schweizer und seiner Gattin eingeschmeichelt. Er hielt das kleine,
pffiffige Ding für ein Genie, aus dem er ein Wunder der Geistigkeit
zu bilden hoffte. Allerdings mochten viele Anlagen bei ihr vorhanden
sein; diese aber hätten, um keine schiefe Richtung zu nehmen, durch
beharrliche Anwendung einfacher, allein tief durchdachter und auf den
Charakter des Kindes berechneter Grundsätze geweckt und entwickelt,
daneben aber eine Menge bereits tief eingewurzelter Fehler ausgerottet
werden sollen.

Eine solche Beharrlichkeit mangelte aber Schweizer und Magdalenen
gänzlich. Er selbst war immer durch tausend widersprechende Ideen zer-

streut, und sie zu gemächlich, um früh und spät Babettes Betragen zu beobachten, zu bewachen und ihre Neigungen nur zum Guten zu lenken. Zwar gab sie ihr eine Art von Unterricht in der französischen Sprache und wechselte mit Bausis Frau, einer gebornen Lorfa, die sie ihre Mitmutter nannte, viele Briefe über das Kind; es wurden allerlei Lehrer für dasselbe angestellt; beide Pflegeeltern meinten es redlich und beschäftigten sich wohl in einzelnen Stunden mit dem unterhaltenden kleinen Wesen; dann kamen aber Besuche oder es gab andere Abhaltungen und so fiel Babettes Erziehung größten Theils der alten, ehrlichen Gritte zur Last, die ihre liebe Noth mit dem Mädchen hatte, das früh schon im Naschen und Lügen seines Gleichen suchte. Daß gewöhnliche Strafen für kindliche Vergehen, zumal körperliche Züchtigungen nicht zu Schweizer's pädagogischen Hülfsmitteln gehören durften, ist leicht zu begreifen; er glaubte Babette bloß durch ein geschärftes Ehrgefühl leiten zu können. Es wurde daher für den schlimmsten Fall ein Kleid von dem allergrößten Pachtuch angeschafft und das Kind, wenn die gewissenhafte Gritte eine erweisbare Klage gegen dasselbe anhängig machte, in diese Züchtlingsjacke gesteckt und als ob gar nichts vorgefallen wäre, zu Lehrern und Anverwandten geschickt. Im Anfang kränkte dieses sonderbare Strafmittel seine Eitelkeit allerdings gewaltig; da dasselbe aber häufig angewendet werden mußte, so setzte Babette sich bald darüber hinweg und trachtete, wenn sie über die Veranlassung ihrer Demüthigung befragt wurde, durch einfaches Bekenntniß des begangenen Fehlers sich wenigstens den Anstrich gutmüthiger und naiver Aufrichtigkeit zu geben. So schrieb sie einst (im April 1785) an ihren Vater: „Die Mama sorget immer, daß ich auch ein gut Herz bekomme, „aber das ist leider noch nicht meine Natur, und daß ich die Wahrheit selber wäre.“ Ihre Erziehung war übrigens so liberal, daß sie am Ende Alles thun konnte, was ihr einfiel, wenn ihre muthwilligen Streiche nur immer unter witzigen Formen ausgeführt wurden.

Neben dem gewöhnlichen Elementarunterricht, bei welchem sie sich nichts weniger als fleißig und aufmerksam bezeigte, erhielt sie auch An-

leitung im Zeichnen Da sie täglich von Kunst sprechen hörte, immer viele Bilder vor Augen hatte, infolge des Nachahmungstriebes, der allen Kindern innewohnt, dergleichen auch versuchen und lieber Fragen auf das Papier kriecheln, als schöne Schriftzüge nachbilden wollte, so glaubte Schweizer, einen entschiedenen Beruf zur Kunst in ihr entdeckt zu haben. Diesen gehörig aufzumuntern und zu entwickeln, ward nun seine fixe Idee für das Kind und es sollte wenigstens ihm nicht zur Last gelegt werden können, wenn Babette dereinst nicht als eine zweite Angelika auftreten dürfte.

Wer mehr in einer abstrakten Gedankenwelt als in der wirklichen lebt und seinen Geist mit idealen Theorien übersättiget, der wird auch immer überspannte Forderungen an das Leben machen. So betrachtete Schweizer die Welt aus einem höhern Gesichtspunkte, als ihn der Aufenthalt in einer kleinen Stadt den Bewohnern derselben gewöhnlich anweisen mag. Seine Begriffe von einer Republik waren aus den glänzendsten Epochen des Alterthums geschöpft, und in jedem Rathsherrn und Zunftmeister von Zürich hätte er gerne einen römischen Senator und Tribunen verehrt. Ohne Rücksicht auf Zeit und Raum wollte er alle Angelegenheiten des engern Vaterlandes in dem hohen Sinn ehemaliger Weltbeherrscher behandelt wissen. Wenn er aber den großen Maßstab der Geschichte an dasjenige legte, was in Folge beschränkter Umstände dem Streben der Regierung sowohl als der untergeordneten Bürgerklasse zum Gegenstande diente, so erschien ihm Alles klein und verkrüppelt. Er verkannte und mißdeutete den klugen, häuslicher Geist, der in Zürich geringe Mittel zu Rathe ziehen mußte und hielt sich über den dürftigen Zuschnitt auf, der allerdings den vorhandenen Einrichtungen eine spießbürgerliche Außenseite gab. Er vermißte die gewünschte republikanische Freiheit im Umtausch ungewöhnlicher Ideen. Mancher kleinere oder größere Mißgriff wurde laut von ihm gerügt. Waser's Hinrichtung z. B. hatte sein Gefühl empört, und Schlözer's

Schriften, die er begierig las, steigerten seine Begriffe noch mehr. Seine Empfänglichkeit, das Lächerliche aufzufassen, fand täglich in der breiten Weitsehigkeit, womit öffentliche und Privatgeschäfte behandelt wurden, einen vollkommenen Stoff zu scharfen Satyren.

Nebst dem Triebe nach tief eingreifender Thätigkeit glühte auch Ehrgeiz in Schweizer's unruhiger Seele. Er hätte an der Staatsverwaltung theilnehmen, dabei reformiren, neu beleben und dem politischen Rad einen rascheren Umschwung geben mögen. Seine vielseitigen Kenntnisse, seine ausgebreiteten Verhältnisse im In- und Auslande und sein bedeutendes Vermögen schienen auch seine Ansprüche auf irgend eine Auszeichnung zu rechtfertigen. Allein sein Mangel an Beharrlichkeit für angestrengte Arbeit, in einem Kreise, wo man „das Kleinere nicht verschmähen darf, um zu Größerem sich zu erheben“, und seine bekannte Geistesrichtung konnten den in Zürich vorherrschenden Grundsätzen nicht zusagen und so gelangte er, als er das erforderliche Alter erreicht hatte, nicht einmal dazu, von seiner Zunft zum Zwölfer (Mitglied des Großen Rathes) ernannt zu werden. Diese Hintansetzung kränkte ihn tief und weit mehr, als er jemals eingestehen wollte, denn er hatte darauf gezählt, und sich, als dazu geeignet, vorgenommen, in öffentlichen Aemtern viel Gutes nach seiner Einsicht zu wirken. Allmählig ward ihm nun die Vaterstadt zu eng, alles politische und merkantilische Treiben darin erschien ihm wie eine von Liliputern aufgeführte Komödie, seine eigene Handlung wie elende Krämerei. Er glaubte sich über die streng geregelten Formen eines kleinen Schweizerstaates erhaben und dürstete nach Einfluß in größere Verhältnisse auf einem ausgedehnteren Schauplatz.

Schweizer's Seele war ein Bild der Außenwelt, in welcher damals eben eine Menge verworrener Elemente zu gähren begannen. Eine große Masse von Kenntnissen hatte sich allmählig und überall verbreitet; allein die Erkenntniß einer wahren und richtigen Anwendung fehlte überall bei dem manigfaltigen philanthropischen Treiben, welches die bürgerliche Gesellschaft in Bewegung gesetzt und bereits für die Aufnahme neuer Formen empfänglich gemacht hatte.

Da ging aus Adam Weißhaupt's glühender Phantasie der Gedanke hervor, einen großen Verein aller aufgeklärten Männer von Europa zu stiften, welcher dem Aberglauben, allen Mißbräuchen und Gebrechen der Gesellschaft entgegenwirken und durch geistige Vervollkommnung die gesammte Menschheit auf eine höhere Stufe emporheben sollte. Er stiftete den Orden der Illuminaten, welcher sich innerhalb weniger Jahre in ganz Deutschland ausbreitete und seine Verzweigungen schon in angrenzende Länder hinüber zu treiben vermochte, als diese gigantische Verbrüderung plötzlich im Jahr 1785 durch Karl Theodor von Bayern gewaltsam aufgelöst, verfolgt, und der fernere Beitritt zu ähnlichen Verbindungen als Staatsverbrechen verpönt wurde.

Allein der Impuls war gegeben und in der Schweiz, bis wohin der Einfluß des Pater Frank nicht reichen konnte, hatten sich mehrere gute Köpfe bereits zur Stiftung einer solchen Gesellschaft unter einander verstanden. Ob sie unmittelbar mit dem von Weißhaupt früher gebildeten Kern zusammen hingen, oder selbstständig ähnliche Zwecke verfolgten, und wer eigentlich das Oberhaupt dieses schweizerischen Illuminatenordens gewesen, möchte schwerlich mehr auszumitteln sein. Wahrscheinlich aber war der als Arzt berühmte Canonikus Rahn einer der ersten und bedeutendsten unter diesen Männern. Beinahe in allen Schweizerstädten wurden Mitglieder zu dieser Verbindung geworben, welche, gleich dem Orden der Freimaurer, verschiedene Grade in sich faßte und nur die Eingeweihten wußten um den Zusammenhang des großen Ganzen. So entstand in Zürich eine „Gesellschaft zur Förderung häuslicher und sittlicher Glückseligkeit“, in welche Männer aus allen Ständen und Altern aufgenommen wurden.

Bei der ersten Sitzung dieser Gesellschaft hieß es, „Menschen lieben, erziehen, bilden, zum Guten stimmen, nicht durch Declamation, nicht durch jesuitische List, nicht durch despotischen Zwang, sondern durch „Aufklärung, Belehrung, Begünstigung, Unterstützung, Belohnung, durch „solches Bestreben könnte nach und nach ein ganzes Land umgestimmt „und seinem moralischen und politischen Untergang entzogen werden.

„Man muß Kraft gegen Kraft, die Tugend dem Laster entgegenstellen. „Aber alle gewaltsame Reform ist verwerflich!“ Nur allgemeine Untersuchung über Staatsfachen wurde gestattet; „Verwahrung gegen politische Wirksamkeit ausbedungen.“ Die Hauptzwecke der Gesellschaft waren: „Jedem Guten ohne Unterschied aufzuhelfen; die „Quellen herrschenden Unglücks und Jammers und Zerrüttung einzelner „Haushaltungen und Subjekte und der daraus herrührenden „Entkräftigung des ganzen Staatskörpers, aufzusuchen; „den kräftigsten Mitteln nachzuspüren, wodurch Laster gefesselt, Bosheit „vereitelt, Tugend und Wohlstand befördert, wodurch besonders die „bisher für die verführbare Jugend allzu unkräftigen Reize zur Recht- „schaffenheit, Arbeitsamkeit, Tugend, Gottesfurcht und Menschenliebe „anziehender und lockender gemacht werden könnten“.

Jedes Mitglied verpflichtete sich bei seiner Aufnahme, „die Leitung „und Bildung eines Jünglings, die Aufsicht über dessen moralischen „Charakter und Fortgang in seiner Kunst und Wissenschaft zu über- „nehmen und der Gesellschaft davon Rechenschaft zu geben.“ Diese Aufsicht über solche Zöglinge erstreckte sich, vermittelt mannig- faltiger und meist geheimer Verbindungen, bis in's Ausland.

Solche Zwecke waren allerdings wohlmeinend, edel, und durften, ohne Argwohn zu erregen, öffentlich ausgesprochen werden; auch wurden dieselben nichts weniger als geheim gehalten. Welche höheren Pläne aber in dem Zusammenhang des Ordensmeisters mit den einzelnen Vorstehern der zahlreichen und verschiedenen Gesellschaften anderer Schweizerstädte noch weiter zu Grunde liegen mochten, das wurde mit einem mystischen Schleier verdeckt gehalten und viele achtbare Mitglieder dieses Vereins ahnten nicht einmal, daß sie bloß untergeordnete Werk- zeuge unbekannter Vorsteher waren.

Indessen geht aus der Natur der Sache hervor, welche Gewalt einzelne, wenn auch edle Männer sich zueignen und bei irrigen Ansichten mißbrauchen können, wenn das Ende so vieler und alle Klassen der

bürgerlichen Gesellschaft durchwebender Fäden in ihrer leitenden Hand zusammentrifft. Schon die über ausgewählte und als fähig erachtete Jünglinge selbst in weiter Entfernung sich ausdehnende geheime moralische Polizei erscheint bedenklich.

Die Stifter dieser Gesellschaft suchten alle gebildeten, angesehenen und vorzüglich alle reichen Männer für ihre Zwecke zu gewinnen. Auch Schweizer, der bei den Freimaurern in Zürich nicht gefunden, was er erwartet hatte und auf der untersten Stufe dieser Verbrüderung stehen geblieben, wurde nicht übergangen und kein Mensch war mehr als er dazu geeignet, von solchen philanthropischen Plänen begeistert zu werden. Er war längst ein Perfektibilist und Illuminate, bevor der Orden bestand. Er war ein feuriger Patriot zu einer Zeit, wo dieser Name noch als Ehrentitel galt und keine besondere Partei bezeichnete. Er verabscheute, wie gewaltsame Staatsumwälzungen noch nicht an der Tagesordnung waren, jede Meuterei gegen gesetzmäßige Ordnung. Aber er wollte doch die Welt aus ihrem Alltagsgeleise gehoben wissen, er wünschte selbst mit Hand anzulegen, ohne noch zu wissen, wo er zugreifen sollte, und nun zeigte sich ihm auf einmal die gewünschte Gelegenheit, sicherer und tiefer eingreifend, als es nach seiner Ansicht durch die mechanische Amtsführung gewöhnlicher Behörden geschehen konnte und gleichsam wie die waltende Vorsehung, durch rein moralische Mittel, Segen über die Menschheit zu verbreiten! Seine Phantasie loderte in lichten Flammen auf; der Zweck der Illuminaten wurde seine fixe Idee und er beschloß, demselben alle seine geistigen und ökonomischen Kräfte zu widmen.

Wahrscheinlich wurde er gleich von Anbeginn, wenn nicht in die geheimsten, doch wenigstens in die höheren Pläne der Oberhäupter eingeweiht, vielleicht bekleidete er selbst eine angesehenene Stelle unter denselben, denn er beschäftigte sich wenig mit Details und wohnte den Versammlungen der allgemeinen Gesellschaft, obgleich er von dieser zum ersten Protokollführer ernannt worden war, nur selten bei; betrieb aber

außer derselben ihre ausgedehnten manigfaltigen Angelegenheiten eifrig und steuerte mit vollen Händen in die Kasse.

Diese Gesellschaft hat in einem kurzen Zeitraum für ihre öffentlich ausgesprochenen Zwecke unendlich viel Gutes gethan; nicht im Sinne gewöhnlicher Wohlthätigkeit, welche bloß Almosen austheilt, denn Bettler wurden in die öffentlichen Armenanstalten und dürstige Kranke in das Spital gewiesen; dagegen unterstützte sie, wie es die noch vorhandenen Rechnungen und Protokolle beweisen, eine Menge heruntergekommener Haushaltungen nicht nur mit Geld, sondern durch zweckmäßige Anwendung dieser milden Gaben, indem sie verwahrlosete Menschen unter förmliche Vormundschaft nahm und nicht verließ, bis dieselben gebessert und durch eigenen neuen Fleiß wieder emporgekommen waren. Sie ließ junge Bürger zu Handwerkern, bessere Köpfe zu wissenschaftlichem Berufe bilden, sorgte für sie auf ihrer Wanderschaft und auf auswärtigen Anstalten, verhalf ihnen noch zu dem nöthigen Werkzeug und zu vortheilhafter Anstellung, sobald sie zur Ausübung des Erlernten reif waren, und wirkte durch ihre Mitglieder, je nach den verschiedenen Fähigkeiten derselben, günstig auf alle Zweige der öffentlichen und Privatindustrie. Inwiefern die geheimen und obersten Vorsteher die Gemüther auf eine allgemeine politische Umgestaltung vorsätzlich, oder von dem Andrang der Zeitverhältnisse blindlings getrieben, durch anderweitige Einwirkungen vorbereitet haben mögen, wage ich nicht zu entscheiden.*)

*) Die Mitglieder dieser „Gesellschaft zur Beförderung häuslicher und sittlicher Glückseligkeit“ (welche mit der schon früher von Lavater gestifteten und jetzt noch bestehenden „moralischen Gesellschaft“ nicht verwechselt werden muß) scheinen nach und nach, seitdem ihre eifrigsten Mitglieder, wie der Canonikus Rahn, Schweizer, u. s. w. in andere Verhältnisse übergetreten, lauer geworden zu sein und besuchten dieselbe so selten, daß sie endlich während der Revolution ganz aufgelöst und der Ueberrest ihrer Fonds zum Behuf eines Armenschul-Fonds der damals neu errichteten Hülfsgesellschaft übertragen wurde.

II. Nach Paris.

Inzwischen starb, im Anfang des Jahres 1785, Schweizer's redlicher Oheim und hinterließ seinen Anverwandten die Früchte seines gewerbsamen Fleißes.

Unter diesen Erben befanden sich nebst anderen Neffen und Nichten, der wahnsinnige Jacques und dessen Bruder Caspar, welchen letztern der Oheim vorzüglich begünstigt und ihm seine ganze Handlung nebst einem dazu gehörigen bedeutenden Waarenvorrath zugesichert hatte. Diese Handlung zog Schweizer nun auch in seine Wohnung und verband sie mit derjenigen, welche bereits unter seinem Namen durch den wackern Buchhalter Diggelmann geführt worden war.

Schweizer hatte fünf Jahre früher das väterliche Erbe beider Brüder bezogen und dieses betrug an Kapitalien, welche nicht zu der Handlung gehörten, die Summe von 177,460 Gulden.

Der Antheil, welcher nunmehr aus dem Nachlaß seines Oheims hinzu kam, belief sich auf 126,600 Gulden, was zusammen 304,060 Gulden ausmachte, worüber Schweizer bei der völligen Geisteszerrüttung seines Bruders frei verfügte und das Ganze schon als wahres Eigenthum betrachtete. Daneben hatte er noch über 60,000 Gulden von seiner Gattin zu erwarten; die vereinten Handlungen seines Vaters und Oheims unter der Firma Johann Heinrich Schweizer, konnten füglich und ohne Uebertreibung ebenfalls als ein Kapitalfond von wenigstens 60,000 Gulden angesehen werden, und somit hätte Schweizer sich bald in dem Besiz einer Million französischer Franken befunden.

Mit einem solchen Vermögen wäre der hochherzige Schwärmer allerdings im Stande gewesen, zunächst durch sich allein und dann auch als Mitglied einer wohlthätigen Gesellschaft viel Gutes zu thun, daneben eine glänzende Rolle unter seinen Mitbürgern zu spielen und sich und seiner Gattin die edelsten Lebensgenüsse zu verschaffen. Aber seine

erhitzte Phantasie hatte bereits mit Wünschen und Plänen, welche sich in's Unendliche verstiegen, alle Grenzen überflogen. Er hätte nicht bloß seinen Geburtsort, sein engeres Vaterland, er hätte die gesammte Eidgenossenschaft, ja sogar die ganze Welt beglücken mögen und dazu schien ihm eine Million bei Weitem nicht hinreichend, wie sie das unstreitig auch nicht gewesen wäre. Er war also darauf bedacht, sich auf eine noch höhere Stufe des Reichthums empor zu schwingen.

Entschlossen, sich nicht länger mit gewöhnlichem Handel zu begnügen und von dem Grundsatz ausgehend, mit großen Mitteln könne man selbst ohne bedeutende Mühe ungeheure Spekulationen machen und jene vermittelt dieser in kurzer Zeit vervielfachen, so wurde sein Augenmerk durch einige bekannte Zürcher, die kürzlich ein bedeutendes Haus in Paris errichtet hatten und daselbst weitläufige Geschäfte machten, auf diese Hauptstadt gerichtet. Frankreich's Finanzen waren in der größten Verwirrung und Calonne's System begünstigte den Handel mit Staatspapieren, deren täglich abwechselndes Sinken und Steigen jede Spekulation damit zu einem eigentlichen Hazardspiel machte, welches alle Gewinnlustigen an Ort und Stelle hinlockte und die Behutsamen bereicherte.

Mit solchen Operationen wollte Schweizer nun auch sein Glück versuchen; selbst als Wagstück betrachtet, hatten diese einen besondern Reiz für ihn. Gleich einem beherzten Taucher gelüftete ihn, sich in den tiefsten Strudel zu stürzen, um seine Geschicklichkeit im Schwimmen zu bethätigen. Er traute sich die Fähigkeit zu, den flüchtigen Augenblick zu erkennen und zu benutzen, Millionen aus dem Abgrund heraufzufischen und alsdann sollten seine leichterworbenen Schätze, unter dem Beistand seiner Illuminatenbrüder, zum Heil der Menschheit stromweis ausgegossen werden.

Im Frühling des Jahres 1785 eilte er auf Flügeln der Ungeduld nach Paris. Sein Reichthum war daselbst bei allen Schweizerhäusern bekannt; er hatte bedeutende Empfehlungen mitgebracht und befand sich bald in ausgebreiteten Verhältnissen. Hier erneuerte er auch die früher

gemachte Bekanntschaft mit François de Jeanneret von Neuenburg, welcher damals in dem Hause seines Schwagers Denis de Rougemont arbeitete.

Jeanneret, der bereits viel Geld mit lustigen Spekulationen verschleudert hatte, träumte immer von Millionen, an deren Gewinn er nicht zweifelte, sobald er nur einen Gefährten fände, der die Einlage in den Glückstopf für ihn und mit ihm bestreiten könnte. Er glaubte an Schweizer seinen Mann gefunden zu haben und irrte sich dießmal, wenigstens in der letztern Beziehung, nicht. Er schwatzte ihm so viel von all den verschiedenen Unternehmungen vor, welche in diesem Zeitpunkt mit Sicherheit des Erfolges für Jeden zu machen wären, der nur viel Geld einzusetzen habe, daß Schweizer sich bald überzeugen ließ, er könne seine eigenen Zwecke nicht besser erreichen, als wenn er mit Jeanneret, dem er in wenigen Wochen das unumschränkste Zutrauen schenkte, sich in eine förmliche Handelsverbindung einlasse.

Schweizer war allerdings ein Mann, der sich von glänzender Beredsamkeit schnell dahindreißeln ließ. Wie er sich aber von einem solchen eiteln und talentlosen Schwätzer blenden lassen; wie er, der sich so viele Kenntnisse erworben, an dem Umgange mit einem so leeren Kopfe, der nichts als Wind und Rauch enthielt, Gefallen finden konnte; wie Schweizer, dessen Herz so hoch für großartige und ungewöhnliche Ideen schlug, sich nicht bloß für Handlungsangelegenheiten begeistern, sondern mit Enthusiasmus der feurigsten Freundschaft an seinen neuen Pylades, dem dergleichen böhmische Dörfer waren, anschließen konnte, ist mir, der ich unzählige Beispiele seines Mangels an prüfender Vorsicht anführen könnte, doch immer noch ein unerklärbares psychologisches Räthsel.

Schweizer hatte sich der Physiognomik beflissen. Diese mag immerhin, als Wissenschaft betrachtet, keine Regeln enthalten, allein sie übt und schärft doch immer den Blick und hilft durch häufige Vergleichen manchen Charakterzug, wenn nicht in der Form, doch wenigstens im Ausdruck der Gesichtsbildung entziffern. Und dennoch

bemerkte Schweizer nicht den unverkennbaren Stempel der Flachheit auf Jeannerets Stirn, nicht die Herzlosigkeit in dem zerstreuten Blick seiner blassen Augen; nicht die dreiste Anmaßung, welche seine Naslöcher aufblies; nicht die Gemeinheit, welche auf seinen schlaffen Lippen und auf dem ganzen pockennarbigen Antlitz saß und nicht die vornehm sein sollende Haltung, womit er imponiren wollte und welche doch immer wieder in unstäten und hastigen Bewegungen aus ihrer Rolle fiel. Wer einem solchen Menschen sich unbedingt hingeben konnte, der mußte offenbar mit Blindheit geschlagen sein.

Der verhängnißvolle Knoten war geschürzt. Gegen den Herbst kehrte Schweizer nach Zürich zurück, um hier die nöthigen Vorkehrungen für seine bevorstehende Ortsveränderung zu treffen. In äußerlichen Formen hatte er bereits einen französischen Zuschnitt bekommen und sein Kopf schwindelte von dem Getreibe der Pariserwelt.

Treue Freunde warnten ihn vor dem gewagten Spiel und trachteten, dieweil es noch Zeit war, ihn davon abzuhalten. Auch mein Vater mißbilligte seine raschen Entschlüsse. Aber alle Vorstellungen blieben fruchtlos. Es war, als glaubte er seine Ehre gefährdet, wenn er zurücktrete und jeden Zweifel an dem guten Erfolg seiner Operationen hielt er für Mangel an Vertrauen in seine Fähigkeiten. Wie er einst in diesem Zeitpunkt bei uns speiste, und mein Vater ihn nochmals warnte, das Sichere doch nicht gegen das Unsichere zu vertauschen, rief er aus: „Il n’y a pas d’honneur d’avoir hérité beaucoup d’argent d’un père ou d’un oncle. Je voudrai être mendiant, pour avoir la satisfaction de me créer une fortune par mes propres et uniques moyens!“

Wir waren eben in der Weinlese begriffen, und ich machte mich dabei recht lustig. Da fragte mich Schweizer: „Wetter, geht ihr nicht auch zu Jemand in den Herbst?“ Diese Frage kam mir sonderbar vor. Ich schaute ihm verblüfft in die Augen und erwiderte: „Herr Wetter,

wir sind ja hier selbst im Herbst.“ Ich zählte noch nicht fünfzehn Jahre und dennoch drang sich meiner Unerfahrenheit die Bemerkung auf, der Herr Better sitze auch mitten in seinem eigenen Weinberg und gelüste doch nach Parisertrauben.

Magdalene war gewöhnt, alle Einfälle ihres Mannes zu billigen und die Aussicht, eine Reise nach Paris mit ihm zu machen, mußte ihrer Neigung für abwechselnde und abenteuerliche Verhältnisse zusagen. In Bezug auf Babette fand Schweizer einen neuen Beweggrund, sich in einer großen Stadt niederzulassen. Dort standen ihm weit mehr Hülfsmittel, als in dem kleinen Zürich, zu Gebote, die Talente seiner Pfllegetochter zu entwickeln; er konnte sie mit den besten Lehrern versehen und ihr die Gelegenheit verschaffen, sich in der Kunst nach erhabenen Mustern auszubilden.

Der Winter verging unter Zurüstungen. Papa Diggelmann schüttelte bedenklich den Kopf. Er sollte zwar über Schweizers Abwesenheit die Handlung wie bisher fortführen; allein aus derselben so viele Fonds als sich nur immer ausmitteln ließen, nach Paris remittiren. Da sich aber der vorhandene große Waarenvorrath in so kurzer Frist nicht in klingende Münze umsetzen ließ, so borgte Schweizer von seinem Freunde L. S. eine gewaltige Summe und reiste im Juni 1786 mit seiner Gattin und Babette nach Paris.

Jeanneret hatte seine Verbindung mit einem reichen Handelsgenossen so vortheilhaft anzukündigen gewußt, daß Schweizer bei seiner Ankunft sich gleich von einer Menge Spekulanten, welche ihm die lockendsten Aussichten auf große und unfehlbare Unternehmungen vorspiegelten, umringt und gleichsam belagert sah.

Diejenigen, welche sich den bedeutendsten Einfluß auf sein Gemüth zu erwerben verstanden, waren: St. Didier, ein schlauer Kopf, bewandert in allen Kunstgriffen des Papiermachers (agiotage), der mit allen Unterhändlern bekannt war, dieselben überall in Bewegung zu setzen

wußte und welcher nun auch an den meisten Operationen des neu errichteten Hauses Schweizer & Jeanneret Theil nahm; Jean Claude Picquet, ein Pariser Kaufmann, der in allen größern Finanzgeschäften wie ein Orakel berathen wurde; Jean Baptiste Bremond, aus der Gemeinde Brignolles, im Var-Departement gebürtig, ein untergeordneter, aber frecher und überall thätiger Intrigant, der sich zu allen Aufträgen gebrauchen ließ, sobald dabei nur etwas Gewinn für ihn abfiel, und Sonthonas, ein weichlicher Kleinmeister, der als Kassier des Hauses angestellt wurde. Unter allen aber zeichnete sich der berühmte Abbé d'Espagnac, ein Sohn des Gouverneurs der Invaliden, vorzüglich aus. Dieser mit ungewöhnlichen Geistesgaben ausgestattete Wüßling war von der schamlosesten Habsucht, Geldgier und einer ganz besondern Wuth des Wuchers eigentlich besessen. Er spekulirte mit Allem was vorkam, er hätte sogar mit Seelen gehandelt, wenn er dazu Gelegenheit gefunden und trieb den empörendsten Unfug auf der Börse. Sein Mäkler Amiot gewann in der Regel jeden Vormittag, durch bloßen Umsatz der Papiere aus einer Hand in die andere, für eigene Rechnung seine 6—7000 Franken. D'Espagnac riß alle seine Bekannten in den Strudel seiner Wagnisse mit sich fort. Schweizer, der sich immer leicht vom Erstaunen zur Bewunderung und von Bewunderung zum Vertrauen hinreißen ließ, befand sich bald und unbedingt in der Gewalt dieses furchtbaren Mannes.

Er schwamm nun in einem Meere von Geschäften, die seiner unruhigen Natur um so angemessener erschienen, als dieselben nur große Gegenstände umfaßten und immer reichlichen Stoff zu lebhaften politischen und finanziellen Untersuchungen und Erörterungen gaben, was eine wahre Lust für ihn war, dann aber keine weitere und angestrengte Arbeit erforderten, sondern bloß durch Aufträge an Mäkler eingeleitet wurden und einen schnellen Erfolg gewähren konnten. Bei steigendem Kredit gab es auch solche, die auf längere Zeit berechnet waren, wie z. B. die Uebernahme und Bewerbung der Münze von Marseille, was allein schon beweist, welches Vertrauen Schweizers Reichthum eingeflößt

hatte. War aber einmal ein Geschäft im Gang, so überließ er die weitere Leitung desselben seinen leichtsinnigen Gehülfen und entwarf neue Pläne, oder faßte diejenigen auf, welche ihm von seinen Umgebungen empfohlen wurden.

Wie ganz anders behagte ihm jetzt diese leichte Art, sein Vermögen umzusetzen und zu vermehren, als jene, womit sein Vater und Oheim ihr ganzes Leben auf einem engen Komptoir und in dunklen Magazinen unter unaufhörlichem Schreiben, Zählen und Rechnen zugebracht hatten. Hier ging alles in's Grandiose und Schweizer konnte sich als den Mittel- und Stützpunkt dieses mannigfaltigen und lebhaften Verkehrs betrachten, denn er allein war es, der das Geld zu allen Unternehmungen lieferte, da Jeanneret und Didier das ihrige schon längst verspielt hatten.

Das Glück schien ihm, wie jedem, den es täuschen will, im Anfang besonders günstig zu sein und es müssen damals ungeheure Summen gewonnen worden sein. Mit dem Gewinn stieg auch sein Muth und sein Wohlwollen gegen den Handelsgenossen und wenn mitunter ein Mißgriff stattfand, so sprach er zu diesem: „*Courage, mon ami, ne craains rien! Si jamais un malheur frappe notre maison, je sup- porterai seul la tache, afin que ta réputation reste intacte!*“ Denn Jeanneret hatte einen reichen Oheim in der Schweiz, welcher die Schwindeleien des Neffen mißbilligte und dieser mußte immer besorgen, enterbt zu werden, wenn er sich bei jenem in ungünstigem Licht zeigen sollte.

Während Schweizer sich mit Geschäftsleuten herumtrieb, wurde Magdalene auch mit Paris bekannt gemacht. Sie war zuerst in ihrem phantastischen Kostüm aufgetreten; allein sie fand sich darin so häufig verkannt, hörte sich auf der Straße so oft „*Ah, la jolie coquine!*“ zurufen, und zog im Schauspiel so viele Augen und Lognetten auf ihren ungewohnten Kopfsputz, daß sie sich bald dazu bequemen mußte, der herrschenden Mode, wenigstens äußerlich, zu fröhnen. Einmal dieses Opfer gebracht, durfte sie in allem Uebrigen nach Herzenslust originell sein, ohne deswegen bekrittelt zu werden, wie das in ihrer Vaterstadt

geschehen war. Als Frau eines reichen Kaufmanns fand sie überall die schmeichelhafteste Aufnahme. Die Neuheit ihrer naiven Bemerkungen, die eigenthümliche Sprache, womit sie dieselben vorzutragen pflegte und ihre vorherrschende Gutmüthigkeit, machten sie in allen Zirkeln, wo sie eingeführt wurde, gesucht und beliebt. Sie lebte in immerwährender Anschauung des bunten, beweglichen Schauspiels, das Paris in ewigem Wechsel gewährt und fand dabei reichliche Nahrung für ihre immer rege Neugier. Indessen war ihr Augenmerk zuerst nur auf solche Gegenstände gerichtet, welche die Verschiedenheit zwischen einer großen und kleinen Stadt auffallend zeigen und wobei sie stets Vergleichen anstellte, die selten zum Vortheil der Vaterstadt ausfielen.

In diese letztere kam sie im folgenden Jahr auf Besuch und brachte den Winter hier zu, aber nur um ihre Einrichtungen für einen längern Aufenthalt in Paris zu treffen, wohin Schweizer selbst nach flüchtigem Blick in sein immer noch fortbetriebenes Zürcher-Geschäft bald wieder abgereist war. Magdalene fühlte sich in den alten Kreisen noch fremder als früher; den einfachen, geraden und häuslichen Sinn ihrer Freundinnen wußte sie zwar zu schätzen, allein sie vermißte die Feinheit der Formen, welche durch mannigfaltigen Umgang immer schmiegsamer werden, den schnellen Umschwung der Gedanken, welche anderswo durch den unaufhörlichen Wechsel der täglichen Erscheinungen immer neu belebt werden, und jene geistige Freiheit, die man nur in den Zirkeln großer Städte genießen kann. Mit ihren muntern Erzählungen hinwiederum aus dem bewegten Leben von Paris, womit sie die ihr unendlich langweilig vorkommenden Kaffeewisiten erträglich zu machen suchte, unterhielt und belustigte sie zwar wohl, erregte aber zugleich ein heimliches Mißfallen, das sie im Grunde nie verdient hat, denn ihr Herz war unverändert geblieben und nur ihre Phantasie von flüchtigem Taumel gehoben; sie paßte nun einmal nicht mehr in ihre frühern Umgebungen und fand sich bald wieder in Paris bei ihrem Gatten ein.

Schweizer hatte anfangs im Cul-de-sac-Dauphin, zunächst an den Tuileries, in einer anständigen Wohnung Haus gehalten. Aber Jeanneret, der den Schein liebte, brachte seinem bereitwilligen Freunde bei, wie glänzender Aufwand den Kredit hebe. Es wurde nun ein prächtiges Hotel in der Straße Taitbout an der Chaussée d'Antin gemiethet, doppelte Equipage angeschafft, eine zahlreiche Dienerschaft und täglich offene Tafel für zwanzig Gedecke gehalten, an welcher, nebst dem eigentlichen Handelsgenossen und dem Kassier Southonas, auch St. Didier, d'Espagnac und Bremond selten fehlten und alle Freunde des neubegründeten Hauses abwechselnd erschienen.

Schweizer selbst war eigentlich ein einfacher Mensch und keinem andern Luxus hold, als solchem, der seinem Schönheitsinn entsprach. Während Jeanneret für dasjenige sorgte, was die Menge blenden konnte, schaffte er von seiner Seite seltene Zeichnungen, schöne Gemälde, antike Brustbilder, Medaillen und Münzen an und verzierte damit die Zimmer seines weitläufigen Hotels.

Der Kreis der Bekanntschaften erweiterte sich immer mehr und blieb nicht bloß auf Geschäftsmänner eingeschränkt. Alle Schöngeister und Schwindelköpfe von Paris, Generale und Minister, elegante Damen, bedeutende Fremdlinge, berühmte Gelehrte und Künstler fanden sich nach und nach bei der originellen und gastfreundlichen Schweizerfamilie ein. Es war ein buntes Gemisch von edeln, guten und geistreichen Menschen und von schlauen Abenteurern und frechen Glücksrittern, wie sie der Zufall und Schweizers zuvorkommende Höflichkeit ohne strenge Auswahl zusammen würfelte.

Ein vollständiges Verzeichniß der Leute würde, so wenig als die verschiedenen Zeiträume, worin sie auftraten, genau noch auszumitteln möglich sein: es können daher nur einzelne allgemeine Namen angeführt werden, wie z. B. der blinde Pougens, natürlicher Sohn eines Bourbons (des Prinzen von Conti), Gelehrter und nachheriges Mitglied des

Institutes; Favre d'Eglantine, Bernhardin de St. Pierre, Champfort, der fromme Dichter Bitaubé und dessen Gattin, die Philemon und Baucis genannt wurden; der General Dumouriez; Lafayette und dessen Adjutant Bureau de Pusy; der Herzog von Liancourt; der Minister Monciel; Alexander Lameth; der große Redner Barnave; Bergasse, der gefeierte Advokat von Lyon, welcher als Kornmanns Sachwalter gegen Beaumarchais zuerst den Despotismus mit einer damals noch beispiellosen Kühnheit angegriffen hatte; der Seemann und Ritter Aristides du Petitthouars, welcher die halbe Welt umsegelt hatte, um den verlorenen La Peyrouse aufzusuchen und in der Folge als Befehlshaber des Linienschiffes „Le Tonnant“ vor Abukir den Tod der Helden starb; seine lebenswürdige Schwester Felicie du Petitthouars, eine der treuesten Freundinnen Magdalenens*); die Prinzessin von Bourbon, Ludwig XVI. Lante, Marie Wollstonecraft, die Verfechterin der weiblichen Rechte; Anacharsis Cloots, der Sprecher des Menschengeschlechtes; ein russischer Fürst von Gallizin; der Weltumsegler Forster, der Dichter Salis-Seewis, welcher in der

*) Magdalene erwähnt in ihren Schriften eines originell geizigen und niederträchtigen Oheims der Geschwister Du Petitthouars mit folgenden Worten:

„Quel fut mon étonnement lorsqu'un jour je me trouvais chez mon amie Felicie Du Petitthouars et sa sœur, Mad. Bergasse, de voir entrer un homme tout en lambeaux avec une besace sur le dos pour y mettre des morceaux de pain et des balais qu'il vendait à ces dames qu'il appelait ses nièces et qu'elles nommaient leur oncle. Après qu'il fut sorti, elle me dirent que c'était effectivement le comte Du Petitthouars, frère de leur père, et le seul homme riche de cette nombreuse famille, mais qui, par la plus bizarre sordidité, fait le vil métier de mendiant. Depuis vingt ans il a quitté son château, dont il a confié, ainsi que de ses biens, l'administration à une vieille sœur, à laquelle il ne donne que le stricte nécessaire. Il aime les querelles des rues, mais quand on l'insulte, il monte sur les échasses, en disant: Vous me prenez pour votre égal? Sachez que je suis le comte Du Petitthouars! Quel contraste entre lui et sa famille qui est noble, généreuse et vertueuse à l'excès, surtout ma Felicie, qui est une divinité sous la forme humaine.“

D. H.

Schweizergarde diente; der schlesische Graf von Schlabberndorf*); Delsner; Archenholz, der sich Schweizer und Magdalene zu Pathen seines in Paris geborenen Kindes erbat und beide mannigfaltig in Anspruch nahm; ein Malteserritter d'Everlange de Witry, von welchem in der Folge wieder die Rede sein wird, u. s. w.

Vor allen Andern hätte Mirabeau zuerst genannt werden sollen, denn dieser stand mit seinem unwiderstehlichen Einfluß Schweizer am nächsten. Der Letztere war gleich bei seiner Ankunft mit dem Grafen bekannt geworden, da sie beide zufällig im nämlichen Hotel wohnten. Er wechselte häufige Briefe mit ihm und half ihm bei seiner Flucht, als er verhaftet und nach dem Schlosse Ham gebracht werden sollte und blieb bis an dessen Tod der aufrichtigste Freund und Bewunderer dieses berühmten „Hebels der französischen Revolution“.

Schweizer erregte unter den Pariser Schöngelstern eine Art von Ansehen durch seine ungeheure Belesenheit, deren Blüthen und Früchte

*) Ueber die Persönlichkeit des Grafen Gustav von Schlabberndorf (geboren zu Breslau im Jahr 1749) seien hier nur wenige Notizen beigelegt. Seine Begier, die französische Revolution in ihrem Brennpunkte zu beobachten, verleitete ihn, London, wo er sich sechs Jahre lang aufgehalten, zu verlassen und sich nach Paris zu begeben. Hier glaubte er nur kurze Zeit zu bleiben und hatte daher den Miethvertrag seines großen Hotels in London nicht aufgekündigt. Wie er nun, durch steigendes Interesse an Paris gefesselt, jenen Umstand ganz vergessen, ward er endlich nach Verlauf mehrerer Jahre für den zu einer ungeheuren Summe aufgelaufenen Miethzins belangt; es entstand ein ebenso kostspieliger Prozeß und der Graf mußte am Ende alles bezahlen. Seither hat er Paris nie mehr verlassen. Er lebte nicht bloß einfach, sondern sogar karg, in allem was seine Person betraf; dagegen verwandte er seine großen Einkünfte auf wohlthätige Zwecke der verschiedensten Art und vermehrte seine bereits ungeheure Bibliothek auf einem seiner schlesischen Güter, die er nie mehr weder gesehen noch benutzt hat, durch Anschaffung und Fortsetzung der kostbarsten Werke. Er erreichte ein hohes Alter, ging in den letzten Jahren gar nicht mehr aus, ließ den Bart wachsen und blieb in seinem schlechten kleinen Zimmer, woselbst er aber stets von allen Gelehrten und bedeutenden Männern von Paris und vielen durchreisenden Fremden besucht wurde. Er starb den 22. August 1824 und wie vermuthet wird, weniger aus Altersschwäche als vielmehr wegen cynischer Vernachlässigung seiner Gesundheit. D. H.

er immer in seine Reden einzuflechten verstand. Die französischen Gelehrten kennen zwar, nebst ihrer eigenen, die Literatur der Britten, sowie die alte klassische der Griechen und Römer, allein das weite Feld der deutschen ist ihnen, auch heutzutage, größtentheils noch fremd geblieben und auf diesem war Schweizer vorzüglich bewandert. Er beschäftigte sich auch noch in Frankreichs Hauptstadt viel auf demselben und erweiterte einen bereits daselbst durch den zürcherischen Landschaftler Heinrich Füßli gestifteten deutschen Club*), woselbst alle neuen Erzeugnisse transrhodanischer Literatur anzutreffen waren. Zudem hatten sich allerdings eine Menge eigenthümlicher Gedanken und Begriffe in seinem ewig kreisenden Kopf erzeugt, daher seine wortreiche Unterhaltung für die Pariser immer neuen Stoff enthielt, der ihm in ihren bureaux d'esprit Achtung und Beifall erwarb. Und da er auch hier mit seiner gewohnten Freigebigkeit stets bereit war, die Gelüste und Bedürfnisse seiner vielen Freunde zu befriedigen, so arteten die Huldigungen derselben öfters in übertriebene Schmeicheleien aus. Einige Stellen aus Magdalenens hinterlassenen flüchtigen Aufsätzen mögen hier beweisen, wie damals von und vor ihm gesprochen wurde:

„Le Marquis de Luchet, homme d'esprit, trouvoit les „images poétiques de Schweizer si belles, qu'il en nota beaucoup, „en lui disant: il faut que vous me permettiez de m'en emparer.“

„Fabre d'Eglantine, quoique bouffé d'orgueil et se croyant „le premier génie de l'univers, disoit cependant à Schweizer: Je „viens puiser la science chez vous; vous êtes mon encyclopédie, „et je compte si bien sur votre délicatesse que je ne crains point „d'être trahi par vous, si je me sers quelquefois de vos idées dans „mes ouvrages.“

Schweizer war zuweilen nicht sichtbar. Wie er einmal später als gewöhnlich in der bei seiner Gattin versammelten Gesellschaft erschien,

*) Ueber diese „Société littéraire Allemande“ findet sich Näheres (wobei auch Schweizer's Erwähnung gethan wird) in Heinrich Füßli's Biographie, Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft für das Jahr 1831.

sprach der Graf von Froli zu ihm: „Je ne m'étonne plus, que vous
„aimez tant la solitude, puisque vous avez l'agrément de vivre de
„la vie de vos pensées.“

„Lorsque le prince de Gallizin rendit la somme, qu'il avoit
„emprunté de Schweizer, il y ajouta de gros interets. Ce dernier
„les rendit et le Prince s'en facha tout de bon. Sur cela Schweizer
„lui dit: Mon prince, je suis en de certaines choses tout aussi
„Prince que vous; il est au-dessous de mes principes de vendre les
„services que j'ay le bonheur de rendre. Alors le Prince l'embrassa
„en s'écriant: Je n'ay jamais connu une ame aussi noble comme
„la votre, vous en imposeriez même à un Roi.“

„Le duc de St. Aignant, homme d'une haute vertu et qui ne
„vivoit que pour faire le bien, disoit: Schweizer est mon culte. Je
„trouve sa vertue surhumaine, aussi je crains la persécution des
„hommes pour lui. Il devrait vivre aux Etats-unis d'Amerique ou
„en Angleterre, ou il seroit apprécié et estimé, dans les autres pays
„on ne sait pas faire cas d'un grand homme.“

„Champfort disoit à Mirabeau: Schweizer est un esprit universel.
„Sa trop grand modéstie, repliqua Mirabeau, est cause que peu
„d'hommes sont assez pénétrants pour connaitre cet esprit volumi-
„neux. Il est si profond métaphycicien, que s'il étoit dans le
„pouvoir d'un mortel de définir l'intelligence, ce phénomène le
„plus étonnant de la créature, ce seroit Schweizer.“

„Mirabeau disoit à son ami Panschand: Quand je suis quelques
„tems sans voir Schweizer, je m'ennuye après son esprit créateur.“

„Mirabeau disoit au Chevalier de Witry: Je rougis devant la
„vertu de Schweizer, et son génie surpasse même le mien. Ses
„idées sont toujours neuves et brillantes; il séduit, il émeut, il
„attendrit. Quelque matière qu'il traite, il en saisit tous les aspects,
„il en présente tous les points de vue, et son stile n'est jamais
„uniforme, parceque la nature ne l'est pas non plus.“

Mirabeau nannte ihn gewöhnlich mit scharf betontem Akzent: „Mon maître!“ Dafür erhielt er aber auch immer Geld von ihm, so oft er dessen bedurfte und das war häufig der Fall. Sie standen auf so vertrautem Fuße zusammen, daß Schweizer dem Grafen, wenn ihm dieser von seiner Verlegenheit sagte, bloß den Schlüssel zu seinem Kabinet und denjenigen zu seiner Privatkasse einzuhändigen pflegte. Dann ging Mirabeau allein hinein, schloß auf, nahm eine oder mehrere von den Goldrollen, die dort aufgeschichtet standen, weg, und stellte Schweizer den Schlüssel wieder zu, ohne daß dieser fragte oder nachsah, wie viel jener eingesteckt habe. „Nur volles Vertrauen ist großer Seelen würdig“, war sein Wahlspruch. Mirabeau machte wirklich eine Ausnahme von der gemeinen Regel und verdiente ein solches Vertrauen. Er hatte oft aus dieser Kasse geschöpft und nie einen Heller erstattet, was aber Schweizer nicht im geringsten bekümmerte. Wie endlich die Schulden des Grafen von dem Hofe bezahlt wurden, überreichte er unerwartet seinem Freund eine ganze Hand voll Billets auf die Caisse d'escompte. Schweizer blickte flüchtig hinein, fand deren für mehr als 20,000 Franken und fragte, was er damit wolle. Mirabeau erwiederte, das seien die verschiedenen Summen, die er zu wiederholten Malen bei ihm geborgt, und weil er bemerkt, wie Schweizer keine Notiz davon genommen, so habe er selbst desto genauere Rechnung darüber gehalten, und sei nun froh, ihm Alles auf einmal wieder abtragen zu können. Schweizer erstaunte über den Umfang der Summen weit mehr, als über Mirabeau's Rechtschaffenheit, welche er in dieser Beziehung nie bezweifelt hatte und hing mit desto wärmerer Liebe an diesem sonderbaren Manne, der Tugend und Laster in einem gleich hohen Grad in sich vereinigte.

Magdalene, die sich in ihrem Salon täglich von einer Menge geistreicher, wenn auch nicht immer sittlich guter Menschen umgeben sah,

erwarb sich durch so vielseitige Verhältnisse die Formen der feinsten Lebensart, ohne jemals dabei ihre naive Gutmüthigkeit einzubüßen.*)

Sie wurde, gleich ihrem Gemahle, hingerissen von so viel großen Charakteren, die sich, im Bösen wie im Guten, vor ihren Augen frei entfalteten. Sie war öfters Zeuge der edelsten Opfer der Freundschaft und schwang sich immer höher zu ähnlicher Ungewöhnlichkeit im Denken und Handeln empor. Zugleich bildete sich ihre natürliche Anlage, die Menschen zu beobachten, immer weiter aus. Dieser angeborene Tact war zwar mehr auf spekulative Psychologie gerichtet, als daß er sie mit Sicherheit vor Irrthum verwahrt hätte, denn häufig ward sie schmerzlich getäuscht und betrogen und ließ sich unter andern Umständen wieder täuschen und betrügen; allein sie durchschaute doch die Menschen gewöhnlich früher und schärfer als Schweizer, der sie immer nur durch die Regenbogenfarben seiner Phantasie erblickte und warnte ihn zuweilen, aber niemals eindringend und überzeugend genug, vor blindem Zutrauen und unbedingter Hingebung, denn sie ging von dem irrigen Grundsatz aus, sie dürfe ihre Rechte als Gattin nicht mißbrauchen, um seine individuelle Freiheit zu beschränken und schrieb sogar einst die merkwürdigen Worte: „On berce Schweizer d'espérances, Dieu veuille qu'il ne se trompe

*) Magdalene's Schilderung der ehemaligen guten Parisergejellschaft lautet sehr günstig. Sie jagt davon im Gegentheil mit derjenigen aus der Revolutions-Epoche:

Autrefois la bonne société de Paris étoit d'un ton exquis et si délicat, „qu'elle n'abusoit jamais de l'aimable esprit d'abandon, ni de la gaité décente. „La familiarité étoit toujours accompagnée de respect et de dignité. Même les „domestiques sur lesquels le bon exemple des maitres avoit influé, avoient acquis „assez de tact, pour distinguer les personnes morales et bien élevées; ils les „annoncoient avec respect à leurs maitres, bien ou mal vêtues. Malgré que la „réserve et la cérémonie ont leurs inconvénients, elles sont devenues nécessaires „aujourd'hui, pour servir de sauvegarde contre la grossièreté. Pour peu que „l'on se familiarise, on vous manque de respect, et si vous allez chez des riches „parvenus avec une toilette qui trahit une pauvreté souvent si respectable, vous „êtes la risée de leurs domestiques, qui manquent de ce tact de ceux d'autrefois, „aupres desquels une physiognomie morale et modeste servoit de passe port.“

D. H.

„pas. Je voudrais souvent ne pas être sa femme, pour avoir le droit de lui ouvrir les yeux!“

Zu diesem Mangel an beharrlicher Kraft, ihre bessere Einsicht durchzusetzen, gefellte sich noch ihr Hang zu läßiger Bequemlichkeit, welcher durch die Einrichtung ihres Hauswesens in Paris immer mehr überhand nehmen mußte. Sie selbst hatte hier noch weniger als früher in Zürich für irgend etwas von häuslichen Angelegenheiten zu sorgen. Eine französische Wittwe, Madame Finot, führte als Haushofmeisterin (*femme de charge*) die ganze Oekonomie. Diese Frau war noch leidlich hübsch und vereinigte mit feinen Manieren und sorgfältiger Kleidung einen Anstand, womit sie die sämtliche zahlreiche Dienerschaft in gehöriger Achtung und Thätigkeit erhielt. Sie stellte gewissermaßen die Frau des Hauses vor und gab nie die geringste Veranlassung zu irgend einem Zweifel in ihre Rechtschaffenheit. Mangin, Schweizers Kammerdiener, war eben solch' ein Factotum und Maître Jacques von seiner Seite und so schien es, als wäre Magdalene mit lauter dienstbaren Geistern umringt, die nur auf ihre Blicke achteten, um alle ihre Wünsche zu befriedigen. Sie wurde in dieser Beziehung dermaßen sorglos, daß sie nie die vielen Halbgelasse (*Entresols*) und *Souterrains* ihres schönen Hotels auch nur ein einziges Mal durchwandert und sich als selbst gebietende Meisterin gezeigt hätte.

Dieses Hotel erfüllte sie aber auch mit heimlichem Grauen. Nachdem sie sich den ersten Eindrücken überlassen und in geistigen Genüssen geschwelgt hatte, fing sie doch allmählig an, die Augen zu öffnen über den Aufwand, zu welchem ihr Mann durch Jeannerets grenzenlose Eitelkeit und Anmaßung verleitet wurde, denn mit Schweizers Geld war alles bezahlt, was Jeanneret mit wichtiger Miene „*ma maison, mes chevaux, mes gens*“ zu nennen beliebte. Ihr ahnte, daß eine solche Lebensweise auf die Dauer schwerlich fortbestritten werden könnte und dennoch hatte sie den Muth nicht, eine bessere Ordnung und mehr Einschränkung zu verlangen und zu behaupten. Desters von tiefer Melancholie überfallen, ließ sie sich unpäßlich melden, erschien nicht an

der Mittagstafel und blieb in ihrem Kabinet verschlossen, um sich daselbst ihrer Wehmuth über die Gefahren der Zukunft ungestört überlassen zu können. Auch Schweizer, wenn er über irgend einer neuen Spekulation, oder über einen poetischen Erguß seiner Phantasie brütete, ließ sich zuweilen das Essen auf sein Zimmer bringen und wohnte der Mahlzeit nicht bei, die nichts desto minder beharrlich von seinen Parasiten besucht wurde*).

Daß Babette in diesem unruhigen Hause noch weniger beobachtet werden konnte, als in Zürich, ist leicht begreiflich. Sie hatte zwar verschiedene Lehrer und erhielt bei Bessier, einem sehr beliebten Bildnißmaler, täglichen Unterricht im Zeichnen, allein für ihre Erziehung im engern Sinne ward nicht gesorgt, in gemischter Gesellschaft hörte sie manches, das für ihr Alter gar nicht paßte. Ihre Neigung zu sinnlichen Genüssen und allerlei Untugenden entwickelte sich mehr und mehr und die Haushofmeisterin Finot hatte, wie ein noch von ihr existirender, an Schweizer gerichteter Brief beweist, argen Verdruß mit dem Mädchen, das auch von ihrem Vater einige schlimme Charakterzüge geerbt zu haben schien.

Unter dem vereinten Andrang ausgebreiteter Verhältnisse und anderweitiger Angelegenheiten, hatte Schweizer, in seinem wandelbaren Sinn, sich immer mehr entwöhnt, die großen und verwickelten Geschäfte seines Hauses mit der nöthigen Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu verfolgen, und vielmehr die Leitung derselben seinen Handelsgefährten

*) Ueber die beispiellose Vermworfenheit dieses Parasitenpöbels erhielt D. H. von einem Augen- und Ohrenzeugen (Dr. H. Lavater) Bericht, doch wird es besser sein, denselben hier wegzulassen. Ueber Mirabeau's Verhältniß zu Mabelaine findet sich eine interessante, aber hier ebenfalls unberührbare Notiz in Victoire Frescarobe's historischem Roman: „Les victimes de l'intrigue et l'héroïsme dans le malheur, Paris 1805. Die Verfasserin war Mabelaine's Freundin und nachherige Gemahlin des Buchhändlers Angelo Gló. Mirabeau, dem sonst nichts heilig war, widmete Mabeleine eine Verehrung, die fast in Anbetung überging. P.

gänzlich überlassen. Er schien vergessen zu haben, daß er bloß nach Paris gekommen, um sein Vermögen mit aller Anstrengung seiner Kräfte für Zwecke zu vermehren, welche die allmälige moralische Umgestaltung der Welt befördern helfen sollten.

Nun aber traten Ereignisse ein, die seine Aufmerksamkeit ausschließend und im höchsten Grade fesselten. Die französische Revolution begann im Februar 1787 mit dem Zusammentritt der Notabeln in Versailles.

Schweizer war bereits mit Allem bekannt, was diese Ereignisse herbei geführt hatte. Sie waren in seinem Hause nicht bloß besprochen, sie waren sogar zum Theil darin vorbereitet worden. Mirabeau, Barnave, Bergasse und so viele andere Männer dieser bewegten Zeit hatten ihn längst in die obwaltenden Projekte einer politischen Wiedergeburt eingeweiht und ihn hinab in den Abgrund blicken lassen, in welchem ein Brennstoff gährte, der sich nun entzündete, in furchtbare Flammen aufschlug und bald die halbe Welt in Brand steckte.

Der geblendete philanthropische Träumer wähte, in dem Widerschein dieser steigenden Flammen das Morgenroth eines neuen Tages zu erkennen, der die Menschheit aus den Fesseln des Irrthums und der Willkür befreien und ihre Glückseligkeit unter neuen idealischen Formen begründen werde. Was seine Illuminaten nur langsam und stufenweise, wie die Natur, hatten bereiten wollen, das sollte jetzt in triumphirendem Sturmschritt errungen und gewonnen werden und Schweizer, der von jeher mit aller bestehenden politischen Ordnung in theoretischem Widerspruch gestanden, umfaßte nun mit heißer Leidenschaft die glänzenden Worte trügerischer Hoffnung.

An seine Handelsgeschäfte war fürderhin nur in flüchtigen Augenblicken gebieterischer Nothwendigkeit zu denken. In abgeschlossenem Kabinet verschlang er den Schwall der Flugblätter, die bald jede Stunde jener Gährungsperiode gebar. Nur die Männer des Tages fanden Zutritt in seine Zurückgezogenheit, und wenn er je das Kabinet verließ, so geschah es bloß, um in der Stadt herumzustürmen, die steigende Bewegung des Volkes zu beobachten, oder in seinem Salon im

engern Kreise den Berathungen beizuwohnen, welche täglich, mit ihm wie ohne ihn, daselbst stattfanden.

Man darf indeß nicht glauben, Schweizer habe jemals im Sinne der Anarchisten Aufruhr gepredigt. Nur die Verwirklichung hochherziger Wünsche, die längst in seiner Seele walteten, bevor noch eine Ahnung allgemeinen Aufstandes am Tage lag, war das Ziel seines Strebens und seine Freiheit eine milde Gottheit, welche auch seinem Vaterlande erscheinen und ihre Segnungen über dasselbe ausbreiten sollte. Er glühte bloß dann in leicht vorübergehendem Zorne auf, wenn verjährte Rechte sich denjenigen entgegenstimmten, welche die Wortführer des Volkes aufstellen und behaupten wollten.

Daß übrigens seine Begriffe von den Wirkungen dieser neuen Freiheit auf die Veredlung der Menschen exzentrisch waren und alle Grenzen überschritten, bewies ihm selbst Mirabeau, welcher einst mit ihm in dem Tuileriengarten lustwandelte, bei Schweizers lebhaften Aeußerungen stille stand, seine Hand ergriff und mit einem Seufzer sprach: „*Mon ami, c'est bien une divinité que la liberté; mais croyez moi, les hommes ne méritent pas qu'elle séjourne parmi eux.*“

Aber Schweizer war nicht aufzuhalten, wenn einmal die Schwingen seiner Phantasie losgebunden waren. Unwiderstehlicher Schwindel hatte ihn ergriffen und hingerissen mußte er alle Krisen seines heftigen Fiebertraumes bestehen.

Magdalene, die immer von den Schwärmereien ihres Gemahles mit fortgezogen wurde, theilte auch dießmal seine Begeisterung auf ihre Weise. Sie, welche immer wiederholte: „*pour être heureuse je dois être libre comme l'air*“, hätte der ganzen Welt diese lustige Freiheit gönnen mögen, womit sie übrigens keine abstrakten politischen Begriffe verband, sondern dabei sich immer nur ein sanftes gemüthliches Dahinschweben über alle Beschwerden und Mühseligkeiten des Lebens dachte.

Während Schweizer sich in dem Strudel der aufgeregten Partheien herumtrieb, hatte Jeanneret immer leichtsinniger spekulirt; je verhängnißvoller die Umstände, desto größeres Spiel gewagt. Die politische Revolution führte auch eine ökonomische herbei. Die Staatspapiere sanken immer tiefer, alles Zutrauen war verschwunden. Viele angesehene Häuser stellten ihre Zahlungen ein, alle schlechten Schuldner benutzten den Zeitpunkt, sich insolvent zu erklären. Was d'Espagnac und ähnlichem Gelichter anvertraut worden, ging im Rauch auf und Schweizer's und Jeanneret's Kredit stand dermaßen tief, daß gegen Ende des Jahres 1788 ihre Wechsel nichts mehr galten und die bedenklichsten Gerüchte über ihren nahe bevorstehenden und unvermeidlichen Sturz, zumal in Zürich, verbreitet wurden. Jetzt erwachte Schweizer für einen Augenblick aus seinem Traume. Er untersuchte den Zustand seines Vermögens und fand wenigstens die Hälfte unwiederbringlich verloren, den Ueberrest desselben in zweifelhaften Forderungen ausstehend. Und es war nicht bloß sein eigenes, es war auch das ihm noch nicht eigenthümlich zugefallene Vermögen seines wahnsinnigen Bruders, womit so leichtsinnig gespielt wurde und das in den Abgrund der alles verschlingenden Zeit versunken war. Jeanneret, obwohl er seinen Freund und sich selbst nicht vorsätzlich in's Verderben gestürzt hatte, war kaum zu entschuldigen. Dennoch machte Schweizer auch ihm nicht den geringsten Vorwurf über seine Schwindeleien. Er fühlte wohl, was auf seiner eigenen Rechnung lastete; er tröstete vielmehr, er sprach ihm Muth ein und eilte im Herbst nach Zürich, um hier, wo möglich, seinen gefährdeten Kredit wieder zu heben.

Bald nach seiner Ankunft starb sein Schwiegervater, Hr. Postdirektor Heß, und Schweizer fand sich gerade ein, um dessen Nachlaß, das Eigenthum seiner Gattin, in Empfang zu nehmen.

Er trat sogleich die beiden Häuser des Verstorbenen, zum grauen Mann und zum Schäppeli, dem kaufmännischen Direktorium um 20,000 Gulden ab, liquidirte und hätte gerne die ganze Erbschaft mit

sich fortgenommen, um auch in Paris aufzuräumen, und dann in seiner zuvor verachteten, noch immer fortgeführten Handlung in Zürich, neues Heil gesucht. Allein der Nachlaß im Posthause bestand in Kapitalbriefen, die nicht so leicht aufkündbar und ohne großen Verlust auch nicht verkäuflich waren, und da der Erblasser durch testamentarische Verordnung seiner Wittve ein jährliches Leibgeding von 300 Laubthalern zugesichert hatte, so traten die Anverwandten dazwischen und begehrten, daß ein Kapitalwerth von wenigstens 20,000 Gulden, als Depositum in dritte Hand gelegt werde, um als Versatzung für die richtige Bezahlung jener Leibrente zu dienen.

Diese, durch die obwaltenden Umstände gerechtfertigte Maßregel mußte Schweizer sich gefallen lassen. Er griff nun zu einem andern Hülfsmittel, überließ seinem reichen Freunde L. S. und dessen Gefährten W. S., drei Viertel seiner Handlung in Zürich, die damals 200,000 Gulden gewerthet wurde, und behielt sich bloß noch einen Antheil von 50,000 Gulden, der aber bereits, sowie sein Wohnhaus, verpfändet war, darin vor. Diese Handlung wurde, in Folge eines auf zwei Jahre abgeschlossenen Vertrages, in dem nämlichen Hause, unter der neuen Firma Joh. H. Schweizer & Cie. fortgeführt; der wackere Diggelmann blieb als Buchhalter dabei angestellt. Für den Ueberschuß des Fonds der alten Firma wurde terminweise mit Schweizer abgerechnet; diese Summen reichten aber kümmerlich hin, diejenigen zu ersetzen, welche er von L. S. und Andern geborgt hatte, um sein Pariserhaus damit zu gründen.

Im Jahr 1790 verkaufte er seine anmuthige Wohnung am untern Hirschengraben. Die bisher noch fortgeführte Haushaltung wurde aufgehoben, die ehrliche Gritte, die derselben so gewissenhaft vorgestanden, so großmüthig, als es die Umstände noch gestatteten, ausgesteuert und in Ruhestand versetzt (sie zog sich zu religiösen Meinungsverwandten zurück) und die noch vorhandene nicht unbedeutende Geräthschaft einstweilen bei meinem Vater im Beckenhof untergebracht.

Im Jahr 1791 überließ Schweizer den Ueberrest des Antheils an der Handlung in Zürich seinen hiesigen Mitgenossen noch vollends

und hiermit war auch der letzte Faden aufgelöst, welcher ihn und seine Gattin noch an ihre Vaterstadt gebunden hatte.

Alle diese Operationen wurden durch Briefwechsel eingeleitet und ausgeführt, da Schweizer schon im Frühling 1789 wieder nach Paris zurückgekehrt war. Es blieb ihm mit Anfang des Jahres 1791 in Zürich noch ein Kapital von ungefähr 35,000 Gulden in wahren Werth. Alles Uebrige steckte in französischen Fonds, in der Münzunternehmung zu Marseille und in unsicheren Forderungen des Hauses Schweizer & Jeanneret. Jenen sichern Ueberrest verwaltete der unerschütterlich treue Diggelmann, bei welchem Jacques in dem traurigsten Zustande untergebracht war. Diesem Bruder, seiner Gattin und einigen andern Personen in Zürich, war Schweizer über 240,000 Gulden schuldig!

Als er 1789 nach Paris zurückgekehrt war, glaubte er seine Oekonomie noch nicht so ganz zerrüttet, als sie es bereits war. Er ließ den Muth nicht sinken, fand aber doch für nöthig, den Aufwand seines Hauses einzuschränken. Finot und der Kammerdiener Mangin wurden abgedankt. Wagen und Pferde wurden abgeschafft, er verließ das „Bel-Étage“ seines Hotels und zog sich auf den zweiten Stock desselben zurück, woselbst er indeß noch auf einem sehr anständigen Fuße wohnte. Jeanneret war betroffen, daß der Aushängeschild des Reichthums eingezogen werden mußte, Magdalene hingegen für den Augenblick beruhigt. Ein gewisser Grad von Einschränkung mußte ihrer Liebe zur Bequemlichkeit willkommen sein und bloß von ihren Wagenpferden, den zwei zierlichen Isabellen, die sie so oft gestreichelt hatte, trennte sie sich ungern. Auch die Mahlzeiten wurden bescheidener eingerichtet und nicht mehr so viel Gäste dazu gebeten. Nur Bremond war nicht wegzubringen und fand sich beharrlich ein, so lange es noch etwas zu knacken und dabei zu spekuliren gab. Dieses Gesicht konnte man immer sicher sein, im Salon anzutreffen.

Einer der nähern und wahren Freunde des Hauses war der Malteserritter d'Everlange de Witry, ein eben nicht sonderlich geistreicher, aber herzoguter Militär, der Schweizer bewunderte und ein solches Vertrauen in diesen setzte, daß er sein ganzes Vermögen, das aber bloß 20,000 Franken betrug, in dessen Handlung niederlegte. Wenn er Magdalene besorgt und traurig sah, sprach er zu ihr: „Soyez tranquille, „Madame; si jamais il arrive un malheur à votre maison, oubliez „mon argent. En travaillant je gagnerai toujours assez pour moi „et pour mon Agathe“ (seine Geliebte).

Jeanneret konnte alles brauchen, somit auch Witrys 20,000 Franken; denn es wurden noch Geschäfte gemacht, aber nicht mehr so anhaltend wie zuvor. Das Komptoir blieb oft wochenlang unbesucht und der Kassier Sonthonas hatte immer am wenigsten zu thun. Die Unternehmung, ganz Paris mit Torf zu versehen, war eine der besten, welche damals noch stattfanden.

Ueber Schweizers kurze Abwesenheit hatte die politische Gährung bedeutend zugenommen und kaum zurückgekehrt, war er, wie durch elektrische Mittheilung, auf's Neue dadurch in Harnisch gejagt. Die Männer der Revolution fanden sich wieder häufig bei ihm ein, einige wie Mirabeau, Barnave und ähnliche, aus Freundschaft und Bedürfniß der Mittheilung, andere, weil sie glaubten, einen solchen Feuergeist wie Schweizer, gebrauchen zu können. Seine Wohnung wurde wieder der Sammelplatz aller Philantropen, Reformatoren und Intriganten und gleichsam ein neutraler Boden, auf welchem Alles gejagt und gewagt, auf welchem nach Herzenslust gezankt werden durfte. Seine Phantasie schlug wieder in hellen Flammen auf und tausend Ideen kreuzten sich in seinem kreisenden Gehirn. Er hatte immer alle Taschen voll Zeitungen und Flugblätter und las dieselben selbst wenn er über die Straße ging. Er ließ sich unter die Nationalgarde einschreiben, und zog gleich jedem Pariserbürger auf die Wache.

Die Parthei des Hofes hatte Truppen, unter diesen auch die demselben treu ergebenen Schweizerregimenter, im Märzfelde zusammen-

gezogen; es wurde ausgestreut, der Prinz von Condé, welcher sich zuerst entfernt hatte, werde mit einem Corps von 10,000 Mann gegen Paris anrücken und daselbst der Revolution mit Gewalt ein Ziel setzen. Dagegen bewaffnete sich das aufgewiegelte Volk; alle Zugänge der Stadt wurden verrammelt. Ganz Paris war in Belagerungszustand versetzt und vorzüglich sollte der Montmartre befestigt werden.

Schweizer, der jetzt seine frühern militärischen Studien praktisch anzuwenden gedachte, übernahm die Aufsicht über diese Arbeit, mietete sich ein kleines Häuschen am Fuße des Montmartre, zog mit seiner Frau und Pflgetochter hinaus und blieb daselbst über den ganzen Sommer. Während er, in seinem Innersten aufgereggt, rastlos hin- und herlief, Verschanzungen absteckte, die Arbeiter anführte und unverwandten Blickes nur auf das glänzende Ziel seines Bestrebens hinstarrte, der Gräuel nicht achtend, welche das wüthende Volk auszuüben begann, lag Magdalene in dieser Einsamkeit, von geselligem Zuspruch seltener behelligt, theils um auszuruhen, theils wegen Unpäßlichkeit, meistens im Bett und überließ sich traurigen Gedanken. Babette wurde schon des Morgens, mit ihrem Mittagessen im Strickbeutel, nach der Stadt geschickt, wo sie ihren Unterricht im Zeichnen fortwährend erhielt und daß ihr der weitere Weg nach der Schule behagen und welchen Einfluß der Anblick allgemeiner Losgebundenheit auf ihr Gemüth haben mochte, kann man sich leicht vorstellen.

Die Schweizerregimenter waren auf ihrem Lager auf dem Märzfelde so gut wie blockirt. Die Pariser umzingelten dasselbe unter Drohungen und Versuchen, die Soldaten für die Parthei des Volkes zu gewinnen, wie dieses bereits mit einem Theil der französischen Garde gelungen war. Auch hier glaubte Schweizer nützlich sein zu können; er ließ sich mit bekannten Offizieren in Unterhandlungen ein; er beschwor die Soldaten in der Sprache der Heimat, ihrem Eide zwar getreu zu bleiben, jedoch sich nimmer zu blutiger Unterdrückung des Volkes mißbrauchen zu lassen. Der gutmüthige Schwärmer hätte sich hier beinahe Verdruß mit den Schweizeroffizieren zugezogen; inzwischen wurde die Bastille gestürmt

und erobert, das Lager im Märzfeld aufgehoben und die für den Hof bewaffnete Macht genöthigt, sich zurückzuziehen. — Das vermeinte Anrücken des Prinzen von Condé war bloß ein Märchen gewesen; die Befestigung des Montmartre blieb unvollendet. Die Parthei des Volkes gewann die Oberhand. Die Reichsstände erklärten sich als National-Versammlung, die Revolution war entschieden.

Schweizer verweilte bis gegen den Herbst in seiner ländlichen Wohnung. Er konnte hier den Briefwechsel wegen Uebergabe seiner Zürcherhandlung ungestörter, als in der Stadt fortführen und daneben denken und phantasiren.

Es ist aus jener Zeit noch der in Prosa verfaßte Entwurf zu einem Gedicht „Galliens Wiederbefreiung, ein Hymnus an die Provinz Elsaß von einem Helvetier im Jahr 1789“ von ihm vorhanden, das er später in Jamben umsetzte. Dieser erste Entwurf beweist, wie weit seine Spannung damals ging, indem er selbst den verworfenen Herzog von Orleans mit folgenden Worten verherrlichen wollte:

„So schreitet, Gallien, deiner Purgengeborenen erster einher. Des
„Tadels Wespengesumse folgt ihm im Rücken nicht, sondern ihn umfliegen
„laute Töne des Lebens, denn an des weisen Sieyes Arm trat Orleans
„aus seinen Reichthumspalästen hervor in der still horchenden Väter Rath,
„zerriß die Urkunden uralter Völkerbedrückung und brachte der Gleichheit
„Wassermüge, sie hinzulegen auf jedes Haupt.“

Weiter heißt es:

„Auch den löwenbeantligten Mirabeau vergiß nicht, wenn gewaltige
„Männer Du preifest; denn keiner geht, wie Er, rollenden Auges auf
„jeden Uebermuthssohn zu, mit dem schädelzersplitternden Pestus umgürtet
„und wie Prometheus unbezwingbar in lastenden Ketten bog er den
„hochstrebenden Nacken selbst unter Saturnion nicht.“

Merkwürdig ist folgende, Ludwig XVI. betreffende Stelle. Schweizer war ein Republikaner und damals noch dazu ein aufgeheßter; den König selbst aber hat er niemals böser Absichten beschuldigt.

„Antlitzstarrheit befiel die Landesfeinde und verzweiflungsvoll schlossen
„sie den Bund, ob dem der Hölle Richter selbst abscheuvoll ihren Thronen

„entstiegen. Beim geliebtesten der Fürsten verläumdeten sie sein Volk.
„Er sah des Bürgerkrieges rothes Flammenkleid geschreivolle Städte um-
„rauschen, sah seines Thrones Trümmer, und die Todesbühne umtosend,
„heulten Rebellen nach ihres Königs Haupt. Da barg Ludwig sein
„thränenbeschimmertes Haupt; ihm fiel zur Erde das goldene Scepter,
„und zu Gewaltsbefehlen haschten ihn schnell die Verräther weg.“

In einer solchen poetischen Begeisterung für die Revolution vermochte Schweizer seine ökonomischen Angelegenheiten nur als Nebensache zu behandeln und Alles, was in dieses Fach einschlug, pflegte er mit unüberlegter Hast zu beseitigen, um sich gänzlich der, nach seiner Meinung von Paris ausgehenden Wiedergeburt der Menschheit zu widmen.

Er war durch Mirabeau in den Clubb der Jakobiner eingeführt worden, als diese sich noch bloß Freunde der Verfassung nannten. Hier wurde seine ohnehin ungerichtete Phantasie noch mehr verwirrt, und sein Enthusiasmus gesteigert. Wie er früher sich in seiner äußerlichen Haltung stets reinlich, selbst elegant gezeigt hatte, vernachlässigte er nun seinen Anzug und ging in abgetragenen ölgrünem Ueberrock mit herunterhängenden ungekämmten Haaren einher. Er war ein ganzer Sanscülotten geworden, aber ein guter, grundehrlicher, wenn je die Prädikate der Güte und Ehrlichkeit mit der Eigenschaft eines Sanscülotten vereinbar gewesen sind. Er gehörte zwar unter den Jakobinern zu den sogenannten „frères dupes“, doch auch nicht unbedingt. Er huldigte keinen andern als theoretisch edlen Grundsätzen und that sein Möglichstes, nur solche überall geltend zu machen. Wenn er auf empörte Volkshaufen traf, harangirte er den Pöbel in der neu gestempelten Sprache des Tages, die er, trotz dem geübtesten Redner der Nationalversammlung, meisterlich zu führen mußte. Er arbeitete mit Mirabeau an Verfassungsentwürfen, welche die Ordnung wieder herstellen, und alle Freunde des Rechts befriedigen sollten und wurde von den Männern jener bewegten Zeit mit vielen Geschäften beauftragt, deren Stoff seinen eigentlichen Ansichten zusagte.

Wenn er die von dem Pöbel im Jahr 1789 verübten Greuelthaten mit philosophischer Gleichgültigkeit betrachtete, indem er aus der Geschichte die Ueberzeugung geschöpft hatte, allgemeine Staatsreformen seien ohne große Opfer nicht ausführbar und einmal das Ziel erreicht, werde das Böse von dem Guten unendlich überwogen werden, so erhielten seine Hoffnungen neue Nahrung durch das berühmte Nationalfest, welches den 14. Juli 1790 auf dem Märzfelde gefeiert wurde und wo der König, die Stellvertreter der Nation, die Abgesandten der bewaffneten Macht und das Volk selbst in einer Masse von fünfmalhunderttausend Menschen, unter freiem Himmel, mit hehrem Eide die neue, auf die heiligsten Rechte der Menschheit begründete Verfassung beschworen. Hier schien Alles vergessen, was ein Jahr früher die Partheien entzweit und gegen einander aufgehetzt hatte; hier war alle Ungleichheit der Stände verschwunden; „alle Menschen nannten sich hier Brüder; alle waren „bereit ihr Leben für diese Verfassung, für Freiheit und Vaterland „hinzugeben“. — Jubel und Freudenrausch, ein Schauspiel ohne Gleichen! Und wenn selbst Girtanner (s. dessen historische Nachrichten über die französische Revolution B. IV, S. 29), der diesem Feste beigewohnt und bald nachher so heftig gegen die französische Revolution geschrieben hat, in der Erinnerung an diesen Tag noch in eine Art von Entzücken gerieth, wie mußte eine solche Szene einen Phantasiemenschen, wie Schweizer, ergreifen, der hier auf einmal alle seine schönsten Träume verwirklicht glauben konnte! Der Nachklang dieses Jubels begleitete ihn auch lange und ließ ihn kaum vernehmen, wie bald der Abgrund unter seinen Füßen auf's Neue wieder dröhnte.

Neben allem diesem Treiben fand Schweizer doch noch Zeit, sein Verhältniß mit Bansi, Babettes Vater, durch häufig gewechselte Briefe zu unterhalten.

Dieser unruhige, begehrlische Mann war einer der vielen Unzufriedenen, welche damals im Graubündnerlande der herrschenden, von dem schlaunen

Minister Ulisses von Salis-Marschlin's geleiteten Partei, vielleicht nicht ganz ohne Grund, entgegenwirkten. In seinen Briefen an Schweizer schilderte Bausi mit glühenden Farben den Zustand der Unterdrückung seiner bündnerischen Mitpatrioten und wurde von jenem, der keinen Zweifel in die Rechtlichkeit und Absichten seines Freundes setzte, von Paris aus in seinem Streben nach edler Freiheit aufgemuntert. Der Muth der unzufriedenen Bündner stieg mit den Fortschritten der französischen Revolution. Bausi war einer der stärksten Schreier, furchtbar durch seine mit List gepaarte Berwegenheit und seine Gegner suchten ihn vor allen andern zu stürzen.

In der Steinsberger Kapitel-Versammlung (1790) trat Johann Janett, Pfarrer zu Bondo, öffentlich mit der Klage gegen ihn auf ... „durch Einmischung in politische Sachen sich auf ungeziemende, eines Dieners des göttlichen Wortes unwürdige Weise aufzuführen, nie bei seiner Frau und seinen Kindern zu leben, für diese nicht väterlich besorgt zu sein und sogar eines derselben den Mutterarmen entrissen und einem Freund in Zürich verschenkt, verkauft, man wisse nicht wie, überlassen zu haben, das dieser letztere nun in dem für die Unschuld so gefährlichen Paris erziehen lasse, u. a. m.

Von der Kapitel-Versammlung ward Bausi nun bis zu seiner Rechtfertigung auf nächster Synode von seinem Amte entsetzt, er aber protestirte dagegen und ließ schließlich seinerseits den Pfarrer Janett durch das Gericht von Steinsberg vorladen, dem sich dieser hinwiderum nicht stellen wollte, so daß ein langer Handel entstand, der in Graubünden gewaltiges Aufsehen machte. Bausi blieb, da die Synode ihren Spruch nicht zurücknehmen wollte, seines Amtes entsetzt, zog nun aber seinerseits alle Sturmglocken an und klagte in giftigen Libellen gegen den Kirchendespotismus in Graubünden. An Schweizer berichtete er, welch' himmelschreiendes Unrecht ihm geschehen und wie sein edler Freund in Paris zugleich mit ihm angeklagt und beschimpft worden sei. Schweizer, der bei jedem Schein von Unrecht aufbrauste, trat nun

ebenfalls mit einem gedruckten Memorial*) an die Synodal-Versammlung in die Schranken, worin er gegen die Anschuldigung des Kinderkaufes mit den kühnsten Worten protestirte und die Synode aufforderte, ihr Urtheil gegen Bansi „das untern andern auf einem so auffallend falschen und absurden Klagepunkt mitberuhe“ zurückzunehmen, „damit er selbst nicht genöthigt werde, durch seine Landesobrigkeit eidgenössische Rechtsempfehlung zu verlangen.“

Schweizers Memorial wurde nicht anders beachtet, als daß ihn der Dekan Kind von Chur berichtete, die hochwürdige Synode habe die Klage, den vorgeblichen Kinderfrevel betreffend, ihren Akten nicht einverleibt und ihren Spruch auf andere Angaben gestützt und gefällt. Schweizer hielt es unter seiner Würde, auf eine solche, blos halboffizielle Mittheilung zu antworten; da wandte die Synode sich mit einer Rhetorikationsklage gegen ihn an die Regierung von Zürich.

Dadurch wurde Schweizer noch mehr erbittert. Von Bansi aufgehetzt, lehnte er hinwieder die Befugniß der Zürcher Regierung in einer Sache ab „die er selbst als Beleidigter und Kläger begonnen, und welche nur vor das forum domicilii seiner Beleidiger gehöre“. Nun schrieb er (April 1791) ein Memorial von 43 Seiten „An die Herren Häupter und Rätthe der drei Bünde“, worin er das unstatthafte Verfahren der Synode mit den Waffen der ausgesuchtesten Rhetorik angriff und Genugthuung forderte.

Aber auch dieses zweite Memorial hatte keine andere Folge, als daß Schweizer sich dadurch neue Feinde zuzog.

In Zürich mußte, zufolge der damals bestehenden Einrichtungen, nicht bloß die Regierung, sondern auch der größte Theil der Bürgerschaft den Grundsätzen der französischen Revolution und allen denjenigen abgeneigt sein, die derselben das Wort redeten. Schweizer war schon früher daselbst als ein Schwindelkopf beurtheilt, und mitunter ganz verkannt, seine Niederlassung in Paris bekrittelt und die Abtretung seiner

*) Stadtbibl. XVIII. 1761. 7.

Zürcherhandlung vielfältig besprochen worden. Wie nun noch seine Verflechtung in den Prozeß des Pfarrers Banfi, der als ein wüthender Demagoge verrufen war und endlich, nebst Aufzählung aller in Paris verübten Gräuel, sogar bekannt wurde, daß Schweizer sich in die Uniform der Nationalgarde gesteckt und den Montmartre besetzt habe, so erhoben sich vielfältige Stimmen, die das Anathem über ihn aussprachen und selbst gutmüthige Leute hielten ihn für einen Mann, der in so schwierigen Zeitläufen seinem Vaterlande leicht gefährlich werden könnte. Das vielzüngige Gericht entstellte und vergrößerte seine vermeinte Schuld, er war in der öffentlichen Meinung seiner Vaterstadt als ein Rebelle gleichsam geachtet.

Seine Freunde, die freilich seine unvorsichtigen Spekulationen und seine Theilnahme an der Revolution ebenfalls nicht billigen konnten, versuchten, jedoch mit wenig Erfolg, ihn überall zu entschuldigen. Wie aber seine Briefe seltener und dabei die heimischen Formen immer schärfer rügend, dagegen in Zürich seine Handlungen als immer strafbarer geschildert wurden, glaubten sie sich verpflichtet, ihm Kenntniß von der gegen ihn herrschenden Stimmung zu geben und ihn zu warnen, in der Hoffnung, den Schwärmer vielleicht wieder von seinen Verirrungen zurückzubringen.

Schweizer wurde durch diese wohlmeinenden Mittheilungen heftig erschüttert; er hatte nie geglaubt, der zürcherischen Regierung, geschweige denn seinen Mitbürgern von seinem Treiben in Paris Rechenschaft schuldig zu sein. Er war sich keiner andern als edler Zwecke bewußt. Wenn auch nicht zu ruhiger und unbefangener Beobachtung geeignet, erkannte er doch, in dem Mittelpunkte der revolutionären Wirksamkeit stehend, die Wichtigkeit der Zeit weit früher, als man dieselbe in der Schweiz zu würdigen verstand, sowie die ungeheuren Mittel, die für Umgestaltung der ganzen Welt in Bewegung gesetzt wurden. Die Mißstimmung der Revolutionsbeförderer gegen die aristokratischen Schweizerkantone entging seinen Blicken nicht, und wenn er Winke nach Zürich sandte, wie hier eine allmälige, dem Geist der Zeit ange-

messene Veränderung der politischen Formen immer dringlicher werde, damit nicht, trotz dem Schutz aller übrigen europäischen Mächte, eine solche gewaltsam durchgesetzt werde, so mußte er dagegen in Paris, woselbst er epochenweise bedeutenden Einfluß hatte, manches Ungewitter, das gegen die Schweiz sich erheben wollte, zu beschwören oder unschädlich abzuleiten; denn ungeachtet seiner häufigen spaßhaften Ausfälle gegen unsere Kleinstädtereie, war er seinem Vaterlande mit aufrichtiger und treuer Liebe zugethan.

Dieses Bewußtsein, nur das Gute zu wollen und dasselbe nach seinen Einsichten befördert zu haben, wurde jetzt durch die Mittheilungen und Warnungen seiner Freunde zu lebhaftem Gefühl gesteigert, das in einem Gemisch von Wehmuth, Entrüstung und spöttischem Troß in seinem ohnehin bewegten Gemüth aufkochte. Er hatte den Gedanken noch nicht ganz aufgegeben, wenn die Sachen in Frankreich eine schlimme Wendung nehmen sollten, sich nach Zürich zurückzuziehen. Nun aber glaubte er sich in der Vaterstadt verkannt, verrathen und selbst in Gefahr, wenn er dahin zurückkehren sollte, mißhandelt zu werden. Seine aufgeschreckte Phantasie vergrößerte alles.

An einem trüben Herbstmorgen lief er einsam in dem Garten der Tuileries umher und haderte mit seinem Schicksal. Er beschloß, sich zu rechtfertigen und seine Klagen ergossen sich in poetischen Formen. Es ist noch ein Umschlag „meine Verbannung, mein Schicksal“ überschrieben, aus jener Zeit vorhanden, in welchem auf einzelnen unzusammenhängenden Blättern der Ausdruck seiner damaligen Stimmung zu erkennen ist. Diese flüchtigen, kaum leserlichen Aeußerungen, die bald an Lavater, bald an Bürkli*) oder andere gerichtet werden sollten, sind in psychologischer Beziehung so bedeutend, daß wenigstens einige Stellen hier angeführt zu werden verdienen.

Er läßt sich zuerst vernehmen, wie seine Wünsche nach der Heimat gerichtet waren; dann heißt es:

*) Vermuthlich der durch seine poetischen Versuche bekannte Kunstmeister Johannes Bürkli, geb. 1745, gest. 1804. (Wilde Allg. deutsche Biographie.) P.

„Aber nun halt ich in zitternden Händen den Brief ewiger Verbannung, die Vorwürfe meiner Freunde, und reiße mich laut weinend von den Gefährten meines Unglücks, von meinem lockengeschnürten Weibe, von meinem pockennarbigten Gesellen (Jeanneret) los, um einsam in dem rothbelaubten Tuilerienwalde meinen Kummer in das Geseufze der Turteltauben zu verhauchen. Es schleichen zauberische Gestalten herbei, von denen ich mein Auge wegwenden muß

„Euch werd' ich nicht mehr seh'n, scheue Töchter der Limmata, die Blumenhäupter auf schönem Nacken spiegeln, deren blaue Augen und blonde Locken jeden bezaubern*). Nicht mehr besuche ich des verbrüdereten Freundes Garten, wo ihm der Kreis goldlockiger Kinder wie feine Rosen blühen! Nicht mehr sitz ich vor euern tugendhaften Weibern, um ihnen meine Odyssee zu erzählen!“

„Mit mir klagten nur wenige Thränen. Unterdrücktes Schluchzen erschüttert die Brust des treuen Diggelmann; er verbirgt sich vor seinen Gefährten, schleicht gebückten Hauptes den Pfad der Schanze hinauf, und seinem schlummerlosen Auge leuchtet Nachts die Lampe. Er sieht mit Kummer das liebe Haus des Herrn und der Alten Gräber und mein Bruder ist ihm dennoch nicht Plage!“

„Meine Freunde rufen mir zu: „Wie? du wärest unser Einer und wärest nicht zufrieden? Schätze Ruhe, stillen Genuß deines eigenen Glückes und deine kostbaren Bürgerrechte nicht so sehr, daß du nicht, wie wir hören müssen, dich verlauten lassst, es wäre manches besser und gerechter im Staate zu dessen Flor zu machen; als ob der Staat,

*) Wenn auch Schweizer sich hier mit einer Art von poetischer Sehnsucht seiner lebenswürdigen Landsmänninnen erinnert, so hat er sie dagegen in seinen Schilderungen von A bis Z, unter dem Artikel „Frauenzimmer von Zürich“ mit folgenden Worten scharf gezeichnet: Ihr Fuß ist immer sonntäglich. Sie schleppen durch's Roth die schönsten Assamblee-Roben, die anderswo nur für das Kutschenfahren bestimmt sind. Ihre Geberden sind bäurisch. Ihr Hochmuth ist es ebenso, mehr Löffelei als Stolz. Sie sind scheu oder unverschämt frech und lachen wie Dorfmadchen einem in's Gesicht. Sie neigen sich vor keinem Grüßenden, sondern es bedünkt sie großer Ton, es nicht zu thun. Den ersten Burschen der ihnen gefällt, heirathen sie!! D. H.

„gleich einer Statue von Trippel, beurtheilt und beide gleich so voll-
„kommen als möglich sein müßten! Wer, von Europas Knechten allen,
„hat uns nicht Bewunderung gezollt? In unsern Tagen, wo man
„noch recht zu studiren weiß, wog man Gräzias, Roms, Brittaniens
„und Amerikas Sentenzen gegen Bruns und sah jene für fremde
„Pflanzen an, die auf unserm Boden nichts taugen, da jedes Klima
„seine eigene Botanik hat. Sieh wie absurd die Menschenrechte, an
„die vielleicht du glaubest, wenn auf Treu und Glauben sie veräußert
„sind und das Gegentheil verbrieft, besiegelt und so oft beschworen ist!
„Ein Eid ist ein Eid, er verspreche was er wolle ... Alle Leute, denen
„es wohl ist, sind ja zufrieden. Gibt es irgendwo Eigensinnige, die
„ungeachtet der trefflichen Baumeister, die unsern Staatspalast auf
„ewig, wie's noch keine konnten, zu bauen wußten, behaupten, er sei
„jetzt morsch, Zeit und Salpeter hätten die Mauern erschüttert: diesen
„Marren sollten wir erlauben, zu untersuchen, damit sie etwa gar aus
„Bosheit alles zusammenschlagen? Nein, Nein! Solche Thoren sind
„wir nicht! — Sieh, so spricht, so schreibt man von dir und wenn
„du nicht dich bald und gänzlich besserst, so könnte unbezähmbarer
„Köpfe Schicksal dir werden; du könntest, mit deiner Schlafmütze über'm
„Thr, hinter'm Gitter der Wachtstube auf dem Rathhaus, den Zunft-
„gesellschaften in der Nachbarschaft, selbst Freunden zum Späße dienen,
„daß auch die Bauern, in Zwickfitteln an dich hinaufgaffend, bald die
„Frucht des Raisonnirens sähen! Oder wenn auch dein Blauderwesen
„unser Magistrat für das Delirium eines Thoren, der Maxime nach,
„halten sollte, daß alle die sprechen, nicht handeln dürfen, so wirfst du
„eben so wenig zu unsern Gesellschaften passen, wie Einer in den Rath,
„der keinen spanischen Krigen trüge, und so wenig verstanden als der
„Stadtschreiber, wenn er ohne Rezitativ unsern Schwörbrief läse oder
„einer auf der Kanzel deutsch spräche.“

„So warnen mit bitterer Laune meine Freunde mich. — Was
„war mein Verbrechen? Mir legte Pflicht und ein heiliger Eid auf,
„zu thun, was dem Besten des Staates angemessen wäre und weil

„nirgends die schlechten Staatsverwalter dieses lehren, so wollt' ich's
„draußen lernen. Ich strebte nach Kühnheit und Vaterlandsbesserung,
„vertheidigte den französischen Patriotismus gegen Thoren, die ihn
„beschimpften, ... gestand meinen Haß gegen die Aristokratie und mein
„Gedicht über die französische Freiheit erwarb mir Feinde. Solche
„Verbrechen verzeihen Aristokraten nicht!“

Auf einem andern Blatte heißt es: „da ich mich aber nicht will
„abschrecken lassen, vielmehr mein Häuschen am Zürichbergfuß, (das
„damals noch nicht veräußert war) beziehen möchte, so beruhige mich,
„wer es ehrlich mit mir meint; er sage mir, ob ich auf einer Pro-
„skriptionsliste stehe, ob an mir der neuen Meinungen Widerlegung
„versucht werden soll? Ob ich, dem Sperber gleich, zum Schrecken
„Anderer, an das Scheunenthor genagelt werden soll? Und ob ich
„wirklich etwas gesagt, gedacht oder gethan habe, das den Staatsgesetzen
„oder dem Sinn seiner Schriftgelehrten zuwider ist?“

„Ich würde so friedlich wie der Offizier aus dem Feld in seine
„Garnison, zurückkehren; denn obwohl, wie Homer sagt, Eisen und
„Streit Männer anziehen, so will ich auch mit auf die Junft gehen,
„im Bürgermantel, der heiß im Sommer und im Winter doch nicht
„warm gibt“ ...

An andern Stellen dieser unzusammenhängenden Rhapsodie verwirft
er wieder den Gedanken der Rückkehr:

„Ich will lieber außen bleiben, als wie ein kopfverzoelter Jude
„unter muthwilligen Jungen unter euch sein. Nur immer zu schweigen
„wär' auch für einen stoischen Römer schwer!“ ... „Eine dreizehnköpfige
„Hekate ist unsre Konstitution. Lieber alte Meinungen ablegen, wie
„alte Kleider, als sie beibehalten; lieber aus dem Hause ziehen, eh' es
„fällt,“ u. dgl. m.

In wie fern Schweizer diese in der ersten Aufwallung hingeworfenen
und zerstreuten Gedanken in ein Ganzes zusammengeschmolzen, nur einen
Theil desselben herausgehoben, oder gar nichts davon nach Zürich
geschrieben, ist mir unbewußt. Was er sich auch einbilden mochte, seine

Freunde blieben ihm treu, sie bedauerten ihn aber, denn sie mußten ihn damals aufgeben, weil sie einsahen, daß ihre Argumente ihn nicht zurückbringen könnten, so lange nicht andere Eindrücke von außenher ihm eine andere Richtung geben würden. Der Zürcherbutsch erging über ihn in vollem Maß, indeß ihn sein Geschick immer tiefer in den Strom der Revolution hineintrieb.*)

Im April 1791 beweinte Schweizer, mit Paris und ganz Frankreich, den Tod seines Freundes Mirabeau, der mitten in seiner glänzenden Laufbahn, in Folge seiner Ausschweifungen von einem Entzündungsfieber dahingerafft wurde. Er war in manchen Beziehungen ein Böfewicht gewesen und hatte unendlich viel Unheil gestiftet, allein seines Geistes Kraft und Gewandtheit überwog diese niedrigen Eigenschaften dermaßen, daß selbst seine Feinde, wie er von dem Schauplatz abtrat, ihn vergötterten. Schweizer kannte ihn nur von der bessern Seite und wenn Mirabeau diese geltend machen wollte, war er unwiderstehlich. So schildert ihn Schweizer in folgenden Zeilen:

Mirabeau im Orkus.

„Herrscher der Schatten, so schläfst auch du wie Könige schlafen?
„Sieh dein luftiges Volk wünschet sich Knochen und Mark!
„Mirabeau, hör ihn, er spricht! Schon lächelte ihm Erynnis,
„Und das Gesetzbuch durchsieht Minos, zu mildern sein Loos!
„Wälze der Felsen mehr vor, o Pluto, oder empor, dann,
„Göttern, denen du grollst, jage den Gallier zu!
„Denn dein düstres Gewölb macht sonst der Rebelle zum Festsaal,
„Droben hingegen zerstört bald er zum Orkus Olymp.“

Sein Tod konnte damals auch für Schweizer als wahrer Verlust betrachtet werden, denn Mirabeau war eigentlich ein konstitutioneller

*) Das schweizerische Wort Butsch bedeutet einen plötzlichen Andrang und Stoß in Masse. In näherer Beziehung enthält das Wort „Zürichbutsch“ einen höchst charakteristischen Begriff von der Leichtigkeit, womit das reizbare Zürcherpublikum über irgend einen Menschen oder eine Sache ebenso allgemein und schnell, wie der Wind, sich wendet, vom „Hosianna“ zum „Kreuzige“ überzugehen pflegt. D. H.

Monarchist, der jenen durch seine Beredsamkeit von allzu überspannten Freiheitsbegriffen hätte zurückbringen können. Nun aber ließ Schweizer sich noch länger von dem Strome mit fortreißen, bis endlich Marat, Chabot, Anacharsis Cloots, Collot d'Herbois und andere dieses Gelichters ihre wüthenden Grundsätze allein geltend machten. Erst jetzt wandte er sich mit Abscheu von den Jakobinern, aber nicht von der Revolution weg, die er, selbst mit ihren unausweichlichen Uebeln, immer noch für ein erwünschtes Rettungsmittel der Sache seines Herzens hielt, so lange er nicht offenbare Gräueltthaten begehen sah, die er bald wieder vergaß. Wo er sich an besser geglaubte Revolutionsmänner von Neuem anschließen konnte, geschah das mit einem Eifer, den keine eignen Opfer abschrecken konnten.

Es wäre höchst merkwürdig, eine klare Uebersicht seiner Verhältnisse in der damaligen Zeit vor Augen zu haben und daraus seinen Ideengang ausmitteln zu können; allein die Gefahr, etwas darüber dem Papier zu vertrauen, und der Drang der immer wechselnden Ereignisse gestatteten ihm nicht, ein Tagebuch zu führen, wie er das sonst epochenweise zu thun pflegte und somit sind durchaus keine schriftlichen Dokumente aus jenen verhängnißvollen Tagen mehr vorhanden, die seinen raschen Gang durch die ersten Revolutionsjahre befriedigend beleuchten könnten. Einfluß muß er von Zeit zu Zeit ausgeübt haben; dieses erhellet mitunter auch aus dem besondern und hinlänglich erwiesenen Umstand, daß Schweizer es war, der gegen das Ende des Jahres 1791 beauftragt wurde, die geheime Lokal-Instruction für den nach der Schweiz ernannten Botschafter Barthelémy aufzusetzen.

Uebrigens ward seine Seele allmählig von traurigen Ahnungen verdüstert. Er mußte sehen, wie Männer, die er verehrte, und welche sich bestrebten, die feierlich beschworene Verfassung in ihrer Würde aufrecht zu erhalten, mit dieser selbst zu Boden getreten wurden, wie alle Ordnung und rechtmäßige Gewalt unterdrückt war, wie in dem Chaos der mit grenzenloser Hestigkeit einander bekämpfenden Partheien

die frechste Anarchie immer mehr die Oberhand gewann, wie tägliche Opfer ihrer steigenden Wuth unter dem Beile des Henkers fielen; wie selbst die Stellvertreter der Nation durch den Einfluß mächtiger Bösewichte in ihrer Mitte, und durch das verwirrte Geschrei eines aufgehetzten, raub- und blutgierigen Pöbels unterjocht, die schändlichsten Handlungen nicht bloß billigten, sondern dieselben sogar wie Triumphe feierten.

Vorzüglich empörte ihn der eckelhafte Pomp, womit die Soldaten des Schweizerregimentes von Chateaufieux, welche ein Jahr zuvor in Nancy gegen ihre Offiziere rebellirt, dieselben mißhandelt und bestohlen und gräßliche Ausschweifungen begangen hatten, die durch das Standrecht der Schweizerregimenter von Vigier und Castella als Meuter und Diebe zur Galeerenstrafe verurtheilt worden waren, nunmehr aus den verdienten Ketten befreit, nach Paris berufen, der Ehre der Sitzung in der Nationalversammlung theilhaftig, in einer lächerlichen Prozession (im April 1792) durch die ganze Stadt zur Schau geführt und auf dem nämlichen Märzfelde, wo sie den Eid geschworen, den sie nachher mit Füßen traten, als Märtyrer der Freiheit verherrlicht wurden.

An diesem Tage flüchtete Schweizer sich wieder in den Garten der Tuileries und hauchte daselbst seine tiefe Wehmuth und Entrüstung in einer noch vorhandenen Elegie aus. Er heißt darin diese Soldaten von Chateaufieux:

.... „Verworfenen, die sonst des Henkers Karren führt,“
welche „Themis, wo ihr Recht noch herrschte,
.... „mit dem Fuß zu Staube trat!

Dann ruft er aus:

„Edle Gallier, am Vaterlandsaltare
„So hoch erhebend jüngst das Schwert,
„Als zum Befreier Zeus ihr stolze Eide schwuret,
„Die aber jetzt mit rohem Stab
„Durch's Joch der Anarchie ein niedrer Schreier treibt,
„Ihr fühlt jetzt, welche Tyranney
„Den Dolch des Römers heischt und Teller gefüllten Köcher.
„Hervor denn, Männer, aus den Reih'n!“ u. s. w.

Aber die Männer, welche aus den Reihen traten, waren die Jakobiner, unterstützt von der Hefe des verruchtesten Pöbels und durch die von Marseille herbeigerufenen Mörderhaufen. Ihre Raserei wurde noch gesteigert durch den Andrang fremder Heere, welche von Außen her die Ordnung herstellen und den König wieder in seine Rechte einsetzen sollten und durch die auf den eiteln Geist der Franzosen nicht klug berechnete Proklamation des Herzogs von Braunschweig. Die königliche Macht war bereits zum Schatten herabgewürdigt, und das Komplott, den Monarchen in seinem Palast zu überfallen und ihn mit seiner ganzen Familie zu ermorden, wurde öffentlich besprochen. Kein rechtlicher Mensch war seines Lebens von heut auf Morgen mehr sicher.

Noch immer wandelte Schweizer furchtlos in Paris umher. Er horchte, er beobachtete, er band sogar mit den Marseillanern, die er verabscheute, an, um immer zu erfahren, was vorging, um vielleicht noch irgendwo eine Gräueltthat hindern zu können. Der sanfte gleichmüthige König war früher sein Held nicht gewesen; nun aber bedauerte er diesen unglücklichen Monarchen aufrichtig und war für sein Schicksal besorgt.*)

In Schweizers Haus trafen damals nur noch gemäßigte Leute und solche zusammen, die Ludwig XVI. hätten retten mögen. Unter diesen befand sich Terrier de Monciel, der bei dem öftern Ministerwechsel einige Wochen und über den 20. Juni 1792, wo der

*) Auch Magdalene liebte den guten König, und nach seinem Tode mußte sie sich (wahrscheinlich durch Clery, des Königs Kammerdiener, den sie kannte) ein Stückchen von dem Kleide zu verschaffen, in welchem der unglückliche Monarch auf das Blutgerüst geführt worden war. Sie trug dasselbe lange Zeit, in einen Ring gefaßt, am Finger und schenkte es nachher meinem Vater. Ich habe nur ein kleines Fragment davon behalten und mit dem Ueberreste dieser Reliquie verschiedene Personen höchlich erfreut.

Pöbel in die Tuilerien eingebrochen, und dem König die rothe Mütze auf das Haupt gesetzt hatte, Minister des Innern war.

Ein anderer Freund des Schweizer'schen Hauses, der Herzog von Liancourt, kommandirte in Rouen, und hatte daselbst den Plan gemacht, die königliche Familie, wo möglich noch vor dem Ausbruch der Jakobinerverschwörung, nach Rouen, nöthigenfalls gar nach England hinüber zu entführen und zu retten. Monciel, mit Liancourt einverstanden, betrieb diese Angelegenheit gegen Ende Juli in Paris. Das Geld wurde dabei nicht gespart; die Partei des Hofes füllte zu diesem Zwecke eine Kasse mit Gold und stellte dieselbe zu Monciel's Verfügung. Bremond, der immer bei Schweizer steckte, um zu erspähen, ob nichts für ihn zu thun und zu gewinnen sei, hatte sich bereits bei Monciel eingeschmeichelt, wie er sich bei gegebenem Anlaß eben so gut an einen Marat oder Collot d'Herbois gehalten hätte; er wurde nun seiner Pffiffigkeit wegen von jenem als Unterhändler gebraucht, und ihm sogar die Kasse anvertraut.

Die Jakobiner, welche überall ihre Spione hatten, bekamen Wind von diesem Plane, und von einer zur Ausführung desselben bestimmten Kasse, ohne jedoch der Sache noch ganz auf der Spur zu sein. Bremond sah sich beobachtet, und mußte alle vier und zwanzig Stunden mit seiner Kasse aus einem Haus in's andere ziehen, weil Niemand ein so gefährliches Depositum unter seinem Dache dulden wollte. Endlich fand er für rathsam, dasselbe bei Schweizer unterzubringen, und dieser, dem gar nicht befiel, welche Folgen daraus für ihn erwachsen könnten, war gleich bereit, dem Wunsche zu entsprechen. Die Kasse ward bei Nacht und Nebel in Schweizer's Wohnung gebracht, in das Comptoir gestellt, als gehöre sie der Handlung, und Bremond kam nun einige Abende hintereinander durch die Dämmerung herbei geschlichen, schloß die verhängnißvolle Kiste auf, worin kleine seidene Beutel mit 10, 15 bis 20 Louis d'ors gefüllt, auf einem Haufen lagen, steckte deren, so viel als er glaubte nöthig zu haben, ein, und begab sich dann in die

Vorstadt St. Antoine, um daselbst die Schreier und Anführer des Pöbels durch Bestechung zu gewinnen.

Allein der König wollte sich lieber aufopfern, als zum zweitenmal die Flucht ergreifen. Diese wäre auch unausführbar gewesen, denn der Plan war vollends entdeckt, und die Urheber desselben stoben auseinander, und flüchteten sich über die Grenzen. Nur Bremond, der die Kasse nicht mitnehmen konnte, und sie doch nicht im Stich lassen wollte, blieb zurück, und zitterte, jeden Augenblick ergriffen und hingerichtet zu werden.

Schweizer, obgleich er Gefahr lief, in diesen Handel mit verwickelt zu werden, hielt den Intriganten über acht Tage in seinem Hause versteckt, bis es ihm gelang, demselben einen Paß, der 30,000 Franken gekostet haben soll, zu verschaffen, womit Bremond entwichte, um sich zum General Dumouriez, an den ihn Schweizer empfohlen hatte, und alsdann von der Armee nach England zu begeben. Die Kasse blieb, noch mehr als zur Hälfte voll, auf dem Comptoir stehen.

Schweizer glaubte sich auf die Treue seiner Dienstboten, die Alles, was vorgefallen, beobachtet hatten, um so eher verlassen zu dürfen, als sie stets von ihm und Magdalene mit der größten Freundschaft und Freigebigkeit waren behandelt worden. Er hatte den Sohn des Haushofmeisters Jahre lang und auf seine Kosten bei Fiesinger im Zeichnen unterrichten lassen und wie ein Vater für seine übrigen Kinder gesorgt.

Eines Morgens aber trat der Kammerdiener in Schweizers Zimmer und sprach :

„Monsieur, vous savez qu'il y a une guillotine, vous savez aussi quelle caisse M. Bremond a déposé chez vous. Je veus en avoir ma part, ou de ce pas je vais vous dénoncer.“ Und abgeredetermaßen hatte die Hausmeisterin Finot sich in der nämlichen Minute zu Magdalene begeben, und sie durch die gleiche Erklärung überrascht.

Schweizer und Magdalene sahen sich verrathen, und auf eine Weise bedroht, welche den geringsten Widerstand unmöglich, sogar

verderblich gemacht hätte. Mangin und die Finot wurden in das Comptoir geführt, die Kasse, zu welcher Bremond den Schlüssel zurückgelassen, ward aufgemacht, die Verräther packten des Goldes so viel ein, als sie fortschleppen konnten, verließen auf der Stelle das Haus, verheiratheten sich mit einander, und kauften sich aus dem Raub ein Nationalgut unweit von Paris, wo sie von nun an auf einem von Emigranten verlassenen Schlosse ein bequemes Leben führten.

Dieser verruchten Handlung gedachte die gute Magdalene in ihren hinterlassenen Schriften nur beiläufig mit folgenden Worten :

„Nos deux domestiques ont décampé avec de l'argent confié
„après avoir été huit ans à notre service, avec trois enfants, que
„nous avons élevé. La femme étoit d'une aimable douceur jusqu'à
„l'époque de la révolution, pour lors elle s'est comportée en véritable
„furie.“

Den Ueberrest des königlichen Geldes, der noch 5000 Louis d'or betrug, nahm Jeanneret, von Bremond dazu beauftragt, in die Handlung, wo derselbe in kurzer Zeit mit den letzten Geldern der Firma verspekulirt worden ist und wozu auch Jean Claude Picquet mitgeholfen hat.

Schweizer wußte mit ganz Paris, welche Gräuelszenen vorbereitet wurden. Das Gewitter, welches immer dunkler und drohender sich über Frankreich's Hauptstadt zusammen geballt hatte, brach endlich am 10. August 1792 aus. Der losgebundene Pöbel, aufgehetzt von seinen strafbaren Führern, verstärkt durch die Kannibalenhorden der Marseillaner, erstürmte den Palast seines Königs, und nöthigte diesen Märtyrer der edelsten Grundsätze, sich den grimmigsten Feinden seiner geheiligten Person, mit seiner ganzen Familie gleich Opferlämmern zu überliefern. Seine Anhänger wurden zerstreut oder ermordet und die Schweizergarde vergoß ihr Heldenblut auf den zertrümmerten Stufen des zusammen sinkenden Thrones, unerschütterlich treu bis in den Tod.

Schweizer blieb an diesem fürchterlichen Tage in seiner Wohnung verschlossen. Auch seinem Leben drohte Gefahr, die er nicht gescheut hätte, wenn ihm vergönnt gewesen wäre, irgend ein Verbrechen zu verhüten. Aber allein, und für den Augenblick abgeschnitten von allen besser gesinnten Menschen, vermochte er nichts, durchaus nichts zu thun, und mußte bei seiner eingeschüchterten Gattin und während die Scheiben seiner Fenster von dem Donner des groben Geschüßes klirrten, gefoltert von den schmerzlichsten Gefühlen, den Ausgang dieser schrecklichen Mordscene erwarten.

In der Dämmerung des Abends und wie das Schießen nachließ, vermochte er nicht länger im Hause zu verweilen. Es drängte ihn hinaus, er mußte sich erkennen.

Da trat ein junger Zürcher, J. Konrad Stocker, der, unbewußt was vorging, am Morgen unter die anrückenden Wütheriche gerathen war und sich wie durch ein Wunder aus ihren Klauen gerettet hatte, zu ihm ein. Hastig verkleidete Schweizer diesen und sich selbst in Perückenmacher-Gesellen und unter dieser Maske eilten beide den Tuilerien zu.

Die hellen Flammen der rings um den Ballast in Brand gesteckten Häuser beleuchteten das gräßliche Schauspiel. Schweizer und sein Gefährte drängten sich, über Haufen zerstückelter Leichen, durch die Massen des teuflisch frohlockenden Volkes. Um nicht verdächtig zu werden, mußten sie „Vive la liberté“ und „à bas les tyrans!“ mit den Verbrechern heulen und ihren schändlichen Thaten Beifall zurufen. So stiegen sie die blutbefleckten Stufen hinan, gelangten bis in die innersten Säale des Palastes und sahen die königliche Wohnung verheert, geplündert und in eine Mördergrube verwandelt. Fortgerissen von der hin- und herwogenden Menge erreichten sie wieder den Ausgang. Bei jedem Schritt stolperten sie über gefallene Brüder, an deren zerschmetterten Körpern Weiber und Kinder den freveln Muth in eckelhaften Mißhandlungen fühlten. Es waren jene Torsten, die am folgenden Morgen noch zur Schau lagen, unter welchen, von seinen Schülern begleitet,

der berühmte Maler David mit kalter Stirne hin- und herwandelte, sie mit den Füßen umwandte, bis er gefunden, was er suchte und je die schönsten wegtragen ließ, um sie zu akademischen Studien zu benutzen.

Schweizer spähte ringsumher und erblickte im Hell Dunkel einer Vertiefung, hinter den Gittern eines Kellerhalses, drei Menschen schwebend versteckt. Er trat näher und erkannte an den rothen Uniformen in diesen Unglücklichen unerreicht gebliebene Landsleute. In der Sprache der Heimat, die ihnen hier wie eine Stimme vom Himmel erklingen mußte, versprach er, sie zu retten. Unbeachtet von der trunkenen Menge boten er und sein wackerer Gefährte den zitternden Gardisten die Hände, hoben sie heraus, halfen sie schnell entkleiden und führten sie durch Umwege in Schweizers Wohnung. Hier wurden sie mit Speise und Trank erquickt und auf den Heuschuber versteckt.

Kein Schlaf senkte sich auf Schweizers brennende Augen. Ergrimmt über den Schimpf, der seinem Vaterlande widerfahren, durchwachte er die Nacht unter tausend Gedanken der Rache. Mit grauem Morgen lief er zu einem andern Landsmann, H. Heinrich Meister, von Zürich, der als Gelehrter zu Paris in gewichtigem Ansehen stand und forderte diesen dringend auf, mit ihm vor die Schranken der gesetzgebenden Versammlung zu treten und im Namen der gesammten Eidgenossenschaft die französische Nation anzuklagen, für den Mord der Schweizergarde Genugthuung und zugleich die Auslieferung der Verschontgebliebenen zu verlangen.

H. Meister, ebenso empört wie Schweizer, doch kühleren Blutes die Folgen fruchtloser Bloßstellung berechnend, ermahnte ihn, von solchem Vorhaben abzustehen. Er bewies ihm, wie er durch ein solches Wagstück sein eigenes Leben aufopfern würde, vermittelst dessen Erhaltung ihm vielleicht noch gelingen könnte, dasjenige gefangener Landsleute zu retten. Er anerbote sich, einen reichen und wackern Marseillaner, Namens Audibert, aufzusuchen und diesen, der früher in seiner Vaterstadt viel gutes gethan und daher noch einigen Einfluß auf seine tobenden, nach Paris gezogenen Mitbürger haben könnte, aufzufordern, sich als

Vermittler für die Rettung der überall verfolgten Gardisten zu verwenden. Durch dieses Anerbieten wurde Schweizer einigermaßen beruhigt. H. Meister führte seinen edlen Vorsatz auf der Stelle und mit gutem Erfolg aus. Audibert ließ sich zu der schwierigen und gefährlichen Unterhandlung bereden, sie verzog sich aber mehrere Tage.

Wie dieselbe endlich zum Abschluß kommen sollte, wanderte Schweizer kühnen Schrittes nach der Barfüßer-Kaserne, die Raubhöhle der Mar-seillaner, wo eine kleine Abtheilung Schweizergardisten, die den Tod nicht gefunden, bewacht wurden.

Dort lagen die Leichen der Kannibalen, die als Opfer eigener Wuth vor den Schweizern gefallen, noch in Särgen zur Schau ausgestellt, umgeben von ihren bluttriefenden Spießgesellen, die unter fürchterlichen Vermünschungen den verdienten Tod ihrer Brüder zu rächen schwuren. Und Angesichts dieser scheußlichen Gestalten wagte es der hochherzige Schweizer, im Namen der Menschlichkeit, die solchen Banditen fremd war, das Leben seiner übrig gebliebenen Landsleute als eine Gnade zu erbetteln.

Es läßt sich kaum begreifen, wie Schweizer hier nicht ermordet wurde. Seine Beredsamkeit mußte hinreißend gewesen sein. Die Wuth der Horde legte sich, und Schweizer hatte das beseeligende Gefühl, viele von seinen hier gefangenen Landsleuten zu befreien. Er selbst zog über diese schönste Handlung seines Lebens einen bescheidenen Schleier, allein sie ist durch Zeugen erwiesen. Wie groß die Zahl der Geretteten war, ist unbekannt. Einige derselben, nebst denjenigen, welche er bereits in seinem Hause versteckt hatte, mußte er, in Troßgesellen verkleidet, mit einem nach der Armee abgehenden Transport Pferde, glücklich aus Paris wegzubringen, sowie er Bremond unter der nämlichen Verkleidung gerettet hatte; Andere reisten unter geborgten Namen mit Post aus Frankreich, wie z. B. der Baron Sch. Salis und ein H. de Lüzé von Neuenburg, die im ersten Augenblicke eine andere Zuflucht gefunden, welchen er aber nun durch den schwedischen Gesandten zu Pässen verhalf. Es können heut zu Tage noch welche von ihnen leben, und der Ein-

weihung des kolossalen Denkmals, das den Schweizerhelden des zehnten Augusts in Luzern errichtet worden, beigewohnt haben, ohne nur zu wissen, wem sie den Dank für ihre Erhaltung schuldig sind.

Mag auch Schweizer, im Laumel schwärmerischer Freiheitsgefühle, mitunter die Grenzen der Schicklichkeit überschritten, früher und später Mißbilligung unüberlegter Reden oder Handlungen von seinen Landsleuten verdient haben; — wer in so verhängnißvollem Augenblick und mit offener Gefahr des eigenen Lebens, solchen Muthes, solch' erhabener Aufopferung fähig war, der ist und bleibt ein edler Mensch!

Aufgeregt in seinem Innersten und hastig hin- und herlaufend, um sich für die noch lebenden Gardisten zu verwenden, war Schweizer, dessen zartes Nervengewebe solche vereinte Anstrengung des Geistes und Körpers selten aushielt, gegen Ende August krank geworden und mußte über die stürmischen Mordtage des Septembers sogar das Bett hüten. Es war dieses für ihn eine wohlthätige Krankheit, denn höchst wahrscheinlich wäre auch er, wenn er sich länger für seine unglücklichen Landsleute, deren noch viele in der Abtei gefangen waren, hätte beschäftigen können, verdächtig geworden und wer damals verdächtig war, der wurde auch ohne Gnade hingerichtet.

Am 20. August hatte er an meinen Vater geschrieben, um von sich und Magdalene wenigstens ein Lebenszeichen zu geben. In diesem Briefe heißt es:

„Nous sommes malheureux de bien plus que vous ne pensez,
„mais aussi avons nous appris à souffrir, et notre courage est aussi peu
„à bout que nos tourments le sont. Votre nièce est un ange de
„bonté et de mépris de ces horreurs là, mais justement ce mépris
„est un grand tourment pour elle, et plus que la mort, le pillage
„et les autres maux dont on nous menace. Ce qui me désespère
„moi, c'est le sort qui attend nos malheureux officiers captifs, que
„l'assemblée nationale et l'espèce d'honnêtes gens qu'il y a encore,

„veulent sauver, mais dont le peuple, ce seul maître du jour,
„demande la tête avec la fureur la plus inhumaine et des menaces
„qui éffrayent ces heros mêmes. Je n'ai rien écrit à Zurich, mais
„j'ai agi ici, mes compatriotes peuvent me rendre ce témoignage.
„Je vous quitte pour aller encore négocier avec leurs assasins
„mêmes les Marseillois, qui sont devenus leurs juges, dénonciateurs
„et témoins. Les ambassadeurs étrangers qui sont encore ici, n'ont
„osé faire aucune reclamation en leur faveur u. s. w.“

Schweizer hatte nämlich nur diejenigen retten können, welche in die Mördergrube der Marseillaner gebracht worden waren; über das Schicksal derjenigen, welche in andern Gefängnissen verwahrt und dann septembriert wurden, vermochte sein menschenfreundlicher Eifer sich, aller seiner Bemühungen ungeachtet, nicht auszudehnen.

Es ist auch noch ein Brief vorhanden, den Magdalene am 12. September (1792) nach Zürich an H. Füßli schrieb, der viele Jahre als Künstler in Paris zugebracht, bei steigender Gefahr sich aber noch vor dem 10. August nach der Schweiz begeben hatte. Dieser Brief mit seinen Schreibfehlern, (da Magdalene bereits die deutsche Sprache fast vergessen hatte) und in seinen Uebergängen von fürchterlichen und traurigen zu komischen Schilderungen, ist so eigenthümlich, daß derselbe hier buchstäblich eingerückt zu werden verdient.

„Man sagt ds. keine Briefe sicher abgehen, ich sparte ds schreiben
„auf die abreise hr. Rahn u. Stocker, aber diese lieben Compatrioten
„musten blizschnel fon der reisegelegenheit profitiren, u. ach wie
„gut thaten sie, dies höllenort zu verlassen, u. wie freue ich mich
„sie bester herr fuessli in der lieben Schweiz zu wissen, obschon
„ich alles an meinen compatrioten ferliehr. Alle erlichen leute
„gehen weg, nur wir sind gefeselt. Ich wünschte ds. des Volkes wuth
„über mich gienge, das Leben ist quälend. Ach, ws wir alles
„leiden! Sie, bester herr füsli, haben zum Glück noch nichts erfahren,
„zu Ihrer Zeit gieng noch alles mässig zu, und ach wie fiel musten
„Ihre und meine freunde leiden: ihr namen darf ich nicht wagen

„auszusprechen (es war die Familie Terrier de Monciel gemeint),
„aber Sie wissen wol ds. es meine liebste u. einzige freundinn hier
„ist; sie und ihr brafer mann sind ferborgen, oder jez gar ausem
„Land. Sie schrieb mir, aber sagte mir nicht woh sie ist. Ihre
„Relligion und tugend unterstützt sie. Ich gehe zuweilen zu ihren
„ferwandten, aber im ferborgenen, dan unsre Schritt sind abgemessen.
„Was ich for unsere unglücklichen Schweizeren leide ist nicht zu
„beschreiben; ich wahr an einem tag so rassend, meldete mich bei
„einem folksfreund, um mein Leben for die retung der Schweizern
„anzubieten. Seit der Schweizeren fal ist meine Seele ganz zerütet.
„Ich hof ds die Schweiz die sache nicht so liegen lest. Ich schäme
„mich hier Weib zu sein! Grausamkeiten und schand-thaten thun
„si jezt ganz ofentlich. Ein Weib hat in 30 männer umgebracht,
„und unaustrückliche schandthaten mit den Körperen getrieben.
„Unser ehemaliger Jokey ist Brigant geworden, er sagte mir ins
„Gesicht ds. er gern uns tödete. Er und seine 3 brüder die ich
„alle aufgenommen um zu bekehren, sind alle (bis der kleine den
„ich noch hab) Brigand geworden. Bald hab ich niemand ehrlicher
„mehr um mich. Das merkwürdigste ist wie seit den mordtagen
„die menschen sich verbössert haben! Jedes kind lacht, hüpf und
„freut sich todtenköpfe zu sehen od. selbst im triumph in der Stadt
„herum zu tragen. Ha, Dieu, quelle génération que celle d'aujourd'hui!
„O, herr füsli, ich kann mich nicht an diese grausamkeiten gewöhnen,
„ferlacht werd ich ab meiner empfindlichkeit. Jezt da mein guter
„mann krank im bet, hab ich gar niemand mehr, der antheil an
„meinem Leiden nimt, ich ferberg so viel möglich meine Leiden
„vor ihm. Ich mangle gewiss nicht muth, ich hab bewaise dafon
„gegeben, aber sobald ich nimer beweine die atrociteten, so würde
„ich wie andere gleichgültig darüber. Ha, Dieu me préserve d'une
„pareille insensibilité! J'aimerai mieux souffrir tout ce qu'il y a à
„souffrir, et j'en aurai encore beaucoup, car on nous prépare à des
„événemens affreux! Ich denck sie nimer in paris zu sehen, dieser

„ort ist ferlohren für die Künste auf lange hin. Fiesinger reist
„auch weg weil er nichts mehr zu thun hat. Dank Ihnen, bester
„herr füsli ds sie so treu der babette aufsuchen; ich liebe das
„Geschöpf immer und ewig. Grüsen Sie mir was grüzbahr ist,
„und machen zuweilen das fergnügen meiner lieben Tanté, ein
„gläsli mallaga od. was läckerhaftes dieser art auf meine armsellige
„existenz zu trinken. Beim empfang Ihres niedlichen briefes lachte
„ich noch ab Ihrer munteren erfreuenden Schreibart, Sie wissen,
„ds. sobald die Sonne mich anstralt, ich gleich aufgeweckt, auch
„noch jez, wann ich tag und nacht au deséspoir, und nur eine
„erliche treue Seele mir erscheint, so lach ich und mein herz. So
„auch die Königin mit ihren 4 hemder 4 par strumpf, nur ein kleid;
„darf nicht leise, keine andere sprache als französisch mit dem
„König sprechen. Doch lacht si wan ihr abwärter zu ihr sagt:
„j'avions besoin d'aller p. . . r, pendant ce tems là vous ne parlerez
„pas à votre mari. Dieser abwärter soll ein sansculotte sein, et il
„ne se gêne pas de v. . . r devant la reine. Mein mann grüst
„tausendmahl sie, und ich bin mit ausgezeichnete achtung ihre ergebene
Madelene.

Auch ohne Unterschrift und wenn ich denselben in einem andern Welttheil hätte vorlesen hören, würde ich in diesem Briefe Magdalene auf der Stelle erkannt haben. So kindlich nachlässig und komisch gutmüthig schrieb und sprach sie immer.

Bei Schweizers Herstellung gab es in Frankreich keine königliche Gewalt mehr, und die Republik war inzwischen proklamirt worden.

Sonderbarer Wankelmuth des menschlichen Sinnes! Der nämliche Mann, der wenige Wochen zuvor mit Entsetzen und Abscheu gegen das Volk erfüllt war, als es den Palast seines Königs gestürmt und dessen edle Vertheidiger ermordet hatte, welcher in der ersten Aufwallung des Schmerzes die gesammte Eidgenossenschaft zur Nationalrache hätte auffordern mögen, dieser nämliche Mann wurde nun durch den Drang der Verhältnisse umgestimmt; nicht aus Furcht vor Gefahren, solche

kleine Rücksichten waren ihm fremd, sondern durch gesteigerte philosophisch-politische Ansichten, über welchen er wieder vergaß, wie viel Blut der Name Republik gekostet hatte und noch kosten würde und die er glaubte vertheidigen zu können, als seine Freunde in Zürich hofften, ihn endlich von Paris fortzubringen und ihn gefragt hatten, ob er denn auch jetzt noch den Unfug der Franzosen billige.

In einer poetischen Epistel, „der Schweizermord in Paris“, welche er am 24. Oktober 1792 an seinen Freund (Casp. Schinz) geschrieben und später, jedoch im nämlichen Sinne umgearbeitet hat, spricht er sich darüber unverholen aus, und meint:

„Daß allort, wo das grause Menschenthier,
„Auf grüner Erde weidet, es zur Jagd
„Auf seines Gleichen lüstern sei.“

es gäbe „kein Volk

„Wenn noch so lang gewöhnt an Zucht und Milde
„Dem Bruderhaß, wie eine Pest, nicht etwa
„Sein böser Dämon bringe.“

und glaubt damit jene Gräuel nicht entschuldigen zu wollen, dieselben aber gewissermaßen als unzertrennlich von großen Weltbegebenheiten erörtert zu haben. Er hält solche Krisen für unausweichlich, wie Hochgewitter an schwülen Sommertagen, und verzweifelt nicht an der Möglichkeit, noch Alles gut werden zu sehen. Er warnet in dieser Epistel das Vaterland vor unüberlegten Schritten, zumahl vor dem Gelust, sich der Koalition beizugesellen, um das Schicksal der Schweizergarde zu rächen.

„Eine Frucht, sie reift im freyen Land,
„Besonnenheit! Sie bringt in's Auge Licht,
„Und zeigt uns, daß der neue Kreuzzug nicht
„Dem großen Grabe unsrer Todten gilt.“

Ja, er geht noch weiter und meint sogar, die Schweiz selbst müsse, gerade jetzt wo der Zeitpunkt gebieterisch sei, nicht nur die Entwicklung der neuen Grundsätze in Frankreich nicht hindern wollen, sondern sogar

ihre eigne Verfassung im Geiste der Zeit verändern und verbessern und läßt (in der neuen Umarbeitung) die Manen der Väter den heutigen Eidgenossen zurufen:

„Der Weisheit Baum bringt neue Frucht zu neuer Zeit,
„Wir ehrten unsere Väter nicht wie ihr
„Uns ehren wollt und tauschten ohne Schreck,
„So wie Helvetiens Wildniß heller ward,
„(Dankt ihr's uns nicht) Altäre und Gesetz!
„So thut auch ihr! Treibt keine Heuchelei,
„Und hängt dem edlen Vaterlande nicht,
„Zum Staatstalare seine Windeln um!“

So wurde Schweizer irre geleitet, zunächst durch seine eigne Phantasie, die immer nur goldene Berge und in jeder glänzenden Wolke eine Gottheit erblickte, dann aber höchst wahrscheinlich auch noch durch eifrige Bearbeitung von Seite derjenigen Männer des Tages, die zwar die Schweiz um so weniger fürchteten, als sie ganz Europa zu trozen gedachten, jedoch, bevor sie hinlänglich gerüstet waren, die Zahl ihrer Feinde nicht noch vermehren wollten, und welche den leicht entzündbaren Schwärmer für den Mann halten mochten, der ihre Sache in der Schweiz beschönigen und dort einstweilen die aufgebrachten Gemüther zur Ruhe verweisen könnte.

Mit Anfang der Schreckenszeit wurden Schweizer und Jeanneret ihres Münzrechtes zu Marseille und ihres ganzen dort noch befindlichen Materials auf einmal und ohne die geringste Entschädigung beraubt. Die Schuldner des Hauses zahlten entweder gar nicht mehr, oder in Assignaten, deren eingebildeter Werth von Woche zu Woche immer tiefer sank. Alle Fonds der Handlung waren verspielt, verschleudert, gestohlen, untergegangen; es blieb nichts mehr übrig, was noch dazu hätte dienen können, die Geschäfte fortzuführen. Hiermit wurde Schweizers unglückliche Handelsgesellschaft mit Jeanneret, zuerst durch

ein feindseliges Schicksal und dann auch noch durch eine förmliche Akte unter beiden aufgelöst.

Bei dieser Gelegenheit zeigte Schweizer sich wieder so schwach und so großmüthig wie immer. Die Handlungsbücher, Schriften und Briefe, welche Jeanneret's tolle Wagnisse hätten beleuchten und ihm gerechte Vorwürfe zuziehen können, alle diese Aktenstücke wurden diesem als unbedingtes Eigenthum überlassen, womit er nach Belieben schalten und walten, dieselben nach Gutfinden sogar vernichten konnte. Von allen ausstehenden Forderungen behielt Schweizer für eigne Rechnung nur eine einzige höchst ungewisse von vermeinten 70,000 Franken auf St. Didier, der außer Landes war und welche von einem Geschäft mit dem Abbée d'Espagnac herrührte und übernahm dagegen die Verpflichtung, mehrere Gläubiger, zumal auch den Malteserritter de Witry zu befriedigen, im Fall dieser sich jemals wieder zeigen sollte. Und endlich erhielt er von Jeanneret, der ihm sein ganzes Vermögen durchgebracht hatte, bloß für eine demselben aus seiner Privatkasse früher vorgestreckte Summe von 50,000 Franken, unterm 10. April 1793 eine förmliche Schuldverschreibung durch einen Notar, Kraft welcher Jeanneret versprach, diese Summe jährlich mit fünf von hundert zu verzinsen, wovon aber Schweizer in seinem Leben keinen Heller gesehen hat. Diese Schuld muß wohl mehr als rechtmäßig gewesen sein, da Schweizer sich eine solche Verschreibung dafür ausstellen ließ, welche später wieder in Anregung kommen wird.

Er hatte bereits seine Zuflucht zu den in Zürich niedergelegten 35,000 Gulden, in so weit dieses Kapital nicht verpfändet war, genommen und dasselbe war schon auf 28,000 Gulden herabgeschmolzen. Er fing nun an, seine Gemälde und Antiken zu verkaufen, und trieb zugleich eine Art von Handel mit andern Kunstsachen und Büchern, die von Emigranten zurückgelassen und durch die Revolution in Umlauf gesetzt worden waren. Da aber ausländische Spekulanten den Zeitpunkt wahrnahmen, mit baarem Geld nach Paris kamen und die seltensten Bilder für unbedeutende Summen in klingender Münze wegkauften,

so konnte Schweizer, der zu keiner Art von Handel geeignet und auch kein wirklicher Kenner war, mit seinen Assignaten wenig ausrichten, und büßte sogar noch eine kostbare Sammlung von Gemälden und ein Magazin von Büchern ein, die er glaubte rechtmäßig erworben zu haben und welche ihm unter Robespierres fürchterlicher Regierung wieder abgenommen wurden. Der Kassier Sonthonas, den er nicht los werden konnte, lag ihm noch immer auf dem Nacken; Jeanneret wohnte noch mit im Hause und beide zehrten von Schweizer's letzten Brosamen, in jenem Zeitpunkt, wo Mangel und Noth in Paris täglich fühlbarer wurden.

Und dennoch verlor er keinen Augenblick den Muth und wollte es immer noch mit dem Schicksal aufnehmen! Zuweilen wurde er verfolgt und z. B. nach Dumouriez Emigration seine Wohnung durch die Polizei auf das genaueste durchstöbert, indem er eines Einverständnisses mit dem General verdächtig war; er konnte auch damals nur mit Noth peinlicher Verhaftung entgehen. Bei einer andern „visite domiciliaire“ sollte Magdalenes vorgefundenes heffisches Familienwappen, wegen der darauf befindlichen Lilie, zum Vorwand einer Anklage dienen, was aber auch wieder beseitigt wurde. Es gelang ihm gewöhnlich, sich bei den Machthabern des Tages wieder emporzuarbeiten und einigen Einfluß zu gewinnen, den er immer wieder zum Guten anzuwenden trachtete. In seinem Eifer schrieb er an meinen Vater, und anerbote ihm Empfehlungen an alle französischen Generale für mich, im Falle ich in holländischen Diensten, wo ich mich damals befand, und wie der Krieg ausgebrochen war, in Gefangenschaft gerathen sollte. Er war überall thätig und drängte sich durch alle Hindernisse fort. Er fand sogar noch öfters Zeit, Verse zu machen, da seine Gedanken bei jeder Spannung sich gewöhnlich in Sätzen ergossen.

Wenn man sich wundert, daß Schweizer bei öftern Anklagen, die gegen ihn stattfanden, dennoch nie verhaftet und wie tausend andere Unschuldige auf das Mordgerüst geschleppt wurde, so läßt sich diese

Sicherheit nicht anders als mit den Worten erklären, welche von seinem Freunde, dem Grafen von Schlabberndorf gesagt worden sind: „Sein „ganzes Wesen und Betragen zeigte gleich den Mann, der offen und „gerade seinen rechtschaffenen Wandel verfolgt, nichts für sich will, „nichts auf Nebenwegen herbeizuführen versucht, der keinerlei Ein- „flüsterungen anhören oder Ränke anzetteln kann. Weil er seine „Gesinnungen und Meinungen nicht verhehlte, selbst den abgeschickten „Rundschaftern nicht, so konnten sie nicht gefährlich dünken, und die „Polizei, die mit dringenderen Sachen beschäftigt war, ließ ihn in „Ruhe.“ (B. Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie.)

Magdalene, die im Glücke niedergeschlagen und unthätig gewesen und im gewöhnlichen Leben ihren Hang zu lässiger Bequemlichkeit nie zu überwinden vermochte, entwickelte jetzt eine Kraft der Seele, die sie bis zum Heldenmuth begeisterte. Sie, ein zartes, schwaches Weib, die sich sonst selten von ihren weichen Polstern erhob, lief nun zu Fuß durch die kothigen Straßen von Paris, besuchte, tröstete, ermutigte ihre verfolgten Freunde, drang selbst bis in die Gefängnisse und arbeitete an der Befreiung unschuldig Verhafteter. Sie mußte, daß ihr ungewöhnliches Erwachen und Treiben in Zürich bekannt und hier mißbilligend besprochen wurde. Allein sie setzte sich über alle Deutungen hinweg und folgte dem Trieb ihrer edlen Seele, die einen freien und hohen Aufschwung genommen hatte. Unterm 20. September 1793 schrieb sie an meinen Vater, der sie bereden wollte, über diese gefährliche Zeit sich bei ihm in Zürich aufzuhalten; „Man ist schrecklich stürmisch diese „Woche. Ich weiss nicht was bald aus Allem wird. Wie es Gott „will, muss ich es auch wollen. Mein Mann und ich haben viel zu „laufen, vor Bekannte aus dem Gefängniss zu retten, aber ach, es „geschieht vieles umsonst: Dans ce moment cy arrive ce qui voudra, „je désire seulement que personne ne fasse pour moi ce que je „fais pour les autres. Je ne veux avoir d'obligations à personne, „hormis à quelques amis. Je répète à l'univers entier que je sais „souffrir et je souffre bien plus qu'on ne s'imagine.“

„Ach, wenn ich nur die Monciel retten kann. Aujourd'hui „on a décrété aller Emigranten Weiber in den Kerker. Ce matin „la cuisinière de Hettlinger*) vint fondre en larmes, disant que son „maitre vient d'être emprisonné. Il est malade et mourant. Elle „me conjure de courir pour elle, afin d'obtenir la permission d'aller „le soigner. Escher de Glattfelden*) m'a écrit de sa prison pour „me demander de l'argent, mais je ne donnerai rien à ce scélérat; „on n'a déjà pas assez de jambes et d'intelligence pour suffire aux „secours des innocents.“ Dann klagt sie über das Geflatsch, dessen Gegenstand sie in Zürich sei und wie Offiziere des abgedankten Regiments Steiner erst üble Gerüchte über Schweizer ausgestreut und ihm nun wieder geschmeichelt hätten, „parcequ'il leur a été de quelque utilité. „Ils ne devoient pas accepter des services d'un homme dont ils „pensent mal. J'aurai de la peine de m'habituer à ces petites; „j'aime mieux souffrir martire au milieu des grands caractères. A „Zurich on m'enfermeroit, car je dirais tout ce que ma conscience „me dicteroit; depuis le bourgmaître jusqu'au dernier crocheteur „ils entendraient des vérités bien dures. Babette ne feroit que des „satires, avec son crayon elle ecraseroit toutes les commères! — — „Man hat hier eine ganze Familie hingerichtet, darunter ein Mädchen „von achtzehn Jahren, schön wie der Tag. Et cette fille auroit pu „se sauver par son innocence, mais sa grande vertu la fit préférer „de mourir, et elle mourut pour son amie, ce qui n'a été sçu qu'après „sa mort. Des traits de cette nature électrisent!“ Und dergleichen mehr.

*) Ueber Hettlinger's (des Direktors der Porzellanfabrik zu Sèvres) merkwürdige Schicksale und die lieberliche Carrière des hier ebenfalls genannten Escher's (Sohn eines Pfarrers Escher zu Glattfelden), der endlich von einem Landjäger, gegen den er sich zur Wehre setzte, erschossen ward, gibt Heß interessante Notizen, die hier indeß wegen Mangel an Raum wegbleiben müssen. Zudem ist mir von zuverlässigster Seite ein Zweifel an der Richtigkeit mehrerer hier erwähnten, nicht gerade rühmlicher Erlebnisse Hettlinger's geäußert worden.

In ihrem heiligen Eifer fiel ihr sogar ein, an Robespierre, den sie verabscheute, zu schreiben. Sie, die sonst lieber gestorben wäre, als daß sie die Aufrichtigkeit ihres Gemüthes je verläugnet hätte, kitzelte nun mit einigen hochtönenden Phrasen die bekannte Eitelkeit des Tyrannen, um in der Folge sich an ihn wenden und seinen Tigerklauen unschuldige Opfer entreißen zu können. Ihr Versuch gelang. Der fürchterliche Mann übersandte ihr durch einen seiner Spießgesellen die rothe Mütze als ein Unterpfand seiner Huld und ließ sie seines mächtigen Schutzes versichern. Diesen benutzte sie mit kluger Vorsicht zu wohlthätigen Zwecken, wußte sich Pässe für Verfolgte zu erbetteln oder zu erkaufen und hat vielen Freunden und Bekannten, unter Andern auch dem Chevalier de Bougens, aus der Klemme geholfen. Da sie aber, bei so eifriger und edler Thätigkeit, sich dennoch nie ganz sicher glaubte und im Fall einer Anklage mit Würde enden wollte, begab sie sich einst in tiefer nächtlicher Stille, von einer einzigen Magd begleitet, auf den Grèveplatz und zählte die Stufen der Guillotine, um nicht zu wanken, wenn sie einmal das Blutgerüst besteigen und ihr Leben auf demselben beschließen sollte.

Gegen Ende des Jahres 1793 standen alle größern und kleinern Völker Europas unter den Waffen; die einen bereits mit der französischen Republik im Kriege, die andern auf dem Punkte, loszuschlagen. Nur die schweizerische Eidgenossenschaft allein blieb ihrem Staatsgrundsatz, sich nicht in fremde Händel zu mischen, getreu und verhielt sich, zumal auch im Gefühl ihrer Schwäche, neutral und leidend.

Diese Neutralität kam den französischen Machthabern wohl zu statten und wenn sie auch damals schon ganz Europa trotzten, und eine Sprache führten, wie solche zuvor in diplomatischen Verhandlungen nie gehört worden, so beobachteten sie doch gegen die Eidgenossen eine Art von Schonung, die hinlänglich zeigte, welchen Werth sie darauf setzten,

durch den Begriff der Unverletzbarkeit des Schweizerbodens, von dieser Seite wenigstens vor Angriffen größerer Mächte geschützt zu sein.

Inzwischen war ihnen aber durch ihre überall verbreiteten Rundschafter bekannt, wie Europa's Höfe die Eidgenossenschaft mit in ihre Verbindung gegen Frankreich hineinzuziehen bemüht waren, welche Erbitterung über den Mord der Schweizergarde in vielen Gegenden herrschte und wie die Regierungen aller aristokratischen Kantone, mit mehr oder minder Deffentlichkeit, ihren Abscheu gegen die französische Revolution und gegen die Hinrichtung Ludwig XVI. ausgesprochen hatten. Sie mußten, wie in Graubünden, an der wichtigen Grenze gegen Italien, eine einflußreiche Parthei ihnen entgegen und östreichischer Einwirkung bereitwillig stand. Durch den Vorschub derselben war Semonville angehalten und ausgeliefert worden. Sie mußten aber auch, daß daselbst die mit jener gespannte sogenannte Parthei des Volkes nur auf Winke und Unterstützung von Außen harrete, um die östreichisch gesinnte thatsächlich anzugreifen und zu verdrängen und wie überhaupt in der ganzen Schweiz die Meinungen in diesem Zeitpunkt und über eine Sache getheilt waren, deren Natur keine Partheilosigkeit zuließ, und wo die Einen, je nach ihren Verhältnissen oder Leidenschaften, die französischen Grundsätze eben so eifrig vertheidigten, als Andere dieselben in die tiefste Hölle verwünschten.

Bei so bewandten Umständen fand der Wohlfahrtsausschuß (comité de salut public) für rathsam, einen vertrauten Mann nach der Schweiz zu senden, welcher, mit außerordentlichen Vollmachten versehen und unabhängig von dem daselbst anerkannten Botschafter Barthelemy, den öffentlichen Geist beobachten, nach Maßgabe der Gelegenheit unterhandeln, die Regierungen in den Grundsätzen der Neutralität bestärken, das Volk zu Gunsten der Franzosen stimmen, vorzüglich aber den gefürchteten Einfluß beseitigen sollte, welchen die von dem Minister Miffes von Salis angeführte Parthei in Graubünden ausübte. Und der Mann, der zu solchen Zwecken ausgewählt und mit dieser Mission beauftragt wurde, als Barthelemy nach der Schweiz gesandt ward,

dieser Mann, der eigentlich zum Werkzeug der revolutionären Propaganda dienen sollte, war Schweizer.

In wie fern vorläufig über diesen Gegenstand berathen worden; ob er vielleicht die Gelegenheit benutzen wollte, jener Parthei in Graubünden, welche ihm bei Bausis Vertheidigung so wenig Achtung bezeigt hatte, nunmehr seine Wichtigkeit fühlbar zu machen; ob er sich selbst zu dieser Mission angeboten, oder aber, in der Ueberzeugung, er müsse sich damit befassen, wenn er, der durch so mannigfaltige Verhältnisse noch an Frankreich gefesselt war, diese durch Ablehnung nicht gefährden wolle, oder gar wegen ökonomischer Bedrängniß sich willig finden ließ, würde schwerlich genau zu entscheiden sein. Genug, er übernahm diesen schwierigen Auftrag, wahrscheinlich ohne noch genau einzusehen, wie sehr er sich dadurch in seinem Vaterlande verfänglich machen würde.

Er ließ seine Ankunft durch Magdalene meinem Vater vorläufig ankünden und schrieb ihm dann selbst noch unterwegs folgenden merkwürdigen Brief, der mit dem Wappen der französischen Republik versiegelt war. „Mr. J'ay eu l'honneur de vous écrire depuis Paris „par la main de votre nièce, que je viendrai en Suisse chargé d'une „mission du gouvernement françois. Permettez que j'ajoute d'ici „l'observation suivante: Que je ne viens point autrement à Zurich, „que pour y passer, mais que ma destination est pour une contrée „lointaine, ou l'ambassadeur ne peut point se porter en personne, „et ou il est nécessaire d'avoir et pour la langue et d'autres rapports „un homme national. Je vous demande la grâce de vous expliquer „ainsi envers les personnes qui pourroient vous parler de ma „mission, car j'oserai toujours être confiant avec vous; quoique „j'ose traiter toute chose qu'il me plaira et demander „ou je veus, il me convient et il est de décence même que je „menage l'amour-propre raisonnable de Mr. Barthelemy que j'aime „et que j'honore. J'écris une pareille lettre à mon ami Mr. S. et „quelque chose de semblable aussi à Diggelmann.“

„Si vous avez quelque chose à me dire qu'il soit nécessaire
„que je sache avant mon arrivée ayez la bonté de m'écrire sous le
„couvert de Mr. Barthelemy chez lequel je me rendrai vers la fin
„de la semaine.“

„Je suis accompagné de mon ami Jeanneret. Je suis etc.“
Vaumarcus, 30 Novb. 1793.

Schweizer.

„Je ne prendrai que le titre modeste d'agent.“

Jeanneret benutzte wahrscheinlich die gute Gelegenheit, auf Unkosten der französischen Regierung nach der Schweiz zu reisen, woselbst er Geschäfte haben mochte, vielleicht bei seinen Anverwandten gut Wetter zu machen hatte und begleitete also seinen Freund, blieb aber in Vaumarcus zurück.

Es ist noch ein Tagebuch vorhanden, dessen Anfang einen tiefen Blick in Schweizers Seele gestattet. Es heißt daselbst:

Nangis, den 22. November 1793.

„Mit der rothen Freiheitsmütze auf dem Haupt entführen Freund
„Jeanneret und ich dem waffenvollen Paris. Born auf unser's Wagen's
„Himmel wehte ein dreifarbiges Wimpel. Welch' Spiel des Zufall's
„ist der Menschen Schicksal, oder vielmehr wie lohnt sich oft spät
„Beharrlichkeit in reinem Eifer und Redlichkeit: denn mir, welchem
„als Zürichs sorgenvollstem Bürger nicht ein Platz
„(ohne Niedrigkeit) im Kreise der Väter werden konnte,
„dessen Bedanten lächelten und Aristokraten spotteten; mir ist nun die
„Ehre geworden, für der Republikens größte eine Thätigkeit ohne
„Zwang aller Formen zu verwenden und Pläne zu versuchen, wie ich
„mir sie am schönsten unter meiner Neblauben am Hirschengraben dachte,
„wenn die Rathsglocke nur für steife Kragen baumelte
„und mein treuer Bürgersinn Schwärmerei hieß.“

Der gute Schweizer meinte wirklich Großes bewirken zu können, allein er hatte sich auch hier wieder getäuscht.

Seine Ankunft und die Zwecke seiner Sendung waren so schnell bekannt geworden und es entstand darüber eine solche Spannung, daß der englische Gesandte, Lord Fitzgerald, von Bern aus nach Zürich, als den Vorort, eine heftige Note schrieb, um die Regierung vor den Antrieben eines neuen Agenten der Jakobiner zu warnen und worin er die Hoffnung aussprach, die wackern Schweizer würden sich doch nicht mit einem Banditenvolke, wie die Franzosen, in freundschaftliche Verhältnisse einlassen wollen.

Der Gesandte Barthelemy, dessen „amour-propre raisonnable“ wahrscheinlich durch den Umstand verletzt worden war, daß neben ihm ein anderer und außerordentlicher Botschafter mit wichtigen Aufträgen erscheinen sollte, der vielleicht seine eignen Verhandlungen untersuchen, bekritteln, sogar durchkreuzen könnte, war nicht besonders günstig für Schweizer gestimmt, und nannte denselben scherzweise nur „son Excellence Mr. Schweizer.“

Der alte ehrwürdige Schultheiß Steiger von Bern, ein ebenso feiner als kräftiger Staatsmann, der die Franzosen verabscheute, dagegen dem System des englischen Kabinetts mit Leib und Seele zugethan war und bei welchem Schweizer zuerst anklopfte, empfing ihn wie einen Knaben, bezeugte ihm seine Verwunderung, daß er, als ein Eidgenosse, sich zum Werkzeug einer fremden Faktion gegen die Ruhe der Schweiz gebrauchen lasse und lehnte alle seine Anträge so beharrlich und mit so bitteren Bemerkungen ab, daß Schweizer statt zu unterhandeln, sich nur vertheidigen und darthun mußte, wie er, in Folge seines langen Aufenthaltes in Frankreich und des daselbst genossenen Schutzes, seinen Auftrag um so weniger habe ablehnen dürfen, als derselbe in den Händen eines minder aufrichtigen Vaterlandsfreundes der Schweiz hätte gefährlich werden können und durch die ruhigen aber unerschütterlichen Einwendungen des Schultheißen so stark in die Enge getrieben wurde, daß er am Ende bald genöthigt worden wäre, die geheimen und unumschränkten Vollmachten, mit welchen er für den Nothfall versehen

war, zu entfalten, um nur nicht als ein untergeordneter und zweideutiger Ränkeschmied verächtlich fortgeschickt zu werden.

Wenn er in Bern so wenig auszurichten vermochte, so wurde er in seiner Vaterstadt nicht minder abschreckend empfangen.

Bevor er noch hier eintraf, hatte der geheime Rath sich bereits feinetwegen versammelt und ausgemacht, ein Bürger von Zürich handle seinem theuren Eid und seinen Pflichten zuwider, sobald er sich als Unterhändler einer fremden Macht gegen sein Vaterland gebrauchen lasse; man dürfe ihn also gar nicht abhören und müsse ihn kurzweg abweisen. Man sei auf keinen Fall verbunden, mit einem andern, als mit dem anerkannten und bevollmächtigten Gesandten Barthelemy, der allgemein geschätzt war, einzutreten.

Mein Vater hatte Schweizer die Wohnung in seinem Haus auf dem Lande angeboten, ihm aber zugleich berichtet, welche Stimmung gegen ihn vorherrsche, und ihm wohlmeinend gerathen, sich keine öffentliche Rüge zuzuziehen. Schweizer rückte daher ohne Aufsehen ein und vermochte sich, nach vielen vergeblichen Schritten, am Ende bloß eine Privataudienz bei den Standeshäuptern auszumitteln, bei welcher ihm nicht gestattet war, irgend einen diplomatischen Charakter geltend zu machen und wo er nur als ein zufällig durchreisender Landsmann über die neuesten Ereignisse in Paris vernommen, zugleich aber mit ernstern Winken in seine Stellung als Bürger von Zürich zurückgewiesen wurde.

Von vielen seiner frühern Bekannten ward er lau, mitunter sogar geringschätzig und nur von seinen vertrautesten Freunden mit der alten Liebe behandelt. Die Besten unter den Letztern mußten ihn als einen Verirrten betrachten, der früher oder später wieder zur Erkenntniß gelangen würde. Er lebte daher sehr eingezogen und scheute sich gewissermaßen vor seinen Mitbürgern aufzutreten. Es gereicht aber seinem Herzen zur Ehre, daß er, der sich eines ganz andern Empfangs geschmeichelt hatte, keine Rache in einem Augenblick dafür ausübte, wo solche vielleicht in seiner Willkür gestanden wäre.

Schweizer richtete nun sein Hauptaugenmerk auf Graubünden. Er hatte sich dort einigen Freunden, die ihm persönlich wohl wollten, ohne seine politischen Ansichten zu theilen, als einen französischen Agenten angekündigt, der beauftragt sei, über die Pensionen der abgedankten Schweizer Soldaten zu unterhandeln. Diese Freunde trugen Bedenken, sich mit ihm einzulassen, bevor sie darüber die Meinung des Gesandten Barthelemy eingeholt. Nun aber lautete die Antwort desselben so wenig vortheilhaft für Schweizer, daß die Freunde ihm abriethen, sich nach Bünden zu begeben, wo der österreichische Botschafter seine Gegenwart schwerlich dulden würde. Dem ungeachtet reiste er am 29. Dezember (1793) von Zürich ab, kam aber nicht weiter als bis nach Sargans. Der General von Salis-Marschlins, welcher sich damals in Zürich aufhielt, hatte bereits seinen Bruder, den Minister Ulisses, von Schweizers Ankunft unterrichtet und es waren solche Maßregeln vorbereitet, daß Hilboten von Bansi und andern Bündnerpatrioten Schweizer entgegenkamen und ihn beschworen, nicht weiter zu reisen, indem er, auf bündnerischem Boden angelangt, Gefahr laufe, wie Semonville aufgehoben und ausgeliefert, oder sonst mißhandelt, vielleicht gar auf irgend einem einsamen Gebirgspafz in einen Abgrund gestürzt zu werden.

Schweizer mußte also auch von da unverrichteter Dinge abziehen und sah sich auf jedem Schritt beobachtet und gehemmt. Nun reiste er noch in die Gegend von Neuenburg und kam dann im März wieder nach Zürich zu meinem Vater, wo er den Leuten nicht so häufig in die Augen fiel. In der Stadt wurde er nicht gerne gesehen und man wünschte, er möchte, gefährlicher scheinend, als er es im Grunde war, sich bald wieder dahin zurückbegeben, von wannen er gekommen. Im April regten sich die Bündnerpatrioten, allgemeine Gährung brach auf einem außerordentlichen Landtag gegen die österreichische Parthei aus; die französisch gesinnte gewann die Oberhand; der Minister von Salis hinwieder, nun auch seines Lebens nicht mehr sicher, wurde genöthigt, sich mit seiner Familie nach Zürich zu flüchten, ein Strafgericht ward

niedergesetzt, daß seine Umtriebe untersuchen und beurtheilen sollte; alle österreichisch gesinnten Mitglieder der Regierung wurden ihrer Stellen entsetzt und mit Buße belegt.

Diese Ereignisse wurden allgemein und mißbilligend Schweizer's Einfluß zugeschrieben; höchst wahrscheinlich aber mit Unrecht; denn es war einer jener Aufwiegler, die Schweizer verabscheute, ein abgedankter Unteroffizier vom Regiment von Chateauvieux, der auf jenem außerordentlichen Landtag in Chur, terroristische Maßregeln gegen die österreichische Parthei auf die Bahn gebracht und durchgesetzt hatte und was auch seine Instruktionen mögen enthalten haben, so hätte sich Schweizer nie erniedrigt, einen solchen Menschen für dergleichen Gewaltthaten zu brauchen. Indessen mag doch die Anwesenheit eines Agenten des Wohlfahrtsausschusses in so geringer Entfernung bekannt geworden sein, und den aufgeregten Bündnern Muth eingeflößt haben, ihre Revolution mit desto weniger Schonung durchzusetzen. Es lassen sich darüber nur Muthmaßungen aufstellen. Alle Papiere, die Schweizer's damalige Verhältnisse betrafen, sind in einer versiegelten Kiste von Eisenblech in Zürich zurückgeblieben und nach seinem Tode von seiner Gattin als unnütz vernichtet worden. Ich hätte dieselben vielleicht erhalten können und bereue nun zu spät, sie nicht zu meinen Händen genommen zu haben, da sie, als historisches Material, anziehende Aufschlüsse über die geheime Geschichte jener verhängnißvollen Zeit hätten geben können.

Aller Hindernisse ungeachtet, arbeitete Schweizer dennoch immer eifrig, sogar zuweilen ganze Nächte durch mit einem Sekretär, erhielt öfters Staffeten von dem Wohlfahrtsausschuß, war von dem, was in Paris vorging, sowie von allen Bewegungen der Armeen genau unterrichtet, begab sich zuweilen nach Baden, wo der Gesandte Barthelémy wohnte, trieb sich sonst in der Gegend herum und machte dazwischen Verse. Sein Tagebuch, in welchem aber durchaus nichts von politischen Angelegenheiten vorkommt, ist beinahe ganz in flüchtigen Jamben geschrieben und enthält viele Spuren der Eindrücke, die sein bewegtes Gemüth von den heimischen Umgebungen erhielt. Ueberall blickt die

Liebe zum Vaterlande daraus hervor. Wehmüthig riß er sich von demselben los, wie nachgerade seine Anwesenheit ganz überflüssig zu werden schien. Er hatte als Diplomatiker nichts ausgerichtet, da er von keiner Regierungsbehörde anerkannt wurde und wäre deswegen vielleicht einer scharfen Untersuchung ausgesetzt gewesen, wenn er zum Glück nicht eine Einladung für andere Geschäfte erhalten hätte. Unschlüssig, ob er dieselben übernehmen wolle, verließ er am 3. Juli 1794 seine Vaterstadt, die er nachher nie mehr betrat, um nach Paris zurückzukehren.

In Basel traf er mit Jeanneret wieder zusammen. Hier aber wartete auf Beide auch Bremond, der an den Grenzen herumstreifte, und nun die Gelegenheit benutzte, jene im August 1792 im Stich gelassenen 5000 Louisdors nebst den Zinsen zurückzufordern. Es gab eine heftige Szene. Jeanneret, der die Summe verschleudert hatte, bezeigte sich trotzig, wie immer, wenn er sich im Unrecht fühlte und Schweizer, der sich dieses Handels eigentlich gar nichts hätte annehmen sollen, gab Versprechungen auf eine bessere Zukunft in's Blaue hinein. Es wurde nichts abgeschlossen. Die beiden Freunde setzten ihre Reise fort und langten in Paris an, wo wenige Tage später Robespierre's Sturz erfolgte und wodurch Schweizer seiner diplomatischen Verantwortlichkeit größtentheils überhoben wurde.

III. In der neuen Welt.

Die gänzliche Zerrüttung der Staatsfinanzen hatte ganz Frankreich und zunächst die Hauptstadt in den tiefsten Mangel gestürzt. Das Volk schrie nach Brot und der Wohlfahrtsausschuß mußte darauf bedacht sein, dasselbe zu beschwichtigen, Getreide, und überhaupt Alles, was das von Faktionen zerrissene Land nicht mehr selbst hervorbrachte, auf außergewöhnlichen Wegen herbeizuschaffen, da der Krieg mit England die Seehäfen für die französische Flagge verschlossen hielt.

Bis dahin war der Austausch inländischer Erzeugnisse gegen auswärtige durch verschiedene Handlungshäuser, unter Andern auch von Dallarde, Swan & Comp. in Paris, durch Vermittlung von Lübbert & Dumas in Hamburg für die Regierung besorgt worden. Allein die Kosten dieser mittelbaren Bezugsart waren so beträchtlich, daß der Wohlfahrtsausschuß nunmehr beschloß, eigene Agentschaften in verschiedene neutrale Länder abzuordnen, welche diesen Handel auf eine für den Staat vortheilhaftere Weise führen sollten. Die Handlungs- und Berproviantirungs-Commission (commission de commerce et d'approvisionnement) wurde mit der Ausführung dieses Beschlusses beauftragt. Jean Claude Picquet, das Finanz-Orakel, stand damals dieser letztern Behörde vor.

Dallarde's bisheriger Handelsgenosse, James Swan, ein geborner Schottländer, der aber Bürger von Boston und daselbst mit einer Amerikanerin verheirathet war, meldete sich für eine solche Anstellung und versprach, aus den Vereinigten Staaten, woselbst auch eine Agentenschaft bestehen sollte, das nöthige Getreide auf neutralen Schiffen zu liefern. Picquet, der früher schon viele Geschäfte mit Swan gemacht hatte, unterstützte dessen Bewerbung. Bei den nöthigen Lokalkenntnissen und einem gewandten spekulativen Geist, schien dieser Mann zu solchen Operationen vorzüglich geeignet. Da derselbe aber damals schon in einem zweideutigen Rufe stand, so glaubte man, ihm noch einen Gehülfen

beigesellen zu müssen, dessen hohe Rechtschaffenheit allgemein anerkannt und nicht dem geringsten Zweifel unterworfen war, welcher durch seine Persönlichkeit Vertrauen erwecken und gleichsam einen moralischen Glanz über die Agentschaft verbreiten könnte.

Ein solcher Mann war Schweizer, und Picquet schlug ihn daher zu Swan's Mitagenten vor. Seine edle Uneigennützigkeit, seine erprobte Ergebenheit, seine mannigfaltigen Kenntnisse hatten ihn längst so vortheilhaft ausgezeichnet, daß Picquet's Vorschlag nicht nur keine Schwierigkeiten fand, sondern daß Schweizer diese vortheilhafte Stelle, die sein ehemaliger Kassier Sonthonas sich selbst gern zugeeignet hätte und um welche sich viele Franzosen bewarben, nunmehr vorzugsweise und unter einem Gesichtspunkt angetragen wurde, der seiner Eitelkeit nothwendig schmeicheln mußte.

Die Regierung, indem sie diese wichtigen Geschäfte zwei Ausländern übertrug, glaubte die Waarenladungen durch den Namen derselben auf der See desto sicherer gedeckt; der Hauptgrund aber, warum Picquet gerade Schweizer und keinen Andern mit dieser Stelle bekleidet wissen wollte, war folgender:

Wenn er auch Zeuge von Schweizers Flüchtigkeit gewesen, so mußte er doch glauben, dieser würde eine so günstige Gelegenheit, seine zerrüttete Oekonomie wieder herzustellen, mit Eifer benutzen. Dann konnte er auch auf Schweizers Wort und Redlichkeit mehr als bei jedem andern Menschen zählen und mit Zuversicht hoffen, diesen unerschütterlich treuen Mann zu seinem eignen Vortheil zu gebrauchen, denn die geheime Bedingung, unter welcher Picquet Schweizer diese Stelle zuhielt, war eine Verpflichtung, daß dieser Letztere mit jenem seinen Gewinn bei diesen Geschäften zu gleichen Hälften theilen sollte.

Um ihm die Aufgabe zu erleichtern und ihn selbst im Auge zu behalten, sollte Sonthonas ihm beigegeben werden und dieser, in Schweizers Namen, eigentlich aber als Picquet's geheimes Werkzeug, Swans Rechnungsführung unter dem Titel eines Buchhalters beauf-

sichtigen. Dazu war Sonthonas gleich bereit, zumal er sich in Frankreich nicht sicher glaubte, indem er sich fürchtete, von Magnin's Frau, die ihn haßte und seine Verbindungen mit geächteten Partheimännern genau kannte, verfolgt und angeklagt zu werden, und ihm, mit Swans Einwilligung, versprochen wurde, den zehnten Theil des Gewinnes der Agentenschaft für seine Buchhaltung einzuernten.

Schweizer hatte die ersten Eröffnungen über diesen Gegenstand in Zürich erhalten und er benutzte dieselben als einen guten Vorwand, seine diplomatische Stelle in der Schweiz aufzugeben und zu seiner Gattin nach Paris zurückzukehren, wo diese mannigfaltigen Gefahren bloßgestellt war.

Daselbst angelangt, blieb er lange unschlüssig, ob er die ihm angebotene Stelle wirklich annehmen dürfe. Er hielt sich nicht dafür geeignet, Geschäfte zu besorgen, die ihm noch völlig fremd waren, eine Verbindung mit Swan schien ihm eben auch nicht einladend und gegen jene geheime Bedingung, jeden regelmäßigen Gewinn mit Picquet zu theilen und gleichsam dessen untergeordnetes Werkzeug zu werden, sträubte sich sein besseres Selbstgefühl. Dieser aber bearbeitete ihn unaufhörlich, indem er ihm darthat, wie alle lästigen Geschäfte durch Swan geleitet werden könnten, wie derselbe alle Verantwortlichkeit auf sich allein nehmen müsse und wie Schweizer bloß verpflichtet sein würde, dessen Rechnungsführung im Auge zu behalten.

Als Schweizer sich freimüthig erklärte, auch dieser Aufgabe nicht gewachsen zu sein, anerbote sich Sonthonas, wie von Ungefähr und als ein zu jedem Opfer bereitwilliger Freund, dieses Stück Arbeit für ihn zu besorgen. Beide, Picquet und Sonthonas, hatten durch Vorspiegelungen, wie Schweizer vermittelt dieser Agentenschaft ein glänzendes Glück machen könnte, Magdalene schon gewonnen und seine eigene Gattin munterte ihn nun ebenfalls zur Annahme auf.

Von allen Seiten bestürmt, begann er endlich sich diesen vereinten Zumuthungen zu fügen, zumal das Geschäft wirklich einen sichern, großen und regelmäßigen Gewinn versprach. Ohne Picquet's Ver-

wendung wäre ihm dasselbe nicht angetragen worden; es ließ sich also gewissermaßen als ein Kommandit von diesem betrachten. Sein Vermögen war dahin; es blieb ihm nichts mehr übrig, womit er sich wieder hätte emporheben können. Die Noth war dringend.

Ein besonderer Umstand gab seiner Entscheidung vollends den Ausschlag. Schweizer hatte sein Vaterland verlassen, weil seine exaltirten Begriffe in diesem weder politische noch moralische Freiheit nach seinem Sinne gefunden. Die französische Revolution schien ihm Alles und noch weit mehr zu versprechen, als er sich je in seinen hochfliegenden Wünschen geträumt. Nun aber war er mit den Wirkungen, welche die Anwendung philosophischer Grundsätze politischer Freiheit bei dem französischen Volke hervorgebracht hatte, allmählig unzufrieden geworden. Er sah sich in seinen großen Erwartungen getäuscht; die Entwicklung zum Guten, wenn er mitunter auch noch darauf zählen mochte, blieb seiner Ungeduld viel zu lange aus; dagegen hatten Robespierre's Gräueltthaten sein menschliches Gefühl empört. In Amerika hoffte er seine philanthropischen Träume und Wünsche verwirklicht und dort ein wiedergeborenes Volk, in ruhigem Genuße verfassungsmäßiger Freiheit und durch dieselbe moralisch veredelt zu finden. Bekleidet mit einer Stelle, die ihm Ansehen und überall Zutritt verschaffen mußte, dieses Volk beobachten und wichtige philosophische Resultate aus solchen Betrachtungen ziehen zu können, schien ihm noch weit mehr, als die Wiederherstellung seines Vermögens, einer Reise nach Nordamerika werth zu sein. Seine Phantasie faßte diesen Gedanken mit dem gewöhnlichen Feuer auf, und nunmehr sehnte er sich nach jener gepriesenen neuen Welt hinüber.

Magdalene, die mit dazu beigetragen, seinen Entschluß zu bestimmen, glaubte als Gattin sich verpflichtet, ihn nicht zu verlassen und die Gefahren der Seereise mit ihm zu theilen. Was auch Schweizer gegen dieses Wagestück einwenden mochte, so dringend mein Vater, als er davon unterrichtet wurde, seine geliebte Nichte aufforderte, die Rückkehr ihres Gemahles bei ihm in Zürich abzuwarten, sie ließ sich nicht von

ihrem Vorsatz abwendig machen und rüstete sich mit beispiellosem Muth auf die weite Reise.

Mit Sonthonas war Schweizer in dem Sinn übereingekommen, wie der verschmitzte Picquet die Einleitung getroffen und glaubte sich in seinem ehemaligen Kassier einen treuen Freund und Gehülfen und zugleich einen unterhaltenden Reisegefährten gewonnen zu haben.

Ein Landsmann, Rudolf Meschmann von Wädensweil, der sich als Kaufmann und Spekulant ohne eigene Mittel in der Welt herumgetrieben, in London Geschäfte gemacht, zufällig nach Paris gekommen war und nunmehr dem Glück in Amerika nachzujagen gedachte, schloß sich ebenfalls an Schweizer für die Seereise an, und wurde von diesem bereitwillig mit in sein Gefolge als Commis aufgenommen. Für Babette Banfi wurde ein Pensionat in Paris ausgemittelt, wo sie über die Abwesenheit ihrer Pflegeeltern wohnen und ihre artistischen Studien fortsetzen sollte.

Swan schien mit Schweizers Ernennung zu seinem Mitagenten wohl zufrieden und hatte diesem sogar einen höflichen Brief nach Zürich geschrieben, um ihn einzuladen, sich möglichst bald mit ihm in Paris zu vereinigen; aber im Hintergrunde seines verschlagenen Gemüthes kochte Unmuth, daß er die Agentschaft nicht für sich allein behalten konnte. Er hätte Schweizer's Antheil lieber seinem Handelsgefährten Dallarde, mit dem er in Verbindung blieb, oder dem Hause Lübbert & Dumas in Hamburg, an das er für seine neuen Geschäfte mit der Regierung wieder angewiesen war, zuhalten mögen, um diese für seine Zwecke zu gewinnen. Er ließ sich indessen unter der Hand in Verpflichtungen gegen beide ein, die aber von seiner Seite so verworren eingeleitet waren, daß in der Folge der größte Nachtheil für alle Betheiligten daraus erwuchs. Außerlich schien er unbefangen zu Werk zu gehen, eilte aber, nachdem er sich mit Schweizer halbweg verständigt hatte, vor diesem in Amerika anzulangen.

Die Agentschaft war von der Regierung mit großen Mitteln versehen worden. Sie sollte die Summen in Empfang nehmen, welche

der französische Hof den Nordamerikanern für die Bestreitung ihres Freiheitskrieges gegen die Engländer vorgestreckt hatte, und über das wurde sie schon zum Beginn ihrer Unternehmungen mit einem Werth von 22,728,000 Franken kreditirt. Dieser Werth bestand größtentheils in Wechselbriefen; daneben in einer Ladung französischer Weine, in Gold- und Silberstangen, in goldenem und silbernem Tafelgeräth, in kostbaren, von dem berühmten Boulard verfertigten Mobilien, in Gemälden und andern Gegenständen des Luxus, die von der königlichen Familie und von vornehmen Emigranten erbeutet worden und nun in Amerika verkauft werden sollten. Die Vorbereitungen zur Verpackung und Einschiffung dieser Waaren verzögerten Schweizers Abreise bis nach dem Herbst, wodurch er genöthigt wurde, seine Pilgerfahrt in der ungünstigsten Jahreszeit anzutreten.

Im Anfang November (1794) verließ Schweizer das blutbesleckte Paris mit Magdalene, Sonthonas und Aeschmann. In Ermanglung von Pferden, welche für die Armee in Beschlag genommen waren, mußten ihre zwei schwer bepacten Wagen, gleich denjenigen des Königs Dagobert auf dessen Zug durch Aquitanien, von Ochsen fortgeschleppt werden und so langten sie erst spät in Bordeaux an.

Swan hatte zwei Transportschiffe gemiethet; das bessere, womit er früher unter Segel ging, für sich selbst ausgesucht, und dagegen für Schweizer, dessen Begleit, und für die ungeheure Ladung von Kostbarkeiten, ein altes Fahrzeug, den Suffolk, zurückgelassen, das kürzlich in Dünkirchen nothdürftig ausgebessert worden und einem amerikanischen schielenden Schiffer, Namens West, gehörte.

Auf diesem Suffolk, nachdem er beladen worden, schiffte sich nun die Gesellschaft am 12. November ein und fuhr bei schlechtem Winde die träge Garonne hinab, dem Meere zu, verfolgt von traurigen Erinnerungen, die auf's Neue durch den Anblick einer französischen Corvette aufgeregt

wurden, welche 150 altgläubige Priester nach den verpesteten Moorgründen Guianas in die Verbannung tragen sollte.

Die gute Magdalene hatte zwar keine bequeme Einrichtung auf dem Schiff erwartet, sich aber doch alles weit erträglicher vorgestellt, als sie es nunmehr fand. Sie, die gewohnt war, in ihrem heitern Salon auf weichem Kanapee zu ruhen, mußte hier, in einer engen dunkeln Koje und hinter einem groben Bretterverschlag, mit einem harten und so kurzen Lager verlieb nehmen, daß sie kaum ihre zarten Glieder auf demselben ausdehnen konnte. Das Geschrei der Mannschaft, das Gepolter des Tafelwerks, das Rauschen der Wellen, das Saufen des Windes, das beständige Schaukeln, welches sich ihrem reizbaren Nervengewebe doppelt empfindlich mittheilte, das alles verschlechte den Schlaf von ihren müden Wimpern und sie litt schon an Uebelkeiten, bevor sie noch die offene See erreicht hatte.

Auch Schweizer war mit seiner eigenen Lagerstätte unzufrieden, wie aus einigen Zeilen seines poetischen Tagebuchs hervorgeht, allein er waffnete sich mit stoischer Selbstverläugnung gegen die Entbehrung mancher gewohnten Bequemlichkeit. Im Anfang der Fahrt war er von dem erhabenen Schauspiel, welches das Meer, der Zug der Wolken, das Zusammentreffen mit Schiffen aus den verschiedensten Weltgegenden gewährte, aufgeregt und gleichsam begeistert worden. Er sammelte poetische Bilder und saß gemüthlich auf dem Verdeck, wo er sich die Zeit mit Schreiben kürzte und immerwährend Verse machte.

Aber das Wetter wurde gar zu schlecht, dunkle Wolken hingen wie Säcke auf das Meer herab. Der Gegenwind blies anhaltend aus Westen und artete endlich in völligen Sturm aus, der den alten Suffolk bald gegen die Küsten von Dover und dann wieder links abwärts gegen das Vorgebirg von Finisterre trieb. Schweizer bekam nun auch, nebst Sonthonas und Neschmann, die Seekrankheit in einem hohen Grad und vermehrte dieselbe noch durch seine Unruhe, während Magdalene öfters selbst an der nöthigsten Erquickung Mangel litt. Der niederträchtige Schiffer mußte immer die Zubereitung der Lebensmittel bei

weniger stürmischer See zu verzögern und ließ dagegen auftragen, wenn das Schaukeln des Schiffes die Uebelkeit seiner Passagiere vermehrte und den Genuß der Speisen unmöglich machte, die er dann für seinen eignen Gebrauch bei Seite schaffte, sowie er sich auch Schweizers mitgenommene Weine trefflich schmecken ließ.

Wechselnd nahm der Sturm ab und zu, das Schiff konnte bloß laviren und mußte am 26. November gewendet werden, bei welcher Bewegung die schlecht angeordnete Ladung mit gräßlichem Gepolter umschlug. Die im Raum versteckten Mäuse und Ratten flüchteten sich aus ihren Schlupfwinkeln herauf bis in die Kajüte und krabbelten pfeifend auf den Gesichtern der im Bette liegenden Passagiere herum. Verwirrung, Angst und Schrecken bemächtigten sich selbst der kühnen Matrosen. Am 29. schlug eine Welle sogar bis in Magdalene's Koje hinein, Segel und Tauwerk waren bereits zerseht und der Bugsprietmast zersplittert. Da verkündigte fürchterliches Krachen noch größeres Unheil: Der große Hauptnagel des Steuerbalkens war zerknickt wie ein Strohalm. Jetzt stürzten die Zimmerleute, mit Aexten und Hebebäumen bewaffnet, in Magdalene's Verschlag, um von hier aus die dringendsten Verbesserungen zu bewerkstelligen, und schauernd vor Mäße, Frost und Jammer wurde sie genöthigt, ihr Lager zu verlassen, bis diese mühsame Arbeit nothdürftig verrichtet war. Allein das Steuer hatte bereits so bedeutenden Schaden gelitten, daß dasselbe mit jeder Stunde tiefere Risse bekam und mehrmals von einem beherzten Manne, der sich an Seilen nackt in die tobende See hinabwagte, mit Nägeln zusammengeflickt werden mußte.

Die Hoffnung, auf Madeira landen zu können, wurde getäuscht, dagegen Magdalene bei anhaltender Seekrankheit noch von einem heftigen Fieber überfallen. Ein Arzt war nicht da, von weiblicher Bedienung war natürlich ebenfalls keine Rede, dazu fing das Wasser an übelriechend zu werden und keine Labung wurde der Leidenden zu Theil. In der Nacht vom 1. Dezember trieb der Wind das Schiff endlich, wie einen vom Bogen abgeschossenen Pfeil, in gerader Richtung vor sich her.

Zum ersten Male trat der Mond aus zerrissenem dunkeln Gewölk hervor; sein Silberstrahl senkte sich durch die offne Lucke auf Magdalene's bethrüntes Lager. Da richtete sie, mit zerstört herabhängenden Locken, sich in wehmüthigen Phantasien empor, heftete den starren Blick der großen blauen Augen auf das hereindringende Licht und währte den Geist ihrer längst verstorbenen Schwester Martha zu sehen, der sie aus diesem Jammer zu erlösen komme. Voll Sehnsucht nach Vollendung streckte sie die weißen kalten Arme nach ihr aus, unterhielt sich, irre redend, mit der Sternenwandlerin und wandte sich dann zu ihren Leidensgefährten, daß auch diese mit der schönen Erscheinung sprechen möchten, bis sie endlich das Haupt zurücklehnte und in dumpfen Schlummer versank.

Schweizer wollte verzweifeln. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er Magdalene gestattet, ihn zu begleiten, daß er sie diesen Gefahren preisgegeben. Ueber die ganze Prüfungszeit war kein Wort der Klage ihren Lippen entschlüpft und ihr edles, großmüthiges Schweigen folterte ihn nur desto heftiger. In jedem Augenblick, wo es seine Uebelkeit, oder eine mäßigere Bewegung des Schiffes zuließ, pflegte er seine Empfindungen niederzuschreiben und es sind noch einige solcher Blätter vorhanden, auf welche er damals seine Klagen mit kaum zu entziffernden Federzügen hinwarf. Am 3. Dezember trat endlich Windstille ein. Das Schiff wurde einigermaßen hergestellt und gereinigt, Schweizer saß wieder auf dem Verdeck und machte Verse, und selbst Magdalene, welche, vom Fieber verlassen, sich ein wenig erholt hatte, wagte sich aus ihrer Marterkammer hervor. Aber die Leidenspause dauerte nicht lang. Am 6. Dezember, auf der Höhe von Bretagne und bei wieder stark bewegter See, zerbrach mit lautem Klang das morsche Steuer vollends in seinen rostigen Angeln. Die Mannschaft jammerte; der Schiffer fluchte und erklärte roh, jetzt müsse man dem blinden Schicksal sich ergeben! Schweizer, der nur für seine Gattin besorgt war und ihr am Lande Vinderung zu verschaffen hoffte, begehrte nach der Küste, ermahnte den Schiffer, das Steuer noch einmal flicken

zu lassen und dann die Fahrt gegen Brest zu lenken. Allein der eigennützige West, dem für die Reise nach Boston von Swan im Namen der Agentschaft 3000 Guineen zugesichert waren, stellte sich an, als ob seine Ehre ihm nicht gestatte, nach Frankreich zurückzukehren. Je mehr jener in diesen Geizhals drang, desto unerbittlicher zeigte sich derselbe. Schweizer, der so oft schon auf dem festen Lande geprellt worden, war bestimmt, es nun auch selbst noch auf dem Meere zu werden. Der Oberbootsmann Kelly trat zum Schein dazwischen, schilderte ihm, was bei fortgesetzter Fahrt mit einem haufälligen Schiffe, bei verminderten Mundportionen von der bereits unzufriedenen Mannschaft alles zu gefährden wäre und erbot sich, mit dem schielenden West zu unterhandeln. Dieser, welcher ohnehin mit zerbrochenem Steuer und unbrauchbarem Bugsprietmast die See keine zehn Tage länger hätte halten, geschweige denn Amerika erreichen können, und auf jeden Fall genöthigt war, irgendwo anzulegen, schloß nun endlich und gleichsam bloß aus Gefälligkeit, mit Schweizer den Vertrag, daß er vorerst das alte Steuer noch einmal flicken lassen und dann den Hafen von Brest zu gewinnen trachten wolle, wogegen aber Schweizer sich verpflichten mußte, nicht bloß alle Kosten der Ausbesserung des Schiffs, sondern auch noch diejenigen des Unterhalts der ganzen Mannschaft über diese Zeit ganz allein zu tragen!

Nach neuem Sturm und großer Gefahr, an den Klippen der Insel Dueffan zu scheitern, ankerte das Schiff endlich auf der Rhede von Brest, allein dort sollten die vielgeprüften Pilger noch eine neue Schreckensszene erleben. Im Jubel über ihre Rettung hatte ein Theil der Mannschaft die Weinfässer gewaltsam angezapft und sich besoffen. Freveln Muthes gelüstete sie nun auch nach den schweren Silbertonnen, die Schweizers Verantwortlichkeit anvertraut waren. Die Rebellion war auf dem Punkt loszubrechen, und nur die Nähe des Hafens, dessen Felsenwall mit Feuerchlünden besetzt war, verschaffte den Befehlen und Drohungen des Schiffers Gehör. Die Anstifter der Meuterei wurden an die Mastbäume gebunden, mit Kabeltauen gezüchtigt und so zur

Schau gestellt, bis ihr Kauch verrauchte und das Schiff am 13. Dezember im Hafen einlief, nachdem dasselbe dreißig Tage lang hin und her geschleudert worden war.

Magdalene ward halb todt an's Ufer getragen und fühlte sich dermaßen geschwächt und an allen Gliedern zerschlagen, daß sie nun endlich ihren Vorsatz, mit Schweizer nach Amerika zu reisen, aufgeben mußte. Da in Brest kein bequemes Unterkommen für sie aufzutreiben war, beschleunigte Schweizer ihre Rückreise nach Paris so viel als möglich und führte sie vor Tagesanbruch, unter den erlöschenden Laternen der noch schlummernden Stadt, an die Diligence, wo er sich mit den schmerzlichsten Gefühlen von ihr losriß. Pflicht und Ehre gestatteten ihm nicht, sie zu begleiten; er mußte zurückbleiben, um sich neuerdings und unverzüglich wieder einzuschiffen, sobald der Suffolk wieder ausgebeffert sein würde*).

Drei Wochen brauchte das schwerfällige Fuhrwerk, um — begleitet von 30 Mann Infanterie — durch die von den Chouans beunruhigte Bretagne nach Paris zu gelangen. Sonthonas hatte dort seine Frau, eine geborne Lyonerin, die zuerst seine Maitresse gewesen, zurückgelassen und mit dieser bewohnte Magdalene nun zuerst eine Wohnung in der Straße Michaudière zunächst an den chinesischen Bädern.

Sowie in einer ruhigen Lage ihre Gesundheit sich wieder erholte, erhob sich auch ihr Muth von neuem. Sie fügte sich in die Umstände und waffnete sich sogar mit einer Art von Troß gegen ihr feindseliges Schicksal. Die Schreckenszeit war vorüber; es ließ sich wenigstens

*) Im Besitze von Konrad Diggelmann's Urenkel, Herrn Diggelmann-Göflinger z. Florhof, befindet sich noch ein Brief Aeschmann's an den Erstgenannten, dat. Brest, 4. Januar 1795, worin er die Abreise Magdalenes nach Paris meldet und zu gleicher Zeit mit lebhaftem Interesse nach Berichten über die eben ausgebrochenen Stäpner-Unruhen fragt, Nachrichten aus Frankreich dagegen keine zu geben wagt. P.

ohne tägliche Gefahr ungerechter Anklage und schneller Hinrichtung wieder in Paris leben.

Mein Vater, sobald er ihre Rückkehr von Paris vernommen, ließ schleunig wiederholte Einladungen an sie ergehen und mittelte ihr eine schickliche Reisegelegenheit nach Zürich aus. Davon aber wollte sie schlechterdings nichts hören und lehnte sein Anerbieten, sie bei sich aufzunehmen, beharrlich ab. Falsche Scham, unter so ganz veränderten Umständen in ihre Vaterstadt zurückzukommen, mochte sie zum Theil in ihrem Entschluß, Paris nicht zu verlassen, bestärken. Mehr aber wirkte dabei ein ungünstiges Vorurtheil, das sie gegen ihre Mitbürger gefaßt hatte. Sie konnte es diesen nicht verzeihen, daß sie ihren Mann bei seiner diplomatischen Sendung so kalt aufgenommen, mitunter scharf getadelt und abgestoßen hatten. Selbst die Erinnerung an frühere Mißbilligung seiner unüberlegten Handlungen wachte wieder bei ihr auf. Ihr sonst so freundliches Gemüth war bitter geworden; sie hielt alle Zürcher für engherzige, geizige Kleinstädter, unter welchen sie nicht mehr leben zu können glaubte. Unbedeutende Nebenumstände brachten sie noch mehr gegen dieselben auf. Man hatte es z. B. unschicklich gefunden, daß sie auf die Ueberschrift ihrer Briefe nach der Heimat statt der gewöhnlichen Titulaturen, Citoyen oder Citoyenne gesetzt. Ein Zürcher, dem sie einen Auftrag nach der Vaterstadt geben wollte, konnte denselben nicht übernehmen; ein anderer hatte abgelehnt, sich mit einem schweren Paket für sie zu beladen. Das alles fand sie lächerlich und nahm es übel. Durch solche Kleinigkeiten ward ihr Mißmuth auf einen hohen Grad gesteigert.

Dieser Mißstimmung ungeachtet, die mehr im Kopf als im Herzen stattfand, empfing sie alle durchreisenden Landsleute mit ausgezeichnete Freundlichkeit und war immer bereit, jedem derselben alle möglichen Dienste zu erweisen. Sie unterhielt sich sogar noch gern mit ihnen über Zürich, über die hier üblichen und eigenthümlichen Gebräuche und Alles was in ihren Aeußerungen aus der Ferne rauh und grell zu klingen schien, ward in der Nähe zu unbefangenen und arglosem

Muthwillen, der sie, auch unter den traurigsten Umständen, nie ganz verließ. Sie konnte, mit leicht beweglichem Gemüth, im nämlichen Augenblick weinen und lachen.

Inzwischen befand sie sich jetzt in einer ziemlich bedrängten Lage. Schweizer hatte ihr wenig Geld zurücklassen können; aus Zürich hatte sie eben so wenig zu beziehen, da die Zinse des hier gebliebenen Ueberrestes ihres Vermögens größtentheils für das Leibgeding ihrer Stiefmutter und für den Unterhalt des wahnsinnigen Jacques aufgingen, der bei Diggelmann unter der Aufsicht eines eigenen, gut bezahlten Wärters noch immer lebte. Sie zählte zwar auf die Fr. 80,000 von Jeanneret, der bei seinen Anverwandten in Baumarcus wohnte, so fest, daß sie meinem Vater ihre Procuration schickte, um diese Summe, oder wenigstens den Zins davon in der Schweiz für sie zu beziehen; allein Jeanneret vermochte nichts zu leisten und so wurde sie neuerdings durch diesen leichtsinnigen Menschen hingehalten.

Nunmehr fing sie an, mit ihren Assignaten einen kleinen Handel zu treiben, da Leute aller Stände, vom ehemaligen Herzog bis zum gemeinsten Sanscülote, sich in Paris mit dergleichen Speculationen durchhelfen mußten. Die Sonthonas, eine intrigante Frau, welche auch dergleichen trieb, gab ihr die Anleitung dazu. Sie fand unter der bürgerlichen Mittelklasse, wo in Paris wie überall die redlichsten Menschen anzutreffen sind, ein paar dienstfertige Männer, die Bücher für sie kauften, dieselben mit Vortheil wieder absetzten und ihr getreue Rechnung darüber führten. Aufgemuntert durch diesen kleinen Gewinn, hätte sie gern auch größere Geschäfte machen mögen. Es waren überall Nationalgüter feil, die um den zehnten Theil ihres frühern Werthes losgeschlagen wurden, wodurch gewandte Speculanten, die sich an Ort und Stelle begeben konnten, bedeutende Summen gewannen. Ein solches Gut gedachte Magdalene nun auch zu kaufen, ohne jedoch die nöthigen Kenntnisse zu dessen Bewerbung zu besitzen, und sie forderte meinen Vater auf, ihr noch in Zürich befindliches Silberzeug zu veräußern, das wohl noch 300 Louisdor werth sein mochte. Ehe sie aber

Antwort erhalten konnte, lockte sie ein noch größeres, um 1000 Louisdor feilgebotenes Gut, das unter Brüdern zehn mal höhern Werth haben sollte und sie schrieb neuerdings an meinen Vater, er solle diese Summe auf ihre noch in Zürich befindlichen Schuldbriefe borgen, ohne zu bedenken, daß diese schon für einen andern Zweck hinterlegt seien. Allein mein Vater, in der Ueberzeugung, daß sie bei einer solchen Unternehmung, die sie gar nicht verstand, eben so gewiß geprellt werden würde, wie es ihr Gatte häufig geworden, hütete sich wohl, ihr Silbergeräth zu verkaufen, oder sonst ihr aus hinzugeben, was ihr in der Folge noch zu gut kommen konnte, sondern rieth ihr vielmehr väterlich ab, sich mit dergleichen Angelegenheiten zu befassen. Sie ließ sich eines bessern belehren und antwortete mit ihrer gewohnten Gutmüthigkeit:

„Tes observations sont justes; je t'en remercie, cher oncle, „ainsi que pour toutes tes peines. Je ne tiens à rien s'il le faut. „Je ne souffre jamais pour moi mais cruellement pour mon mari et „pour tous les êtres bons. Ma vie ne m'est rien; si je n'ai plus „de quoi l'entretenir, je la quitterais comme on quitte une chemise“.

In der Folge schickte ihr Schweizer von Zeit zu Zeit etwas Geld aus Amerika, womit sie Assignate und Mandate kaufte, so lang diese Papiere noch im Umlauf waren und sich damit leidlich behalf. Mit Anfang des Jahres 1795 und nachdem Sonthonas seine Frau nach Amerika berufen hatte, bezog Magdalene eine eigene, geräumige aber stille Wohnung im Faubourg Poissonnière, Rue du Paradis und nahm eine verständige Magd, Victoire Beauchard, geborne Fresne von Reconwilliers bei Pierrepertuis, welche die Sonthonas zurückgelassen, zu ihrer Bedienung an.

Hier fand nun endlich ihr Gemüth, vor mannigfaltigen äußern Eindrücken geborgen, die lang entbehrte Sammlung und Ruhe wieder in sich selbst, und erst jetzt wurde sie ganz dasjenige, was sie eigentlich zu sein bestimmt war.

Als ich im März 1796 aus Holland nach Paris kam, besuchte ich die gute Magdalene drei Wochen lang täglich, fand sie ganz anders

als sie mir geschildert worden, für ihre Jahre über alle Erwartung gut erhalten, man konnte sie damals noch eine schöne Frau heißen und ihre häusliche Einrichtung war so beschaffen, daß sie dem Anschein nach für wohlhabend gelten konnte. Sie bewohnte den ganzen ersten Stock eines Hotels, wo sie sechs bis sieben heitere große Zimmer mit eignen Mobilien und zwar mit einem Anstrich von Eleganz ausgerüstet hatte. In dieser Abgeschlossenheit empfing sie keine Gesellschaft, sondern blos alte erprobte Freunde, deren Zahl sehr zusammengeschnitten war. Ich traf selten jemand anders bei ihr als den ehrwürdigen Greisen Vitaubé, den Ritter Du Petitthouars und einige Schweizer. Sie saß oder lag am Kamin auf ihrer Chaise longue, las, schrieb, oder träumte, ließ die bewegliche Bildergalerie der letzten zehn verhängnißvollen Jahre an ihrer Phantasie vorüberziehen, stellte Betrachtungen darüber an und harrete geduldig auf die Rückkehr ihres Gemahls. Alle Exaltation aus der Revolutionsepöche war verraucht, ihre sanfte Gemüthlichkeit ganz wieder vorherrschend geworden. Sie lächelte nun selbst über ihr früheres Getreibe. Die Treulosigkeit vieler Menschen, die von ihr und Schweizer mit Wohlthaten überhäuft worden und die Laueit anderer schmerzte sie mitunter noch in der Erinnerung; allein sie befand sich jetzt auf einem höhern Standpunkt, aus welchem sie das Leben und dessen wechselnde Zustände billiger und weniger scharf zu beurtheilen vermochte. Bei dieser Erkenntniß und in so milder Stimmung hätte sie auf Schweizer, wenn ihr vergönnt gewesen, in seiner Nähe zu weilen, vielleicht einen günstigen Einfluß ausüben können. Aber sein Schicksal hatte beschlossen, ihn vollends den Kreis der Täuschungen durchtaumeln zu lassen. Kein guter Genius vermochte ihn aufzuhalten.

Einige Worte betreffend Babette Banfi mögen hier auch noch eine Stelle finden, da dieselbe ungefähr in dieser Zeit ihre Gesichte von denjenigen des Schweizer'schen Ehepaares in pietätsloser Weise trennte*).

*) Das Originalmanuscript widmet dieser Persönlichkeit, wohl aus psychologischem Interesse, mehr Raum, als mir hier zur Verfügung steht und die Kürzung des betr.

Seitdem Magdalene wieder nach Paris zurückgekehrt war, wohnte Babette nicht mehr bei ihr, da die Wohnung zu weit vom Louvre abgelegen war, als daß die junge Malerin das Museum, wo sie studirte, täglich und ohne großen Zeitverlust hätte besuchen können. Mit dieser schonenden Wendung beseitigte Magdalene gewöhnlich die Frage, warum ihre Pflgetochter sich nicht mehr bei ihr aufhalte. Eigentlich aber vermochte sie, zumal bei ihrer jetzigen Gemüthsstimmung, nicht, dieses Mädchen länger bei sich zu behalten, das früher schon blinde Liebe mit Undank belohnt hatte. Man weiß nicht, ob man dieses gefehlte Wesen nicht eher bemitleiden als tadeln soll. Die verkehrte Richtung, welche das Kind von seinen Pflgeeltern erhalten, war für alle drei zur Nemesis geworden.

Trotz der geschickten Lehrer, die für sie gehalten, trotz aller Ermahnungen, die ihr öfters gegeben worden, blieb Babette unzart, eigennützig, verschlagen, zu Intriguen geneigt, mit einem Worte schlecht. Ihre Erziehung war aber auch von Grund aus gefehlt und hätte bloß, unter einfachen Umgebungen, für einen von Natur gutmüthigen, reinen und passiven Charakter unschädlich bleiben können, denn Schweizer's Grundsatz war, ihre Eigenthümlichkeit sich völlig frei entwickeln zu lassen, diese einzig durch die Anschauung großer Kunstgebilde zu veredeln und durchaus nichts in sie zu pflanzen, was nicht bereits in ihren Anlagen vorhanden gewesen. Dadurch sollte sie in allem originell werden, worauf er den höchsten Werth setzte, in der Ueberzeugung, Rousseau's Worte „tout est bien sortant des mains de l'auteur des choses, et tout dégénère entre les mains de l'homme“, litten weder Ausnahmen noch irgend eine verschiedene Anwendung. Demnach ward in ihr das Böse nicht unterdrückt, das Gute nicht gehoben und ohne moralisch religiösen Unterricht vermochten bloß ästhetische Eindrücke nicht, die sinnlich rohen zu überwiegen, die sie täglich unter Verhältnissen

Abchnittes mag auch aus andern Gründen angemessen erscheinen, um so mehr, als er eigentlich nur eine unwesentliche Parenthese in der Schweizer'schen Lebensskizze bildet.

erhielt, welche am wenigsten geeignet waren, ihr Herz zu bilden und dasselbe vor unreinen Regungen zu bewahren.

Noch in seinem auf der See geführten Tagebuch gedachte Schweizer mit väterlicher Zärtlichkeit an Babette, die er, wie die heutigen Griechen ihre Adoptivkinder, poetisch die Tochter seiner Seele nannte. Allein ihre Selbstsucht war nicht geeignet, solche Gefühle zu erwiedern. Nach Maßgabe wie Schweizer's Wohlstand abnahm und ihr nicht mehr alles zu Theil werden konnte, wonach ihre Eitelkeit gelüstete, begann sie auch unartiger und störrischer zu werden und glaubte schließlich gar keine Rücksichten mehr beobachten zu müssen. Während der Revolution, wie die heiligsten Bande des bürgerlichen und Familienlebens aufgelöst oder vielmehr gewaltsam zerrissen waren, sah sie Greuelthaten begehen, an welche sich zu gewöhnen schon alle Moralität untergraben sein mußte. Ungehorsam, Eigenmacht und Verrath waren an der Tagesordnung und das Beispiel der allgemeinen Zügellosigkeit hatte bald so tief bei ihr gewirkt, daß sie einst während der Schreckensepoche und wie Magdalene kindische Vergehungen an ihr rügte, ihre treue Pflegemutter mit einer Anklage vor dem Revolutionstribunal bedrohte! Daß der tägliche Umgang mit so viel lockern Kunstgesellen sie überdieß auf sittlich bedenkliche Abwege führte, läßt sich leicht denken. Ohne nur im mindesten hübsch zu sein, hatten doch ihre schwarzen glühenden Augen, ihre außerordentliche Lebendigkeit und eine eidechsenartige Gewandtheit, die ihr fein geformtes Figürchen heraus hob, etwas Anziehendes für die Männer, so daß selbst der berühmte Maler Gérard nicht verschmähte, sich eine geraume Zeit lang mit ihr zu belustigen.

Als Schweizer's Dekonomie ganz zerrüttet, er selbst nach Amerika verreist war und, in Ermanglung anderer Beiträge zu ihrem Unterhalt, sich Babette vermittelst ihrer Kunst, die sie auf Schweizer's Kosten leidlich erlernt hatte, nunmehr selbst durchhelfen sollte, ward sie immer frecher und betrug sich zuletzt so schonungslos gegen Magdalene, daß diese sich endlich ganz von ihr lossagen mußte. In dieser Zeit erschien nun auch der Vater Bansi wieder auf der Szene, längst unzufrieden

darüber, daß er von Schweizer kein Geld mehr erhielt, wollte von Magdalene so viel als möglich erpressen und seine Tochter, über deren Verwahrlosung er die bitterste Klage erhob, mit sich nach Hause zurücknehmen. Der erstere Versuch schlug aus begreiflichen Gründen fehl, und Babette, der es in dem einsamen Dorf im Ober-Engadin viel zu langweilig gewesen wäre, erklärte trotzig, in Paris bleiben zu wollen. Banfi mußte unverrichteter Sache zurückkehren, und die gleiche Szene wiederholte sich später noch einmal, als er anlässlich der Consulta mit dem gleichzeitigen Zweck politischer Intrigue nach Paris kam. Er hatte mittlerweile den geistlichen Beruf an den Nagel gehängt und den Franzosen, als sie Bündten eroberten, seine Dienste angeboten. Er war Capitaine de correspondance, de confiance, oder Spion geworden und fand in dieser Qualität die passendste Verwendung für seine Anlagen, seine Verschlagenheit und seine Nachlust. Gestorben ist er erst hochbetagt im Jahr 1835 in Campfer, wo er in den letzten Jahren als unruhiger, aber von Niemand beachteter Mann, aus dem Vermögen seiner Frau gelebt hatte.

Von Babette's spätern Schicksalen sind nur flüchtige, unzusammenhängende Angaben möglich. Sie verließ Paris, wandte sich nach Rom, wo sie zur katholischen Konfession übertrat und als Proselytin bei der alten Frömmlerin Laetitia, Bonaparte's Mutter sich einzuschmeicheln wußte, in deren Gefolge sie sich in den Bädern von Ischia aufgehalten zu haben scheint; wenigstens erschien damals eine empfindsame, Babette Banfi unterzeichnete Schilderung dieser Insel, mit allerlei Mitleid erregenden Personalien der Verfasserin, im Morgenblatt. Nachher ging sie nach Florenz, machte dort die Bekanntschaft des ebenso berühmten als eiteln Professors und Lazaretharztes Nannoni und wußte, als eine vollendete Komödiantin, denselben dergestalt für sich einzunehmen, daß er sie im Jahr 1809 heirathete. Aus verschiedenen ihrer brieflichen Aeußerungen scheint indeß hervorzugehen, daß sie mit ihrem viel ältern Manne nicht auf dem besten Fuße lebte, und sich in Florenz immer noch mit der Kunst als einem Erwerbzweige, jedoch

ohne bedeutenden Erfolg beschäftigte. An ihre Pflegeeltern wandte sie sich später noch mehrmals, wie ihr Vater vermuthlich durch den Ruf von Schweizer's in Amerika erworbenen Reichthümern angelockt, ja sie suchte sogar, bei fortwährendem Schweigen des letztern, Diggelmann's Vermittlung, aber alles umsonst. Schweizer blieb endlich einmal unerfüllt. Er war zu grob hintergangen und beleidigt worden, als daß er sich neuerdings hätte beschwären lassen. Bei veränderter politischer Lage Italiens verließ sie gegen Ende des Jahres 1814 Florenz und ihren Mann und begab sich nach Paris zurück, um daselbst ehemalige Bekanntschaften zu erneuern und wieder Beschäftigung zu finden. Inzwischen starb ihr Mann und nunmehr mußte sie sich, der Himmel weiß durch wessen Empfehlung, eine Stelle als „*Dame de première classe*“ in dem königlichen Erziehungshause adeliger Mädchen zu St. Denis auszumitteln (!), wo sie, nach einem zehnjährigen Dienst als Lehrerin, wahrscheinlich im Zeichnen, und wenn sie sich so lange gut zu betragen weiß, einen lebenslänglichen Gnadengehalt zu gewärtigen hat.

Da ich selbst nie ein Gemälde von Babette zu Gesichte bekommen, so ließ ich mich in Paris nach dem Grad ihrer Kunstfertigkeit erkundigen, und erhielt endlich (im Dezember 1822) von *Mdslle. Goffroi*, einer Schülerin *Gerards* und seit zwanzig Jahren seine Gehülfin, folgende Auskunft:

„*J'ay souvent entendu dire à Mr. Gérard, que Mad. Nannoni avoit réellement du talent. Son long séjour en Italie lui a procuré l'occasion de faire beaucoup de copies de grands maitres. Elle y a acquis une correction de dessin qui n'est pas trop commun parmi nous autres femmes. Elle est aussi capable à faire des choses d'invention, car j'ay entendu parler à Mr. Gérard d'un tableau de genre dont un petit savoyard est le sujet, et qui avoit fort bien réussi. — Elle remplit à la grande satisfaction de ses supérieurs et de ses élèves la place de maitresse de dessin dans la maison royale de St. Denis.*“

Nach überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren war Schweizer nun auf den Punkt gelangt, wo ihm voller Ersatz für alle frühere Einbuße verheißen war und wo er sich ein neues und größeres Vermögen, als dasjenige was er in Paris verschertzt, mit rechten Zügen hätte sammeln können.

Die Agentschaft war durch den Beschluß vom 18. Juli 1794 von dem Wohlfahrtsauschuß beauftragt, Lebensmittel, Flottenbedürfnisse, Materialien und Waaren von der verschiedensten Art in Amerika aufzukaufen, selbige auf dänischen Schiffen und gegen jeden Angriff gesichert, unter ihrem Privatnamen nach Frankreich abzufertigen, alle in den Seehäfen der Vereinigten Staaten landenden französischen Schiffe zu verproviantiren und die dem Feind abgenommenen nebst ihren Ladungen, zu verkaufen. Auf allen diesen großen und vielseitigen Operationen waren der Agentschaft verschiedene Prozent, die sich im Durchschnitt auf fünf vom hundert beliefen, zum Voraus zugesichert.

Die Schuld der Vereinigten Staaten gegen die französische Regierung betrug ungefähr dreißig Millionen Franken und die Agentschaft, durch deren Hände die Rückzahlung derselben stattfand, war ebenfalls befugt, ihre Prozente für eigene Rechnung vorweg davon zu entheben. Die damals noch geldarmen Staaten hatten früher für Entrichtung dieser Schuld keine Fonds ausgemittelt, und erst jetzt dergleichen in Staatspapieren unter dem Namen der „quatre et demi pour cent“ und „cinq pour cent“ gestiftet. Da diese Aktien aber in Amerika selbst noch wenig Abnehmer fanden, so wurden sie nach London geschickt und daselbst durch das Haus Casanove allmählig auf der Börse gegen Wechsel umgesetzt. Auf diesen Wechseln, sowie auf dem Verkauf der mitgebrachten Kostbarkeiten, war wieder neuer und großer Gewinn für die Agentschaft zu gewärtigen.

So sichere Aussichten auf glänzendes Glück hatte Schweizer in seinem ganzen Leben noch nie vor sich gesehen. Es brauchte nur

Sachkenntniß, Fleiß und Beharrlichkeit, um dasselbe zu erreichen und festzuhalten.

Inzwischen war Swan auf seinem bessern Schiffe schon 6 Monate früher als Schweizer in Amerika angelangt und hatte die Geschäfte bereits in vollen Gang gebracht, einige derselben schon ganz beseitigt. Er reiste hin und her, nahm Gelder und Wechsel in Empfang, kaufte und verkaufte, sandte Getreideladungen und Schiffsbaumaterialien nach Frankreich hinüber und handelte dermaßen unumschränkt und eigenmächtig, daß er Schweizer, wie dieser sich endlich bei ihm einfand, nicht einmal mit der wesentlichen Beschaffenheit und dem eigentlichen Vortheil dieser vielseitigen Angelegenheiten bekannt machte. In Ermanglung des Buchhalters Sonthonas, der mit Schweizer durch die Stürme auf der See zurückgehalten worden, ließ er den Briefwechsel, die Bücher und Rechnungen unter seiner unmittelbaren Leitung in Philadelphia, dem damaligen Sitz des Kongresses, durch zwei amerikanische Sekretärs, Bacon und Broadfurd, die ihm ganz nach Willen lebten, führen, und zwar so, daß die Geschäfte der Agentschaft, seine eigenen mit Dallarde und andern, die unter dem Namen James Swan & Compagnie vorkamen, alle vorsätzlich durcheinander gemischt wurden. Wie Sonthonas die ihm übertragene Stelle nun wirklich antreten und verwalten wollte, ward er unter mancherlei Vorwand daran verhindert, niemals förmlich zugelassen und konnte bloß zur Seltenheit und höchstens auszugsweise und ohne Ordnung flüchtige Notizen erhaschen, womit er sich auch bald begnügte.

Schweizer hatte sich allerdings vorgenommen, für die Herstellung seines Wohlstandes besorgt zu sein. Nachdem er beinahe Alles verloren und nun manches entbehren mußte, was ihm früher zum Bedürfniß geworden und seitdem er seinen unbegrenzten Trieb zur Wohlthätigkeit nicht mehr befriedigen konnte, fand er doch, der Reichthum sei nicht zu verachten. Er schrieb auch folgende Zeilen unter seine Lebensregeln ein:

„Sei nicht träge, dir Gold mit redlichem Fleiße zu sammeln,
„Selbst die Weisheit, sie ruft: Gute, besizet es ihr!

„Schuldlose Freuden sind viel, die sein Besitz nur erkaufet,
„Und ihr Mangel wär' die Schmach nur der Lässigkeit einst.“

Allein sein Wille war nicht mit Selbstüberwindung, Kraft und wahrer Einsicht gepaart, er kam nie zum Eingreifen. Swan hingegen lebte ganz den Geschäften und hielt sich ohne Zweifel absichtlich an andern Orten, als Schweizer, auf, sowie er auch aus Arglist für diesen ein schlechtes Schiff gemiethet hatte, um selbst früher in Amerika anzulangen und sich der großen Operation allein zu bemächtigen. Er wußte sich den Anschein zu geben, als wolle er, aus freundschaftlicher Großmuth, alle Bemühungen, sowie alle Verantwortlichkeit nur auf seine eignen Schultern laden. Picquet hatte Schweizer gesagt, er dürfe sich um nichts bekümmern; wenn er nur mit seinem Namen zu der Unternehmung stehe, so sei das genug, und Picquet mußte doch seiner Sache sicher sein und sich auf Swan verlassen können, da er auf geheimen großen Mitgewinn zählte, sonst hätte er wohl andere Einleitungen getroffen und seinem Kommandit-Interessenten umständlichere und dringendere Verhaltensregeln eingeschärft. Mit solchen Trugschlüssen, die ihm sein unstäter Sinn eingab, wiegte Schweizer sich selbst über diesen wichtigen Punkt in beharrliche Zuversicht ein und ließ sich immer, sowohl durch Swan's Veranstaltung, als durch den Andrang äußerlicher neuer Erscheinungen von dem eigentlichen Zweck seiner Anwesenheit auf tausend andere und fremdartige Gegenstände ableiten.

Wenn er Swan in Paris nur flüchtig beobachtet und nicht näher kennen gelernt hatte, so ließ er sich nunmehr auch an der Freundschaft genügen, die dieser in Worten gegen ihn äußerte, ohne dessen frühern Verhältnissen in Amerika genauer nachzuforschen und den Grad des Vertrauens auszumitteln, das jener als moralischer Mensch und als Geschäftsmann verdienen mochte. Aber nicht bloß Swan allein, auch dessen ganze Familie hatte Schweizer mit offenen Armen empfangen und er wohnte öfters im Schooße derselben. Wie hätte der gutmüthige Schwärmer, der andere immer nach sich selbst zu beurtheilen pflegte, die

Gastfreundschaft verhöhnen und an der Redlichkeit seiner neuen Freunde zweifeln dürfen!

Ich habe getrachtet, bei Amerikanern sowohl, als andern welterfahrenen Leuten, mir einige Auskunft über Swan und dessen Frau zu verschaffen, und im Ganzen lauteten die Berichte immer gleich; nur die Umrisse ihrer frühern zweideutigen Carrière waren etwas unbestimmt, wie ich dieselben in flüchtigen Zügen summarisch hier wiedergebe.

Swan scheint sich jung aus Schottland nach Amerika gewendet, dort sein Glück versucht und das Bürgerrecht zu Boston erworben zu haben. Er war Oberst bei der Miliz und wurde sogar Mitglied des gesetzgebenden Rathes. Von hoher, schlanker Gestalt mit angenehmen Gesichtszügen, feinen Manieren und einem äußerlich nie zu erschütternden Gleichmuth, gefiel er den Weibern und heirathete 1776 eine Waise und reiche Erbin, Hepsy Clarke, die unter der Vormundschaft eines, Denis genannten Vormundes stand. Das beträchtliche, über eine Million Franken betragende Vermögen, welches diese Hepsy Clarke von ihrem Vater erbte, soll derselbe auf unrechtmäßige Weise erworben haben, ja es wird sogar behauptet, er habe, von Gewissensbissen gefoltert, seinem Leben ein Ende gemacht. Bei Swan's Verbindung mit seiner Frau sollte das Vermögen dieser letztern außer dem Bereiche ihres Mannes bleiben; er wußte sich aber desselben zu bemächtigen und begann damit so ungeheure, zugleich aber auch so unsinnige Geschäfte, daß endlich Alles in Rauch aufging, Swan vier Jahre nach seiner Verheirathung einen schändlichen Bankerott machte, überall unbefriedigte Gläubiger und einen mehr als zweideutigen Ruf hinterließ, und immer in Prozesse verwickelt blieb, worin er gleichsam eine erwünschte Nahrung für seinen verschrobenen Geist fand.

Um das Jahr 1790 errichtete er eine Handelsverbindung mit Dallarde in Paris und machte 1793, theils unter der Firma Dallarde Swan & Co., theils unter derjenigen von James Swan & Co. große Geschäfte mit der Handlungs-Kommission und andern öffentlichen Behörden, als Unterhändler zwischen der Regierung und dem Hause

Kübbert & Dumas in Hamburg, das mit gewaltigen Anschaffungen betraut war, bis er sich endlich, durch Picquet's Vorschub, zum eigentlichen Agenten der französischen Regierung in Amerika emporzuschwingen mußte.

Von seinen eigenen Landsleuten wird Swan als ein Mann von unmäßiger Habsucht, Eigenliebe und einem Starrsinn geschildert, den Niemand, der das Unglück hatte, mit ihm in Verbindung zu gerathen, jemals zu beugen vermochte. Er soll von jeher das unselige Talent geübt haben, jede, wenn auch noch so einfache Angelegenheit, dergestalt zu verwirren, daß er selbst den Faden nicht mehr finden und niemals den eigentlichen Stand seines Vermögens ausmitteln konnte.

Dieses war der Mann, welchem die französische Regierung die Leitung eines Finanzgeschäftes übergeben, von dessen Erfolg die Verproviantirung von Paris in einem Zeitpunkt abhing, wo das aufgewiegelte Volk nach Brod schrie; in Verbindung mit einem solchen Menschen, der keine Mittel verschmähte, sich Geld zu neuen abenteuerlichen Unternehmungen zu verschaffen, sollte der uneigennützig, leichtgläubige und immer zerstreute Schweizer einen unfehlbaren und rechtmäßigen Gewinn theilen, der aber nur demjenigen zufallen konnte, welcher denselben behend in Empfang zu nehmen und in Sicherheit zu bringen verstand.

Swan's Gemahlin war ein würdiges Seitenstück zu ihrem Gatten. Schweizer schilderte sie als eine „femme superbe, et tellement la ressemblance de la feue reine de Versailles, de Trianon et du Pavillon de Flore, qu'en Europe elle seroit assommée d'insultes et d'admiration, de cailloux et de vers.“ Sie soll wirklich eine sehr schöne Frau gewesen sein, so habüchtig wie ihr Mann, dagegen in ebenso hohem Grade heftig als dieser kaltblütig und anscheinend ruhig ist. Beide trachteten stets, einander wechselweise zu überlisten. Beide lebten in beständiger Zwietracht, wozu Swan's mannigfaltige verliebte Abenteuer, seine Betrügereien, zumal seit er das Vermögen seiner Frau durchgebracht hatte, häufigen Stoff lieferten, und welche nicht selten in Thätlichkeiten ausbrach. Ein einziger Zug wird hinreichen, das gegen-

seitige Verhältniß und die Gemüthsart dieses saubern Ehepaars in gehöriges Licht zu stellen. Nach einem heftigen Wortwechsel schleuderte die Frau dem Manne ein Messer gegen das Gesicht. Dieser bückte sich, dem Streich auszuweichen, hob das Messer bei der Klinge auf, überreichte es der schäumenden Megäre mit einer höflichen Verbeugung und verließ ruhig den Schauplatz.

Swan's einziger Sohn, dem Vater in jeder Beziehung ähnlich, war ein Taugenichts, Verschwender und ein Bankrottirer im Kleinen, wie jener. Drei Töchter, Hepsy, Kitty und Sally scheinen dagegen ebenso liebenswürdig als ihre Eltern verächtlich gewesen zu sein und Schweizer hat in der Folge diese Mädchen in einer poetischen Epistel an Magdalene unter der Aufschrift „die columbischen Schwestern“ besungen. Er beschäftigte sich viel mit denselben, versorgte sie mit Büchern und gab ihnen Anleitung im Zeichnen. Die zärtliche Hepsy zog ihn am meisten an; er war gewissermaßen in sie verliebt, lebte mit ihr auf dem vertraulichen Fuß eines Bruders, und ritt auch oft mit ihr spazieren, da er sich gerne zu Pferd im Freien herumtrieb. Diese Liebhaberei hätte ihm aber mehr als einmal sehr übel bekommen können; denn er bestieg von jeher, ohne die Reitkunst gehörig eingeübt zu haben, so wie den Pegasus und das Glückspferd, vorzüglich gern je den wildesten Gaul, den er nie zu bändigen vermochte und doch beständig spornte, so daß er öfters stürzte, abgeworfen wurde und immer Gefahr lief, den Hals zu brechen.

Abwechselnd wohnte er bald in Boston, bald in Philadelphia und im Sommer meistens irgendwo auf dem Lande. Da er mit guten Empfehlungen versehen war, konnten ihm auch bessere Bekanntschaften nicht fehlen, und die Stelle, welche er bekleidete, verschaffte ihm Eingang bei den bedeutendsten Männern in den Vereinigten Staaten. Unter diesen befanden sich der alte Präsident Adams, der Vizepräsident Aaron Burr; unter den ersten Vertheidigern der amerikanischen Freiheit die alten Generale Lincoln und Morgan; Joël Barlow, der berühmte Dichter der Columbiade und Diplomatiker, der

als amerikanischer Botschafter dem Kaiser Napoleon nach Rußland folgen mußte und in Litthauen starb; Robert Fulton, der rühmlich bekannte Naturforscher, Erfinder der Dampfschiffe; der Juvenal Amerika's, Dr. Gardener; der spanische Gesandte, Marquis de Casa Yrujo; ein deutscher General von Hompesch und viele Engländer. Unter den anwesenden Franzosen fand er auch den Herzog von Liancourt wieder, sowie den ehemaligen Bischof von Autun und nachherigen Fürsten von Talleyrand-Perigord, den er sich aber durch ein Epigramm abhold machte; die berühmte Madame Tudor und viele andere Menschen, welche in der alten und neuen Welt bedeutende Rollen gespielt haben. Ueberall ward er als ein unterhaltender Gesellschafter gut aufgenommen, wohnte republikanischen Gastmählern bei, wo er die Hauptführer des neuen Staates versammelt fand, dieselben über ihre politischen Verhältnisse und Ansichten discutiren hörte, und über den in diesem Lande herrschenden Geist mannigfaltige Betrachtungen anstellen konnte.

Während Schweizer sich in geselligen Verhältnissen herumtrieb und zerstreute, war Swan nur desto eifriger darauf bedacht, die Geschäfte der Agentschaft zu befördern und Geld auf die Seite zu schaffen, wovon aber seine Frau, die ihm hartnäckig zusetzte, den größten Theil erkämpfte, um sich wieder für ihr eigenthümliches Vermögen bezahlt zu machen. Was Swan für eigene Rechnung behauptete, ward auch sogleich wieder auf Spekulationen verwendet.

Schweizer hatte es versäumt, sich gleich von Anfang an den Umfang und die Art aller der Agentschaft zufallenden Geschäfte auseinander setzen zu lassen und selbst Hand anzulegen; deshalb vermochte er auch in der Folge nie mehr, sich hineinzuarbeiten und überließ ihre Leitung um so ruhiger dem thätigen Swan, als er inzwischen, aus der Gesellschaftskasse und auf Abrechnung, das nöthige Geld für seine Privatbedürfnisse beziehen konnte.

Auch Sonthonas blieb müßig, nachdem ihm bei seinen ersten Versuchen, die Komptabilität zu überwachen, von Swan und dessen Helfershelfern Schwierigkeiten in den Weg gelegt worden waren. Auf Schweizer's Wort trauend, der ihm eine große Belohnung zugesichert hatte und seine Versprechungen immer hielt, auch wenn er selbst im Stich gelassen wurde, pflegte er seine schwächliche Gesundheit, spielte Violin und bekümmerte sich zur größten Seltenheit um die Geschäfte. Als seine Gattin ihm später nachfolgte, gefiel es den beiden bald nicht mehr in Amerika; sie beschlossen, nach Frankreich zurückzukehren und beim Abschied überreichte Schweizer dem pflichtvergessenen Angestellten in fürstlicher Freigebigkeit eine Briefftasche, in welcher an guten Wechseln eine Summe von mehr als Fr. 80,000 enthalten war und wovon Schweizer die größere Hälfte aus seinen eignen Mitteln, die kleinere aber, nach Uebereinkunft, auf Swan's Rechnung aus der Gesellschaftskasse zusammengebracht hatte.

Da übrigens Schweizer, in einem Lande, wo der Mensch nur nach Maßgabe seines Reichthums etwas gilt, das allgemeine Jagen nach Vermehrung der Glücksgüter täglich vor Augen, und überall große Geschäfte machen sah, wandelte ihn doch auch wieder die Lust an, sich mit solchen Angelegenheiten zu befassen, und da er sich des Rechtes begeben, diejenigen zu behandeln, für welche er hier eigentlich berufen war, so wollte er, gleich wie das Swan auch that, nebenbei auf seine freie Faust eben so gut das Geld, das er aus der Gesellschaftskasse bezog, und ohne zu bedenken, daß er über die Hälfte desselben mit Picquet abzurechnen habe, mit Nutzen umsetzen. Die beste Gelegenheit dazu glaubte er in dem Ankauf unangebauter Ländereien zu finden, womit damals ein allgemeiner Handel getrieben wurde.

Die nordamerikanischen Staaten hatten nämlich, um sich neue Hülfquellen zu verschaffen und den Anbau und die Bevölkerung des Landes zu befördern, ein Gesetz aufgestellt, das Jedem, welcher im Innern der Provinzen, wo ungeheure Strecken unbenuzten öden Bodens lagen, solche entdecken würde, die noch keinem Privateigenthümer gehörten

und mit Vortheil urbar gemacht werden konnten, die Befugniß erteilt, diese Ländereien durch Feldmesser ausstecken, aufnehmen und beschreiben zu lassen. Alsdann wurden dieselben auf die bloße Beschreibung hin dem Unternehmer gegen eine unbedeutende Kaufsumme als Eigenthum zugesichert, mit dem Recht, sie zu vertheilen, zu verkaufen und selbst, oder durch Andere anbauen zu lassen. Sobald der Titel über solche Ländereien ausgefertigt war, wurden sie nach Maßgabe ihrer Lage und Beschaffenheit mit einer Taxe belegt, welche der Eigenthümer jährlich entrichten sollte.

Früher, und schon unter der englischen Regierung, waren alle jetzt bestehenden Kolonien auf die nämliche Weise gestiftet worden und die ersten Käufer hatten, bei zunehmender Bevölkerung, auf solchen Spekulationen ungeheure Summen gewonnen. Die Aussicht auf ähnliche Gewinne lockte nunmehr wieder eine Menge Spekulanten herbei und solche, die in der Nähe schon angebaute und bevölkerte Orte sich dergleichen Ländertitel zu verschaffen wußten, machten allerdings sehr vortheilhafte Geschäfte. Da aber die Habsucht den Zudrang vermehrte und die zahllosen Feldmesser immer bereit waren, auf Entdeckung auszugehen, so dehnten diese Unternehmungen sich bald bis in Wildnisse aus, die mehrere hundert Meilen von allen bewohnten Ortschaften entfernt lagen. Hier hatten die Feldmesser freies Spiel. Sie entwarfen prächtige Pläne auf dem Papier und wurden von denjenigen, die sie aus sandten und welche sich selten die Mühe gaben, an Ort und Stelle mitzureisen, gut bezahlt. Je weiter das ausgemessene Land von angebauten Gegenden entfernt lag, desto geringer war die Ankaufsumme.

Der Titel darüber wurde sogleich zu einer Waare, und auf der Börse feilgeboten. Eine solche Besizung, die gewöhnlich niemand als der Feldmesser und auch dieser zuweilen selbst nie gesehen hatte, ging innerhalb weniger Monate in die vierte, fünfte und sechste Hand über. Da, wo auch die Ausmessungen gehörig stattgefunden, wurden die Grenzpunkte nur schwankend bestimmt, und bestanden öfters in einem Nußbaum, einer Eiche, oder in einem Platanus, die der Blitz zerstören,

oder in einem Bächlein, dessen Lauf der nächste Gewitterregen verändern konnte. Da die Feldmesser auf Gerathewohl und ohne sich untereinander verständigt zu haben, ausgingen, so geschah es häufig, daß einer seine Messungen in verschiedenen Richtungen über Flächen ausdehnte, die ein Anderer schon früher theilweise oder ganz in seine Pläne aufgenommen und worüber schon ein Eigenthumstitel ausgefertigt worden, und weil die allgemeinen Landkarten noch höchst unvollständig waren und im Innern der unbevölkerten Provinzen keine bestimmten Gebirgsketten, keine richtigen Längen und Breiten zeigten, auf welche die Pläne der Feldmesser hätten eingetragen werden können, so war es auch nicht möglich, die einzelnen Stellen zu bezeichnen, welche bereits den vielen Unternehmern abgetreten worden. Wenn die Regierung nur Kaufsummen und Taxen beziehen konnte, so ließ sie unbekümmert gewähren und baute auf die Verantwortlichkeit der Feldmesser, die allerdings beeidigt waren, aber unmöglich genau kontrollirt werden konnten. Aus solchen Verflechtungen entstanden dann immer Prozesse, die Sporteln abwarfen, den Advokaten reichlichen Gewinn verschafften und wobei in der Regel am Ende die streitenden Parteien leer ausgingen.

Aller dieser Gefahren ungeachtet, wurde dennoch eifrig fortgemessen und mit Titeln spekulirt. Allgemeiner Schwindel hatte die Köpfe ergriffen und bei diesem leichtsinnigen Spiel wurden ebensoviel Millionen verloren als gewonnen. Vorsichtige Leute, die den Zeitpunkt wahrnahmen und solche Titel zu kaufen wagten, waren immer bedacht, dieselben ohne Verzug mit bescheidenem Gewinn schnell wieder abzusetzen. Andere behielten sie, in der Hoffnung, den Werth der Länder von einem Jahr zum andern in's Unermeßliche steigen zu sehen. Diese Letztern wurden gewöhnlich in allen ihren lustigen Erwartungen getäuscht. Viele Europäer, selbst Amerikaner haben durch solche Unternehmungen ihr ganzes Vermögen unwiederbringlich eingebüßt. Swan, der auf Allem, was vorkam und vorzüglich gern mit zweideutigen Gegenständen spekulirte, versäumte nicht, sich ohne strenge Auswahl und genaue Untersuchung, eine Menge solcher Ländertitel für so viel Geld anzuschaffen, als er

seiner Frau und seinem Mitagenten aus dem Ertrag der Geschäfte unterschlagen konnte. So hatte er auch von dem, durch ähnliche Speculationen zuerst übermäßig reich gewordenen, dann aber wieder sehr heruntergekommenen Senator Robert Morice, einen Titel über 500,000 Acres (Zucharten) Land in Virginien gekauft, welche in den Grafschaften Whyte und Russell liegen sollten, und deren Grenzen auf dem Titel buchstäblich lauten: „Beginning at two poplars and two „chestnuttrees on a branch of Guiandotriver and about six miles „from the mouth of little war creek, a branch of sandyriver“ (Beginnend bei zwei Pappeln und zwei Kastanienbäumen, an einem Arme des Guiandottflusses und ungefähr sechs Meilen von der Mündung der kleinen Warcreek (Kriegsflüßchen), eines Armes des Sandylflusses). Da aber die meisten virginischen Ländertitel damals schon für mißlich galten, so eilte er, diese verdächtige Waare wieder abzusetzen und bot sie aus besonderer Gefälligkeit seinem Freunde Schweizer käuflich an, indem er ihm alle Vortheile, welche daraus erwachsen könnten, gehörig herauszustreichen mußte.

Schweizer, der bereits nach solchen Erwerbungen lüstern war, obgleich ihn Picquet davor gewarnt hatte, ging den Handel ein und kaufte die Hälfte dieser Ländereien, nämlich 250,000 Acres, oder vielmehr bloß einen Ausscheidungstitel darüber, für die Summe von 25,000 Dollars (Fiafler) oder 135,000 Franken, den Dollar nach damaligem Werth zu fünf Franken 40 Centimes, welche ihm auf der Gesellschaftsrechnung abgeschrieben wurden. Die andere Hälfte schwatzte Swan in der Folge seinem frühern Handelsgenossen Dallarde auf.

Wie Schweizer sich einmal als Eigenthümer von 250,000 Acres Land betrachtete, begann er sich auszumalen, wie dasselbe urbar gemacht werden und von einem Jahr zum andern an innerm Werth gewinnen könnte. Je mehr er sich in solche Träumerei vertiefte und seine Phantasie damit erhitzte, desto fester überzeugte er sich, es gebe keine bessere Art, sein neuerworbenes Vermögen, das er schon zu besitzen glaubte, anzulegen und zu vermehren, als wenn er dasselbe in solche Ländereien stecke,

wovon die rohe Zuchart mitunter kaum ein Paar Pfennige kostete und so kaufte er deren, theils von Swans Ausschuß, theils durch Mäkler nach und nach in verschiedenen Provinzen und jene ersten 250,000 Acres mitgerechnet, für die Summe von 43,388 Dollars (234,295 Franken 20 Centimes, oder Zürcherwährung 98,843 Gulden 14 Kreuzer 1 $\frac{1}{2}$ Heller). Der Flächeninhalt aller dieser Ländereien übertraf auf dem Papier beinahe den Umfang des ganzen Kantons Zürich.

Bei der Uebernahme solcher Ländertitel waren viele Formalitäten zu beobachten, um sich eines ruhigen Besitzes zu versichern. Kaufte man nur einen Theil eines größern Ganzen, so mußte dieser Theil mit Bestimmung seiner Grenzen wieder ausgemessen und darüber eine neue Verschreibung ausgefertigt werden, die sich auf den ersten Originaltitel bezog, von welchem eine gerichtlich bestätigte Abschrift beigelegt wurde. War der Verkäufer verheirathet, so mußte dessen Frau die Abtretungsakte des Mannes mit diesem zugleich unterschreiben. Diese Akte mußte in die Register der Ortskanzlei (Landoffice of the county) eingetragen und für jährliche Bezahlung der Taxen gesorgt werden; denn sobald diese nicht entrichtet wurden, so ließ die Regierung von dem unversteuerten Lande, wenn dieses auffindig gemacht werden konnte, so viele Zucharten abreißen und versteigern, bis die Summe der Taxe herauskam. War der Käufer ein Ausländer, so durfte derselbe keine Ländereien unter seinem eignen Namen, sondern bloß unter demjenigen amerikanischen Trustees (vertrauter Kuratoren) besitzen, welche in dem Kaufbrief als Käufer aufgestellt wurden und von diesen mußte der wirkliche Eigenthümer sich eine amtliche Gegenverschreibung geben lassen, welche bezeugte, daß die Kaufsumme nicht mit ihrem eignen Gelde, sondern aus dem seinigen bezahlt worden sei und dergleichen mehr.

Von diesen verschiedenen und lästigen Formalitäten beobachtete Schweizer die wenigsten, wenn schon ihm alle bekannt waren. Er verschob es von einem Monat zum andern, dieselben in Ausführung

zu bringen; er verließ sich auf die Redlichkeit der Leute, mit welchen er auf der Stelle hätte abschließen sollen und meinte, das Alles lasse sich dereinst zu gleicher Zeit nachholen. Swans Frau hatte nicht einmal die Abtretungsakte für die 250,000 Acres unterschrieben, er selbst hingegen versprochen, für die Bezahlung der Taxen auf Abrechnung sorgen zu lassen.

Schweizer's Hauptaugenmerk war vielmehr die Benutzung seines weitläufigen Reiches. Er sammelte und studierte alle Reise- und Lokalbeschreibungen und Karten, die er über die Gegenden habhaft werden konnte, wo seine Ländereien liegen sollten und entwarf in seinem Zimmer Pläne zu Kolonien, worin auf erhaltene flüchtige Angaben hin, das Klima, die Beschaffenheit des Bodens, seine Empfänglichkeit für verschiedenartigen Anbau, seine Mineralien, seine Bäche, Flüsse und Seen, und der ungeheure Gewinn, welcher unfehlbar aus der Urbarmachung erfolgen müsse, umständlich beschrieben, berechnet und mit Anekdoten, Zitaten und gelehrten Anmerkungen begleitet waren, als hätte Schweizer diese Wüsteneien selbst nach allen Richtungen durchwandert, und mit allseitiger praktischer Sachkenntniß untersucht. Darunter befindet sich z. B. der Plan (Projet d'une grande bergerie), wie auf jenem großen virginischen Gute von 500,000 Acres, die Viehzucht begründet werden könnte. Die Initialkosten werden bloß auf 350,000 Franken, der Ertrag dagegen schon im zweiten Jahre auf 151,987 Franken geschätzt. Daneben ist das arkadische Schäferleben, das daselbst geführt werden könnte, poetisch geschildert, und wird beiläufig gemeldet, wie ein einziges trächtiges Schwein, das der General Scott im Jahr 1783 in den Wäldern des Ohio ausgesetzt, vier Jahre später schon eine Nachkommenschaft von 3000 Köpfen hinterlassen habe u. s. w. Man kann sich dabei nicht enthalten, an den Traum des Eier-Mädchens zu denken und zu bedauern, daß so viel theoretische Gelehrsamkeit, Anstrengung, Zeit und Mühe auf Arbeiten verwendet wurde, deren Grundlage bloß in der Einbildung bestand.

Neben diesen agronomischen Spekulationen machte Schweizer mitunter auch noch andere Geschäfte, indem er an der Zucker-, Pfeffer- und Baumwoll-Ladung des Schiffes „Hero“ mit John Murray & Co. in New-York, für 30,000 Dollars (162,000 Franken) Theil nahm, dem Hause Albert Galatin & Co. in New-Geneva andere Waaren in Kommission gab, worüber von diesen Leuten niemals Rechnung erhältlich war, nachdem sie die Waaren selbst einem gewissen Redik übergeben, der sich damit nach Natchez in Mississippi zurückzog, wo er nie wieder aufzufinden war. Anderen Speculanten und heruntergekommenen Landsleuten schloß er Geld zu ihren Unternehmungen vor und unterhielt mannigfaltigen Verkehr in Wechselbriefen mit den verschiedenen Unterhändlern der Agentschaft in Amerika und Europa.

Um vortheilhafte Ergebnisse zu gewähren, hätten solche Geschäfte mit großer Pünktlichkeit geführt werden sollen, diese war aber leider Schweizer's Sache nie. Er hielt nicht einmal gehörig Buch darüber und wenn er auch in einen mäßigen Quartanten, der noch vorhanden ist, sein Soll und Haben in flüchtigen Titeln aufschrieb, so führte er die Rechnungen darüber niemals fort, kopierte die wenigsten seiner abgesandten Briefe, verlegte die empfangenen und schrieb seine widersprechenden Notizen auf einzelne abgerissene Blätter mit Versen untermischt, von welchen Letztern zuweilen epigrammatische Bruchstücke in der deutschen Zeitung zu Boston gedruckt erschienen, die aber alle keine Kritik aushalten. Der erfahrenste Kaufmann hätte nie aus seinen Kladden klug werden können.

Dabei hatte Schweizer sich längst schon beinahe blind geschrieben und gelesen und bedurfte immer eines Sekretärs. Der Zufall führte ihm in Amerika einen solchen in der Person eines preußischen Abenteurers, Namens Willmann zu, der aber so untüchtig war und ihn, wie alle seine frühern Kopisten, um sein Geld prellte, daß dieser ihm keine Erleichterung verschaffte und der unermüdliche Schwärmer sich doppelt anstrengen mußte, um alle seine phantastischen Abhandlungen, Berech-

nungen und Projekte zu Papier zu bringen. Meschmann, statt sich für Schweizer zu verwenden, hielt sich vielmehr an Swan, und wurde von diesem zu großen Operationen gebraucht.

Nach Verfluß einiger Jahre wurde Schweizer der merkantilischen Spekulationen um so eher satt, als er nicht immer das nöthige Geld dazu aus der Gesellschaftskasse beziehen konnte und keine derselben noch zu wirklichem Ergebniß gereift war.

Nunmehr und da sein unruhiger Geist sich in unaufhörlicher Thätigkeit regen mußte, gerieth er auf eine Ansicht, die dermaßen bei ihm vorherrschend wurde, daß er allmählig alle seine andern Angelegenheiten über einer einzigen fixen Idee, die alle seine intellektuellen Kräfte in Anspruch nahm, bei Seite legte und vergaß.

Die Verfassungen des schweizerischen Bundesstaates hatten längst seinen Wünschen für Menschenglück nicht entsprochen; die Revolution, welche in Frankreich unter seinen Augen Statt gefunden, war in Greuel ausgeartet, vor welchen er sich nach Amerika flüchtete und hier fand er sich neuerdings in allen seinen Erwartungen getäuscht.

Schon der bloße Anblick des Landes hatte ihn nicht befriedigt und er schrieb darüber, im Mai 1795, aus Philadelphia an meinen Vater: „Que j'ay été trompé dans mes attentes! Je m'imaginai, d'après des relations imprimées et verbales, que je trouverai un pays si paré par la nature, que je pourrai m'y livrer à l'illusion d'être dans ma patrie. Mais je n'ay vu dans l'immense côte depuis Boston ici, que j'ay parcourue, pas un seul, ou votre vieux ami Gessner auroit pu concevoir une idille, pas un seul qui eut valu un fragment de la vue du Beckenhof, pas un seul ou j'eusse pu vouloir me batir une cabane!“

Die Menschen zogen ihn noch weniger an als die Natur. „Der Amerikaner“, schrieb er in sein Tagebuch, „fühlt, hört, sieht, denkt, träumt, berechnet, nießt, liebt, seufzt, weinet, lacht, hungert, durstet —

Geld!" Und Geld war gerade das, was Schweizer buchstäblich immer wegwarf, und für sich selbst und bei Andern am wenigsten achtete.

Wenn schon die Verfassung der neuen Republik auf liberalen Grundsätzen beruhte und alle Bürger des Staates, im Genuße politischer, moralischer und religiöser Freiheit, ihr Wesen ungehindert treiben und sich durch Gewerbsleiß und zwanglosen Verkehr nach Herzenslust bereichern konnten, so fand er gerade in dieser Freiheit wieder die Ursache der moralischen Verdorbenheit des Volkes, wie anderwärts, nach seiner Meinung, Aristokratie oder Despotismus die nämlichen Wirkungen hervorgebracht hatten. Also konnte der Grund des schlechten Zustandes der Menschheit nicht bloß in den abweichenden Formen verschiedener Staatsverfassungen liegen; er glaubte nunmehr denselben in dem allgemeinen Ganzen der Zivilisation, wie sie beschaffen ist, entdeckt zu haben. Je mehr er aber darüber grübelte, desto tiefer überzeugte er sich, daß Alles in der Welt verkehrt sei und doch ganz anders und weit besser sein könnte. Er mochte sich jetzt nicht mehr mit der Klüge einzelner bürgerlicher Einrichtungen und politischer Verfassungen beschäftigen, was sonst seine Lust gewesen. Eine Radikalreform aller menschlichen Institutionen, Sitten und Gebräuche schien ihm dringendes Bedürfnis, und in seinem philanthropischen Wahne hielt er sich dazu berufen, die ganze Welt umzuschaffen durch die Bekanntmachung eines Werkes, das lauter neue Ansichten und Vorschläge enthalte, in seiner Art einzig sein, durch unbestreitbare Argumente überzeugen, zur Ausführung begeistern und hinreißen, und des Verfassers Namen verewigen sollte.

Er gedachte zuerst eine scharfe, unwiderlegbare Kritik, die alle Mängel und Gebrechen unsrer Zivilisation in allen nur denkbaren Verzweigungen des gesellschaftlichen Vereins aufdecken und bekämpfen sollte, und dann ein neues Zivilisationssystem von seiner eignen Erfindung aufzustellen, dessen Befolgung die gesammte Menschheit durch die einfachsten Mittel politisch frei und glücklich, moralisch gut machen und ästhetisch bilden könnte. Alles was er in seinem ganzen Leben über solche Gegenstände gelesen, gehört und selbst gedacht, erwachte in seinem

Gedächtniß und tausend neue Gedanken wurden dadurch in seiner erhitzten Phantasie erzeugt. Eine Unzahl derselben warf er ohne Ordnung auf einzelne Papierschnitzel, oder auf die Rückseite erhaltener Geschäftsbriefe hin, ließ sie abschreiben, veränderte sie wieder und sammelte Belege zu seinen paradoxen Meinungen aus allen möglichen Büchern. Durch ein solches Werk hoffte er sich mit dem Schicksal zu versöhnen und alles auszugleichen, was er für sein eignes und für das Glück andrer Menschen versäumt hatte. In diesem Ideentaumel schrieb er in seine „Lebensregeln eines Sonderlings“:

„Ein Gedanke nur sei der Rest deines sinkenden Lebens.

„Unüberlegtheit, sie hat, ach! meine Jugend beraubt.“

Seine Projekte gingen in einzelnen Augenblicken, wo sein Eifer an Fanatismus grenzte, noch weiter. Nicht bloße Theorien wollte er dannzumal aufstellen; er gedachte sogar auf seinen Ländereien im Innern Nordamerika's, wie William Penn, ein zweites Philadelphia aufzuführen, den Kolonisten daselbst sein System zu predigen und einen Staat zu gründen, welcher der übrigen Welt zum Muster und Vorbild dienen könnte. Da sollten Naturreligion, allgemeine Toleranz, Gemeinschaft der Güter und gemeinnütziges Streben für das öffentliche Beste vorherrschen; da sollte Reichthum eben so wenig Gesetze vorschreiben, als Armuth zur Empörung reizen. Das weibliche Geschlecht, das er überall von dem männlichen unterdrückt hielt, sollte, in seine natürlichen Rechte wieder eingesetzt, von dem Zwang der bürgerlichen Ehe und ihren Beschränkungen geschützt, auch seine Stimme im Staat erheben dürfen und die Kinder der Liebe sollten, durch diesen und öffentlich, zu edeln selbständigen Bürgern einer platonischen Republik erzogen werden, und dergl. mehr.

Bei nüchterner Ueberlegung mochte er wohl selbst solche Ausschweifungen der Phantasie belächeln und hiermit ließ er sich im Grunde weniger ernst sein, als mit der Abfassung seiner Kritik der Civilisation, für welche zwar eine Art von Plan in seinem Kopf bestand, den er aber, bei dem allzuhäufigen Andrang von Gedanken, nie so logisch

richtig zu ordnen vermochte, daß er denselben als Richtschnur seiner Arbeit hätte niederschreiben können.

Von dieser firen Idee stets beherrscht, mußte Schweizer wie ein Träumender durch das Leben wandeln. Er fand daher auch nie die Ruhe der Seele, ohne welche die Leitung und der Abschluß seiner ökonomischen Angelegenheiten nicht denkbar sein konnte.

Aber Swan und dessen Frau sorgten dafür, daß Schweizer aus seiner Traumwelt in die wirkliche hinüber gezogen wurde.

Schon einmal war er aufgeschreckt worden, als die französische Regierung, welche Verdacht gegen Swan geschöpft hatte, durch ihren Kommissarius Wante in Amerika plötzlich und unerwartet die Kassen und Bücher der Agentenschaft und alle Facturen untersuchen ließ. Da sich aber dabei kein Unterschleif zeigte, oder Swan wenigstens Mittel gefunden haben mochte, einen günstigen Bericht über diese Untersuchung abstaten zu lassen, so wurde Schweizer auch wieder beruhigt.

Nun hatte Swan innerhalb weniger Jahre die großen Geschäfte der Agentenschaft alle beendet und den Gewinn derselben bezogen. Millionen waren durch seine Hände gegangen, allein er hatte, mit Ausnahme seiner Frau, weder Schweizer noch irgend einen seiner frühern Gläubiger bezahlt. Sein Vermögen steckte in unbeweglichen Besitzungen und in den Ländertiteln; er war in verschiedene Prozesse verwickelt und im Sommer 1798, als er sich eben anschickte, nach Europa zu reisen und der französischen Regierung seine Rechnungen vorzulegen, sogar bedroht, für eine alte Schuld von 27,000 Dollars gefänglich eingezogen zu werden.

Seiner Frau wäre es ein Leichtes gewesen, sich wenigstens für ihn zu verbürgen; allein diese Kantippe beharrte auf Trennung der Güter, wollte keinen Heller für ihren Mann bezahlen und hatte schon längst ihr ganzes aus dem Gewinn der Agentenschaft wieder errungenes Vermögen ihrem Busenfreunde, dem General Jackson, in Trust (Depositum

unter fremdem Namen) gegeben, unter dem Vorbehalt, die Zinse desselben alljährlich und das Hauptgut selbst durch testamentliche Verordnung nach dessen Tode wieder zu beziehen. Vermittelt dieser in Amerika üblichen Maßregel konnte niemals rechtlich etwas hinter ihr gesucht werden.

Jetzt zeigte sich Schweizer's blinde Großmuth im hellsten Lichte. Es schien ihm für ihn selbst entehrend, wenn sein Mitagent wegen einer solchen Lumpensumme in den Schuldenthurm gesteckt werden sollte. Obgleich er bereits häufige Proben von Swan's zweideutigem Charakter erhalten, so stellte er sich dennoch vor den Riß, mit allem Geld, was ihm noch übrig blieb. Es waren aber bloß 20,000 Dollars, die fehlenden 7000 war er nicht vermögend, zusammen zu bringen. Da wandte er sich an Swan's eigene Frau, forderte sie auf, diesen Rest zu liefern, verbürgte sich dafür als ihr persönlicher Schuldner, hinterlegte ihr als Spezial-Hypothek den Titel der Länder in Virginien, den ihr Mann ihm für 25,000 Dollars verkauft hatte und sie war schamlos genug, diesen Vorschlag anzunehmen. So wurde, durch Schweizer's Verwendung, Swan wieder auf freien Fuß gesetzt.

Nun eilte dieser, Amerika wieder zu verlassen. Schweizer glaubte sich berechtigt, zuvor noch, wenn nicht Bezahlung, doch wenigstens eine Abrechnung über die Geschäfte der Agentenschaft von ihm verlangen zu dürfen. Aber Swan konnte und wollte dieselbe nicht geben. Er mußte tausend Ausflüchte zu finden, warum seine eignen Rechnungen noch nicht gestellt wären, wie er einen Theil der Materialien dazu in Hamburg suchen müsse, wie jene bloß nach der Abrechnung mit der französischen Regierung auszumitteln wären und wie diese ihm noch große Summen schuldig bleibe. Er versprach, in Europa mit Schweizer nicht bloß abzurechnen, sondern ihm daselbst auch seinen ganzen Antheil an dem Gewinn, wovon dieser nur Bruchstücke bezogen, auf einmal einzuhändigen, u. s. w. Schweizer ließ sich beschwichtigen. Er wußte, daß Swan jetzt in der That nichts zu geben hatte, bis er in Europa neue Summen in Empfang genommen. Die geringste Klage bei dem französischen Botschafter Adet hätte die schlimmsten Folgen nach sich ziehen können;

auf den ersten Wink dieser Art wären alle Schriften der Agentenschaft unter Siegel in Beschlag genommen worden und Swan hätte noch lange nicht abreisen können.

Schweizer würde sich gern und mit ihm zugleich eingeschifft haben; sein Herz und sein Interesse forderten ihn gleich dazu auf. Allein auch das konnte er nicht thun, bevor er alle seine in Waaren und Papiere leichtsinnig gesteckten Gelder wieder eingetrieben. Er war genöthigt, seinen Hauptschuldner allein und aus seinem Bereiche weg reisen zu lassen und harrete, unter wechselnden Beschäftigungen, Plackereien von Seite seiner Schuldner, Träumereien, dichterischen Aufwallungen, Auszügen für seine Zivilisation und unter Sorgen für die Zukunft, noch über zwei Jahre in Amerika aus. Inzwischen sandte ihm Swan aus Europa die 27,000 Dollars wieder zurück, womit er sich einstweilen aus der Noth helfen und seinen, bei dessen Frau hinterlegten Ländertitel wieder an sich ziehen konnte.

Bald nachher, und wie Schweizer, alle Kolonisationsprojekte aufgebend, seine sämtlichen Ländereien gern wieder los geworden wäre, berichtete ihm Swan, wie er selbst gedanke, seine eignen Ländertitel durch einen geschickten Unterhändler, John Browne Cutting nach London zu senden, dieselben dort verkaufen oder Geld darauf borgen zu lassen und ermahnte ihn, diese gute Gelegenheit zu benutzen, seinen großen virginischen Titel ebenfalls durch Cutting versilbern zu lassen. Schweizer war gleich dazu bereit, lieferte den Titel nebst einer Vollmacht aus und verfuhr dabei so hastig, daß er sogar vergaß, von der letztern eine Abschrift zu behalten und einen Empfangschein zu fordern.

Wie endlich alle Aussicht für ihn verschwand, seine ausstehenden Gelder eintreiben und seine Ländertitel absetzen zu können, entschloß sich Schweizer, diesen Theil seines Vermögens einstweilen im Stich zu lassen und nach Europa zurückzukehren, um hier den größern in Empfang zu nehmen und in Sicherheit zu bringen.

Er brachte noch zwei Monate bei Swans Frau und Töchtern, als Freund des Hauses, in Boston zu, und riß sich mit blutendem

Herzen von Hepsy los, die seit zwei Jahren den Doktor Howard geheirathet hatte. Seine Freundschaft für diese ließ ihn die ganze Familie noch immer in einem so günstigen Lichte erscheinen, daß er die Unvorsichtigkeit beging, der Mutter, die er doch endlich für dasjenige was sie war, hätte erkennen sollen, eine Kiste voll wichtiger Schriften und einen Theil seiner Ländertitel für ihn aufzubewahren gab.

Schweizer hatte sechs Jahre in Amerika zugebracht, mit seinem Gelde den Wohlstand manches Handlungshauses vermehrt und von keinem einen wesentlichen Dienst, vielmehr Undank und Spott davongetragen. Er war von den Reichen, mitunter auch von Landsleuten, zu gefährlichen Unternehmungen verleitet und dadurch geschädigt und ausgezogen worden. Er erwarb sich die Liebe auch nicht Eines Amerikaners; sie betrachteten ihn als einen Thoren, der sich lieber mit wissenschaftlichen Gegenständen als mit „Business“ (Geschäfte in merkantiliſcher Beziehung) abgebe. Ihre Weiber gefielen sich mitunter etwas besser in seiner Unterhaltung und nur durchreisende Engländer und Deutsche ließen seiner Gutmüthigkeit, Hochherzigkeit und seinen wirklich viel umfassenden, aber nie auf das praktische Leben gerichteten Kenntnissen Gerechtigkeit widerfahren.

Wie er Amerika verließ, war er von allen Mitteln dergestalt entblößt, daß er, um die Reisekosten bezahlen zu können, genöthigt wurde, von dem Hause John Murray & Co. in Newyork, mit welchem er über die Ladung der „Hero“ in ungünstiger Abrechnung gestanden, 1000 Dollars zu borgen, und dafür einen Ländertitel auf 11840 Acres in der Grafschaft Monogalia in Pennsylvanien zu verpfänden.

Diesem gänzlichen Mangel an Hülfsmitteln nebst seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit mag es zuzuschreiben sein, daß er nicht zuvor noch alle Formalitäten in Ausübung brachte, seinen Ländertiteln die gehörige Rechtsgültigkeit zu verschaffen, daß er niemand beauftragte, von Zeit zu Zeit in Erfahrung zu bringen, ob Swan, wie dieser versprochen, die Taxen für dieselben entrichten lasse, und überhaupt keinen Bevoll-

mächtigten für seine verschiedenen unvollbracht gebliebenen Angelegenheiten in Amerika aufstellte.

Vor seiner Abreise hatte er noch die beruhigende Nachricht aus der Heimat erhalten, daß sein Bruder Jacques, in unheilbarem Wahnsinn bis zum Thier herabgesunken, am 5. August 1780 endlich bei dessen redlichem Pfleger, Diggelmann, gestorben und dieser, von Schweizer's Billigung seiner Verordnungen zum Voraus überzeugt, aus dem geringen Nachlaß des Erlösten, dem Armengut der Gemeinde Oberstraß 400 Pfund zugetheilt, und eine Jahreszeit gestiftet habe, welche dem Ortsschulmeister auf St. Jakobstag 8 Pfund für alle Zukunft zusichert. Dieses ist das einzige Andenken, was von dem unglücklichen Jacques auf der Erde zurückblieb. Schweizer, als dessen rechtmäßiger und einziger Erbe, war nunmehr aller denkbaren Verantwortlichkeit für das nicht mehr vorhandene Vermögen seines Bruders überhoben.

IV. Der letzte Schiffbruch.

Schweizer schiffte sich am 28. April 1801 zu Boston ein. Auf der See blickte er mit wehmüthigen Gefühlen auf ein Land zurück, woselbst er sein Glück hätte machen sollen und können, und das er nun mit höchst unsichern Aussichten auf die Zukunft verließ. „Es gibt in gewissen Rücksichten wenig unglücklichere Sterbliche als ich“, schrieb er in sein Tagebuch. „Sechs Jahre blieb ich hier, ließ meine Familie, meine europäischen Geschäfte und that in Amerika — nichts! Und konnte doch nichts mehr thun, da immer ein grauser Dämon vor meiner Thätigkeit stand, und tausend Hindernisse erdachte.“ Daß dieser Dämon in ihm selbst stecke, fiel dem guten Schweizer niemals ein.

Da seine Phantasie beständig arbeiten mußte, so machte er in den ersten Tagen seiner Seefahrt wieder Verse und es ist noch ein Gedicht „Auf die Schönen Neu-Englands, auf der Rückkehr nach Europa durch die Atlantis geschrieben“, von ihm vorhanden, worin er, wie er sich selbst ausdrückt, „in arg gekrazten Jamben“, sich über verschiedene Sitten und Gebräuche der Amerikanerinnen scherzweise vernehmen läßt.

Da er sich aber bald von dem Schaukeln des Schiffes abgespannt und auch nicht zum Lesen aufgelegt fühlte, so verfiel er nunmehr aufs Zeichnen, und konterseite zum Zeitvertreib seine Reisegefährten.

Diese bestanden aus einem jungen Kaufmann von Boston, Edward Luckermann, dessen Gattin und drei andern Passagieren, Namens Waldo, Deweis und Story, mit welchen er sich in bestem Vernehmen die Genüsse einer lecker besetzten Tafel gut schmecken ließ.

Das Schiff, John Adams, ein Schnellsegler von 300 Tonnen, auf welchem diese Gesellschaft reiste, war auf Kosten eines Kaufmanns Smith für 24,000 Dollars (ein gewöhnliches von dieser Größe kostete sonst kaum 14,000) und so fest und tadellos gebaut worden, daß ein

vierundzwanzigstündiger Sturm, der einzige, der auf dieser Reise zu bestehen war, demselben nicht den geringsten Schaden zufügen konnte und selbst die Pumpen nie gebraucht werden mußten. Der Kapitain hieß John Wood und zeichnete sich durch seine Sitten und verständigen Ernst gegen die Mannschaft so vortheilhaft aus, daß auf der ganzen Reise weder ein Fluch von ihm gehört, noch ein Matrose geprügelt wurde. Die Mannschaft stand sich aber auch vorzüglich gut und genoß freie Kost nach Belieben. Der philosophische Eigenthümer des Schiffes hatte sich durch die Erfahrung überzeugt, daß bedingte und karglich zugemessene Nahrung weit höher, als jene zu stehen komme, indem die Matrosen bei der Letztern gewöhnlich verdrossen, zur Meuterei aufgelegt und raublustig werden, dagegen kräftig und ohne Knickerei gefüttert, fröhlicher und muthiger arbeiten, wodurch das Ziel der Reise schneller erreicht und dadurch weit mehr, als auf der Verköstigung der Mannschaft erspart werden kann.

Schweizer bemerkte hier, wie wichtig die gute Auswahl des Fahrzeugs und dessen Anführer für jede Seereise sei und erinnerte sich mit Verdruß des schelmischen Schiffers West und dessen jämmerlichen Suffolk. Auf dem John Adams mußte er für die ganze Fahrt von Boston bis Liverpool mit Inbegriff des Tafelgeldes nicht mehr als 33 Guineen bezahlen.

Neben dem einzigen vorhin erwähnten Sturme drohte den Reisenden keine andere Gefahr, als diejenige, zwischen die schwimmenden Eisinseln zu gerathen, welche im Frühjahr an der stets nebligten Bank von Terra-Nova die strengste Vorsicht gebieten, da bisweilen drei Quadratmeilen große Stücke hin- und hertreiben. Allein auch dieses Hinderniß wurde glücklich beseitigt. Unter drei prächtigen Regenbogen, als wären es Triumphbogen, lief das Schiff in den irländischen Kanal ein, und nach einer beispiellos kurzen Fahrt von siebenundzwanzig Tagen, ließ die Gesellschaft, da der Wind ruhte, und das frische Grün alle Passagiere ans Land lockte, sich schon am Vorgebirg der Insel Anglesea aussetzen. Von da gings über den unbedeutenden Seearm von Carnarvonshire,

durch Wallis und über Liverpool nach London, wo Schweizer am 24. Juni anlangte.

Sein auf dieser Reise durch England geführtes Tagebuch enthält viel schöne Naturschilderungen und geistreiche Bemerkungen über mannigfaltige Gegenstände der Natur und Kunst. Es ist kaum zu erklären, wie ein Mann, der mit einer so trefflichen Beobachtungsgabe ausgestattet war, in seiner eignen Handlungsweise so wenig folgerichtig sein konnte.

Nachdem Schweizer sich bereits vierzehn Tage in London herumgetrieben und die Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt, die ihm, im Vergleich mit Paris, unerfreulich vorkam, in Augenschein genommen, wandelte ihn nun auch die Lust an, seinen Landsmann und alten Jugendfreund, den berühmten Maler Heinrich Füßli*), wieder zu sehen. Er ließ sich bei ihm melden, ward aber nicht vorgelassen. Das wurmte ihn und da er sich erinnerte, wie er vor Jahren einen „kleinen Eifersuchtsgröll“ wegen Magdalene, um deren Besitz ihn Füßli damals zu beneiden schien, gegen diesen genährt, so meinte er nun, Füßli habe sich deswegen verläugnen lassen. Er eilte in ein Kaffeehaus und schrieb ihm folgende Zeilen:

„Und wär dein großer Pinsel auch, o Füßli,
„Der ausgeriffnen Fichten Noland's eine;
„Tröff von der glühenden Palette dir
„Des Aetnas Lava selbst auf's Tuch herab;
„Allein! Wenn dir auch nicht das schöne Kolorit

*) Joh. Heinrich Füßli von Zürich, geb. 1741, gest. 1825, war der Genosse Lavater's bei der Anklage des Landvogts Grebel gewesen, hatte in Folge dessen die Vaterstadt verlassen und war 1765 nach England gegangen, wo er — einen längern Aufenthalt in Italien abgerechnet — bis an sein Lebensende blieb und als Künstler große Anerkennung genoß, wie er denn auch nach West's Tode eine Zeit lang das Präsidium der Akademie bekleidete. Uns fällt es schwer, zu begreifen, wie „Füeseli“ (so wird er noch jetzt in England genannt) jemals zu solcher Berühmtheit gelangen konnte, denn seine Bilder sind fast alle unnatürlich gespreizt und die Figuren in Ausdruck und Bewegung maßlos. (Siehe übrigens das Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft vom Jahr 1826.)

„Der Seelenwärme auf dein Antlitz quillt,
„Wenn alte Freundschaft an dein Hausthor klopft,
„So fahre wohl! Ich meld' es zum Elisium
„Wollstonekraft und Lavater, es sei
„Das härteste Erz zu deinem Bild — dein Herz!“

Füßli's Verläugnung bei Schweizer's Anmeldung war aber nur ein Mißverständniß gewesen, und jener nahm den alten Freund mit Freuden auf.

Schweizer fand den sechzigjährigen Künstler noch rüstig und thätig, „jedoch entwürdigt durch die Kleidung eines jungen Gecken“. Dabei aber immer noch stolz und voll angeborner Misanthropie. „Er scheut „die Großen aus Verachtung“ heißt es in Schweizer's Tagebuch, „und „da nur von diesen Geld und Ehre zu erhalten ist, so erhielt Füßli „von beiden nicht, was er verdiente. Seine Miltongalerie hat ihm „nichts gebracht, als die schweigende Wirkung tadelvermischter Be- „wunderung“ u. s. w.“ Er hat eine erekrable englische Aussprache und bringt das gutturale Zürcher R und Ch darin an. Deutsch spricht er im Zürcherdialekt (den Schweizer vergessen hatte), obgleich er deutsch und englisch gut schreibt“. Füßli und Schweizer sprachen von Lavater und dessen Sonderbarkeiten mit Thränen der Liebe im Auge, und hatten überhaupt vieles aus der Vergangenheit mit einander zu verhandeln.

Durch Füßli ward Schweizer nun auch mit dem berühmten Buchhändler Johnson und durch den Letztern bei einem Gastmahl mit vielen englischen Gelehrten und andern bedeutenden Männern bekannt. Daß Schweizer, der täglich von seiner Phantasie irre geführt wurde, sich dennoch immer beharrlich der Physiognomik befließ und sich etwas darauf einbildete, beweist folgende Stelle aus seinem Tagebuch: „Ich „habe doch einige Progressse in meiner Astrologie des Antlitzes gemacht. „Im alien-office sah ich einen vornehmen Emigranten, der meinen „Freund grüßte. Gardez vous, jagte ich schnell zu diesem, de faire „de cet homme ou votre ami ou votre ennemi. Mein Freund bot „dieses Urtheil im Kreise herum und ich passire nun in diesem Club for

„the Nephew of the great Lavater. Wenn sein Successionsrecht „etwas gilt, was ich bedürfte, ich glaub, ich würde wagen, es anzusprechen.“

In solchem Sinne erwähnt er in seinem Tagebuch seines Zusammentreffens mit verschiedenen Landsleuten. Es heißt z. B. „Ich „bin unglücklich, es bleibt mir, wie Mark Anton, nicht mehr, als „was ich gegeben habe, und was ich bin. Aber die Art, wie ich meine „für Reichthum verlorene Zeit zu meiner Selbstbildung anwandte, läßt „mir Gesundheit, Muth, Gewandtheit, und eine Seelenbildung, die mich, „wie ich's hoffe, der Freundschaft edler Menschen nicht berauben wird. „Diese Bemerkung hauchte mein sinkendes Vertrauen wieder auf, da ich „hier einen Mitgefährten meiner Unglücksfälle in Paris, den*) „sah, der, von einem eingebildeten Patrizier nun arm geworden, in's „ganze Nichts seiner Seele zurückgesunken ist. Seine unedle, gemeine „und durch die niedrige Einsamkeit und sorgenvolle Arbeit noch gemeiner „gewordene Physiognomie konnte ich nur mit Mitleid bemerken. Ich bin „doch nicht so tief gesunken und soll, wenn mein guter Genius wacht, „auch nie so tief sinken. Magdalene's Schicksal allein ist der Mühlstein, „der meine Schultern drückt. Doch ich hoffe, mein eifriges Streben „soll für das Schicksal dieser Edlen nicht vergebens sein, u. s. w.“

Schweizer besuchte auch den Maler Conrad Geßner.***) „Eine „drollige, abgelebte, abgehoffene Chineserfigur im Jünglingsalter noch, „schrieb er von diesem eben so scharf rügend: „Er hat seines Vaters

*) Der Name fehlt im Manuscript, ob aus Discretion oder momentanem lapsus memoriae, vermag ich nicht anzugeben.

***) Ueber C. Geßner (geb. 1764, gest. 1826) siehe ebenfalls die Neujahrsblätter der Künstler-Gesellschaft, Jahrgang 1828. Das nachfolgende absprechende Urtheil Schweizer's über denselben lasse ich stehen, weil David Heß selbst es der Wiedergabe für werth hielt, möchte aber keinerlei Verantwortlichkeit dafür übernehmen. Der Eindruck, den man von C. G. aus seinen frühern Briefen an den Vater erhält, ist ein so angenehmer, und der Umstand, daß er bis gegen seinen Tod (der also erst im Jahr 1826 erfolgte) noch eine Menge tüchtiger Werke schuf, läßt die „Abgelebtheit“ zweifelhaft erscheinen, so daß Schweizer's Urtheil gewiß mit Vorsicht aufgenommen werden muß.

„Originalität, aber nicht dessen zarten Genius. Sein Fach ist Pferde- und Bataillenmalerei. Aber er malt den kennehaftigen Engländern nur Schwabenrosse, wie er diese in der Schweiz zeichnen lernte. Er erzählte mir von seinem Vorhaben, den Tod des Generals Abercrombies zu malen. Drei Figuren, sagte er, machen das Ganze; alles Uebrige ist Rauch! Warum hatt' ich nicht den Muth, ihn zu fragen, ob er nicht noch eine oder zwei Figuren weglassen könnte“.

Schweizer hatte nach und nach so viel von London gesehen, als sich in vier Wochen mitnehmen läßt. Nunmehr aber trieb ihn das Herz nach Frankreich hinüber. Er schiffte sich am 4. Juli unter preussischer Flagge auf der Themse ein, und landete am folgenden Tage in Dünkirchen.

Hier fand er die ersten französischen Krieger der gepriesenen 46. Halbbrigade, und fühlte sich beim Anblick dieser „benarbten Helden“ wieder in die vorigen Zeiten zurückversetzt. Seine nie erloschene Vorliebe für das Franzthum, das er auch in Amerika vertheidigt hatte, erwachte auf's Neue. Er brachte die meiste Zeit, indeß er auf seinen Paß warten mußte, in der Gesellschaft „dieser Braven“ zu, welche wacker auf die Engländer schimpften, und ihm Anekdoten aus ihren Feldzügen aufstischten. Unter anderm erzählten sie, der Prinz von Preußen, als er den Herzog von York in Holland, wo dieser Alles verloren, seine Rodomontaden auskramen hörte, habe von ihm gesagt: „Mein Better von York ist wie eine Trommel und am lautesten, wenn er geschlagen wird.“ — Nach einem Aufenthalt von zwölf Tagen erhielt Schweizer endlich seinen Paß und reiste in Gesellschaft einer schönen Creolin, mit welcher ihn der Zufall zusammengebracht hatte, nach Paris. Dort harrete Magdalene seiner. Welch' ein Wiedersehen für Beide, nach einer so langen, nach einer so verhängnißvollen Reise!

Schweizer hatte der guten Magdalene, die sich so lang nach ihm gesehnt, vorerst nichts anderes zurückgebracht, als sich selbst. Mehr

verlangte sie aber auch nicht, und wenn sie ihn früher schon mit inniger Herzlichkeit geliebt, so war diese Liebe jetzt durch seine sechsjährige Abwesenheit noch mehr veredelt und gesteigert worden.

Aber nicht bloß für Magdalene war Schweizer zu lang ausgeblieben; seine Rückkehr wurde auch von Picquet mit Schmerzen erwartet.

Dieser hatte bei der neuen Ordnung der Dinge seine Stelle, seinen Einfluß, und in dem Strom der Zeitereignisse den größten Theil seines Vermögens eingebüßt. Er war so sehr heruntergekommen, daß er sich mit einer zweiten Schreiberstelle bei ebenderselben Behörde (jetzt *Commission de la comptabilité intermédiaire* genannt) begnügen mußte, an deren Spitze er sieben Jahre früher gestanden. Nun aber hoffte er, für alle Einbuße entschädigt zu werden, und endlich mit Schweizer, von dem er selten Briefe und noch keinen Heller Geld erhalten, den großen Gewinn der Agentenschaft, auf den er mit Zuversicht zählte, zu theilen. Wie erstaunt, wie verblüfft war er nicht, als Schweizer sich mit leeren Händen einstellte und ihm nicht einmal sagen konnte, wie hoch sich wohl die Summe belaufen möchte, welche beiden zufallen sollte! Er mußte sich einstweilen, gern oder ungern, wie Schweizer selbst, auf Swan's Abrechnung mit der Regierung vertrösten lassen und diese ward theils wegen der Verwirrung in seinen Papieren, theils auch aus unlautern Absichten durch ihn selbst von einem Monat zum andern verzögert.

Alein Picquet wollte und mußte doch wenigstens wissen, was Swan zu leisten habe. Schweizer fühlte sich nicht geeignet, die Rechnungen zu untersuchen, daher ließ Picquet, der nicht öffentlich als Mitgläubiger auftreten durfte, sich von Schweizer eine Procur ausstellen, um als Bevollmächtigter desselben und in seinem Namen diese Untersuchung vorzunehmen. Sonthonas wurde bei dieser Arbeit zugezogen und sollte die mitgebrachten Belege dazu liefern.

Swan war mit Geschäften überhäuft, die er, nach seiner gewohnten Art, alle durcheinander wühlte. Neben der Beleuchtung seiner Agentenschaftsverwaltung vor der Regierungsbehörde hatte er noch zwei ver-

wickelte Proceſſe zu betreiben. Den einen im Namen der Agentschaft gegen einen nunmehr in Paris angeſiedelten Amerikaner, Daniel Parker, welcher derſelben ſchon ſeit 1794 eine Summe von 750,000 Franken unterſchlagen und wieder auszuliefern verweigerte; den andern, der Swan allein und perſönlich angien, gegen Lubbert & Dumas, welche nunmehr auch ihren Antheil an dem Gewinn der Agentschaft forderten, den Swan ihnen heimlich zugeſagt.

Bei einem ſolchen Zuſammenfluß verworrener Händel konnte die Liquidation nur langſam vorſchreiten und Schweizer ſtand auf der Seite, der Entſcheidung ſeines Schickſals harrend. Swan verſprach alles Gute, und gab ihm, der eigentlich in der Klemme war, zuweilen und um ihn hinzuhalten, etwas Geld, aber unbedeutende Summen in Vergleichung mit denjenigen, die er ihm augenſcheinlich noch ſchuldig ſein mußte, denn bloß nach oberflächlicher Ueberſicht zu urtheilen, handelte es ſich hier um Millionen.

Seanneret, Schweizer's ehemaliger Handelsgenoſſe, befand ſich auch wieder in der Nähe und ſprach fleißig bei ihm ein. Er hatte in der Zwischenzeit ein ſchönes franzöſiſches Mädchen von zweideutigem Ruf, Sophie Henriette de Rochefort, geheirathet, ſich darüber mit ſeinen Verwandten zerworfen und war auch von einem reichen Oheim enterbt worden. Eine untergeordnete Stelle in der Spinnerei Rougemont in Senlis gab ihm kärglichen Unterhalt; im Uebrigen war er immer noch der nämliche aufgeblaſene Geck wie zu der Zeit, wo er mit Schweizer's Vermögen groß that, und wenn dieſer ein neues aus Amerika zurückgebracht hätte, ſo wäre er bereit geweſen, daſſelbe wieder verſchleudern zu helfen. Nunmehr aber mußte er ſich geſchloſſen halten, um nicht auch noch die Gunſt eines andern in Grandſon lebenden Oheims zu verſcherzen, nach deſſen Tod eine bedeutende Erbschaft für ihn zu hoffen war, und froh ſein, daß Schweizer die Fr. 50,000, die er ſchon ſo lange ſchuldig geblieben und welche dieſer jetzt wohl hätte brauchen können, nicht zurückforderte.

Schweizer hatte Paris ganz verändert und keine Gelegenheit mehr zu politischer Wirksamkeit gefunden. Die Menschen, mit welchen er früher in Beziehung gestanden, waren vom Schauplatz abgetreten, zerstreut und ohne Einfluß. Die Revolution war beendet, die dreiste Stimme öffentlicher Sprecher verstummt. Alles beugte sich vor des mächtigen Konsuls eisernem Scepter und bald nach seiner Rückkehr hatte Schweizer schon in sein Tagebuch geschrieben: „Den Finger auf den Mund, Bonaparte herrscht!“

Mit desto größerem Eifer brütete er nun über seiner Civilisation des Menschengeschlechtes, das heißt, er las Tag und Nacht alle Bücher, welche etwas enthielten, das zu seinem Zwecke dienen konnte, machte Notizen darüber und bereicherte seinen eignen Ideengang mit demjenigen der Schriftsteller aller Zeiten und Zungen.

Magdalene sah seinem Treiben ruhig, jedoch mit stiller Wehmuth zu. Sie war insofern zu einer klaren Erkenntniß seines Wesens gelangt, daß sie begriff, wie sein eigenthümlicher Sinn, der sich immer nur zu metaphysischen Speculationen hinneigte, zu allen finanziellen von jeher durchaus untauglich gewesen und ahnte längst, daß er das Opfer von Swans Intriguen werden und keine Früchte von seiner Reise nach Amerika einernnten würde. Wenn er aber, statt den wichtigen Geschäften seiner Liquidation mit Einheit und Kraft des Willens obzuliegen, dieselben Wochen- und Monatelang aus dem Gesicht verlor, um sich in literarische Träume einzuwiegen, so fand ihr liebevolles Herz immer wieder eine Entschuldigung für seine Zerstreuung. Darüber enthalten ihre hinterlassenen Schriften folgende merkwürdige Stelle:

„Il est des mortels si sublimement organisés, et d'une si grande „élévation d'âme, tel que Schweizer, qu'il n'est pas en leur pouvoir „de s'occuper d'autre chose que du beau, du grand. L'économie „pécuniaire leur est même inconnue. Ils sont d'une bonté si géné- „reuse, qu'ils pardonnent aux esprits minutieux qui les blament,

„et qui regardent comme vicieux tous ceux qui n'entrent pas dans leurs vues.“

War er zur Seltenheit aufgelegt, sich mit ihr zu unterhalten und ihr von seinen Lesefrüchten und Beobachtungen mitzutheilen, so schrieb sie:

„Mon Schweizer est un monde et l'univers pour moi. Veux-je lire un voyage sans ouvrir un livre, ou faire un voyage sans bouger de ma chambre, il me fait voir la nature de chaque pays. Forster*), qui a voyagé avec Cook, et qui l'entendait souvent, fut séduit de la beauté de ses tableaux et frappé de l'exactitude de ses récits.“

So ließ sie ihn gewähren, ohne ihn aufzumuntern, seine ökonomischen Angelegenheiten zu seiner eignen, wie zu ihrer Beruhigung in's Reine zu bringen, und er, der noch in Amerika in sein Taschenbuch geschrieben:

„Was ist's wodurch Magdalene, die Gattin, die Freundin, die Schwester, Glücklicher werde, und ich selbst beliebter bei ihr?“

vergaß, daß es seine erste Pflicht gewesen wäre, sie aus der quälenden Unsicherheit einer freudlosen Gegenwart herauszuheben, indem er gewohnt war, sie jedes Mißgeschick eben so heldenmüthig und ohne Klage tragen zu sehen, wie er sich selbst darüber hinwegsetzte.

Ihre Freundin Frescarode hatte den italienischen Buchhändler Angelo Glò geheirathet. Dieser war Direktor der Druckerei des Taubstummen-Institutes geworden und wohnte zunächst an demselben in dem Faubourg St. Jacques; da aber Schweizer sich bei Magdalene im Faubourg Poissonnière niedergelassen, so hatten die Freundinnen eine eigentliche Reise zu machen, wenn sie einander besuchen wollten und für beide war die Wagenmieth e eine nicht unbedeutende Ausgabe. Felicie du Petitthouars wohnte, noch weiter entfernt, zu Barbey bei Montereau. Mit dem ehrwürdigen Patriarchenpaar Vitaubé bestand das alte freundschaftliche Verhältniß und gehörte zu den angenehmsten, welche sie je gehabt. Ihr Umgang beschränkte sich also damals auf

*) Forster muß dieß natürlich in früherer Zeit über Schweizer geäußert haben, da er ja schon 1794 gestorben war. P.

wenige Personen. Zu den neueren Bekanntschaften gehörten in der Folge noch die Frau von Wolzogen, welche ihren Gemahl nach Paris begleitet hatte, als dieser den Erbprinzen von Weimar auf Reisen führte, die deutsche Künstlerin Therese von Winkel, ein Prinz von Hessen-Homburg, der die Wiedererstattung der Güter seines Vaters nachsuchte, Johannes von Müller und andere bedeutende Menschen, die aber nur von Zeit zu Zeit Besuche abstatteten, ohne einen Zirkel zu bilden, was nicht mehr der Fall sein konnte, seit Schweizer kein offenes Haus mehr zu halten vermochte.

Seitdem ich Magdalene (1796) in Paris besucht, wechselte ich zuweilen Briefe mit ihr und wie Schweizer aus Amerika zurückgekehrt war, kam ich zum ersten Mal seit meinen Knabenjahren nun auch wieder mit ihm in nähere und freundschaftliche Beziehung. Mein Oheim, der Canonikus Heß, bei welchem Magdalene's Schuldtitel, als Unterpfand für das Leibgeding ihrer Stiefmutter, hinterlegt worden, war im Januar 1800, wenige Wochen später auch mein Vater gestorben, und so wurde das Familien-Depositum in meine Hände übertragen. Dieser Umstand gab Veranlassung zu nähern Erörterungen; da aber Schweizer selbst noch immer auf günstige Entwicklung seines Schicksals hoffte, so ließ er sich seine Verlegenheit nicht merken und klagte blos im Allgemeinen über die Stockung seiner mühseligen Geschäfte. Der im Jahr 1802 unerwarteter Weise an Diggelmann ertheilte Auftrag, Schweizer's sämtliche, im Beckenhof noch aufgespeicherte Habseligkeiten rasch zu verkaufen, ließ mich indeß errathen, daß er sich in der Klemme befand. Der Erlös, 4,696 Gulden 52 Kreuzer, ward ungesäumt nach Paris bezogen und sicherte ihn und Magdalene einstweilen vor Mangel, jedoch nicht für lange.

In einzelnen Augenblicken scheint er die Unstatthaftigkeit seiner Zeitanwendung eingesehen zu haben, indem er am 24. Januar 1803 in sein vernachlässigtes Tagebuch schrieb:

„Schöne Lücke von beinahe einem Jahr! Was that ich? Ich „sollizitierte die Regierung, machte Schulden, korrigierte Verse, verfluchte „und genoss das Leben und bin im Punkte Fortunae noch immer im „Alten!“

Sein Hang zu politischen Angelegenheiten war dermaßen vergangen, daß er, nachdem er zwar in Amerika mit Entrüstung vernommen, wie die französischen Heere sein Vaterland im Jahr 1798 besetzt und daselbst alles durcheinander geworfen, nunmehr selbst über den wichtigen Zeitpunkt der helvetischen Konsultation in Paris (1802—1803) nicht einmal Theil an der Ausmittlung der vaterländischen Händel zu nehmen begehrte, was früher unfehlbar geschehen wäre, und in der Folge nur noch zwei Memoriale über ähnliche Gegenstände schrieb, welche aber die Schweiz nicht berührten.

Im Sommer 1803 hatte die Regierungskommission, an deren Spitze der Schatzmeister de Fermont stand, mit Swan endlich abgeschlossen und dieser seine Rechnungen so künstlich zu stellen gewußt, daß ihm, nach erfolgter Revision, noch 1,500,000 Franken herausgehörten.

Jetzt war der Augenblick endlich gekommen, wo auf der einen Seite Schweizer nebst Picquet, auf der andern Lübbert & Dumas hoffen durften, ihren Antheil zu erhalten. Allein diese letztern, die keinen gehörig gestellten Vertrag darüber mit Swan abgeschlossen, wurden von ihm unter diesem Vorwand abgewiesen, und gegen Schweizer machte er einen andern geltend. Die französische Regierung hatte nämlich kein Geld und Bonaparte gerade damals die Louisiana den Vereinigten Staaten von Nordamerika abgetreten. Swan wußte es einzurichten, daß er auf diese für seinen Saldo angewiesen wurde, und in diesem Umstand fand er einen scheinbar gültigen Grund, den getäuschten Schweizer um so länger hinzuhalten, als er mit Picquet über den Betrag der Gegenrechnung noch gar nicht einig war. Aus den Büchern und Sonthons flüchtigen Notizen war dieser dazu gekommen, den Gewinn der Agentenschaft auf 8,423,896 Franken zu schätzen und zu verlangen,

die Hälfte dieser Summe müsse ihm und Schweizer ausbezahlt werden, worüber Swan einen gewaltigen Lärm erhob und die Rechnung mit guten und schlechten Gründen bestritt. Seine Frau hatte sich indessen, wie die Abrechnung mit der französischen Regierung zum Abschluß kommen sollte, nach Paris begeben und war von da nach London gereist, wo ihr Mann noch Forderungen ausstehen hatte, um Alles, was an Baarschaft erübrigt werden konnte, in Empfang zu nehmen und den Raub nach Amerika in Sicherheit zu bringen; es wäre also damals schon, wenn auch die Gegenrechnung mit Schweizer auf richtigen Grundlagen ausgemittelt worden, hinter Swan nichts zu finden gewesen.

Der von unzähligen Gläubigern gedrängte Picquet begann nun Schweizer die bittersten Vorwürfe zu machen und verlangte wenigstens die Hälfte der Summen, die Schweizer in Amerika aus der Gesellschaftskasse bezogen, und dieser, obwohl selbst in bitterer Noth, gab ihm, was er nur entbehren konnte. Da Picquet aber täglich mehr begehrte, zerwarfen sie sich endlich dermaßen, daß Schweizer die Procur, die er Picquet gegeben, wieder zurückzog und nunmehr selbst mit Swan abrechnen wollte. Dieser Aufgabe aber war er nimmermehr gewachsen. Von Swan abgewiesen, von Picquet immer wieder zum Handeln angespornt, von Verdruß, anhaltender Arbeit und erhitzen Nachtwachen erschöpft, ward seine Gesundheit zerrüttet. Ein Entzündungsfieber warf ihn, im Anfang des Jahres 1805, auf's Krankenlager; er speite Blut aus wunder Brust und schien seiner Auflösung entgegenzugehen.

Allein er vermochte sich wieder aufzuraffen, um, schwach und leidend, den Kampf mit dem Schicksal und mit seinem schlechten Gläubiger auf's neue zu beginnen. Es war mittlerweile eine Schwester von Magdalene's Mutter, Frau H., geb. G., in Zürich gestorben und ich wurde von Schweizer beauftragt, den Erbtheil seiner Gattin in Empfang zu nehmen. Die gute alte Frau, welche auf Magdalene, weil diese ihr nie geschrieben, von jeher übel zu sprechen gewesen und es für schimpflich gehalten, daß mit Schweizer's im Beckenhofe aufbewahrten

Habseligkeiten auch ein paar Unterröcke, die noch von ihrer Schwester herrührten, verkauft worden, hätte diese nach ihrer Meinung pflichtvergeßene Nichte völlig enterben mögen; da die Gesetze das aber nicht gestatteten, so hinterließ sie eine Verordnung in rechtlicher Form, kraft welcher ihr kleines Vermögen nicht nach den Stämmen, sondern auf die Köpfe vertheilt werden mußte, wodurch Magdalene's Antheil sehr geschmälert ward, und nicht mehr als fl. 2,923. 30 β in unaufkündbaren Schuldbriefen betrug.

Mit solchen war Schweizer nicht gedient und um nur schnell etwas baares Geld zu erhalten, das er nicht mehr hatte und doch für die Betreibung seiner Angelegenheiten dringend bedurfte, schilderte er mir seine Lage, wie er „jetzt auch keine taube Nußschaale mehr zu realisiren habe und ohne Geld den Riß in ein Netz voller Fische, das er in den Händen halte, müsse hauen sehen, wenn ihm nicht geholfen werde“, sprach mich um Vorschuß an und schloß mit den Worten: „Mein Antlitz brennt vor Scham! Bisher hab' ich mir durch Sumpf und Hecke geholfen, und nun für den letzten Zoll über die Brücke muß ich betteln! O das auch heißt man zu leben verdammt sein.“

Ich eilte, ihm die verlangten fl. 2000 zu senden; aber auch diese Summe reichte nicht weit und wurde, nebst den nachher doch verkauften Schuldbriefen aus dem Erbe der Frau H., eine Beute der Advokaten und Profuratoren, die gegen Daniel Parker aufgestellt waren und immer noch nichts auszurichten vermochten.

Zu der Ueberzeugung, daß Swan ein vollendeter Spitzbube sei, war Schweizer immer noch nicht gekommen und auch seine Ländertitel schmeichelte er sich immer noch mit Gewinn absetzen zu können. Dieß einmal liquidirt, wollte er mit Magdalene nach Italien ziehen, daselbst unter einem milden Himmelsstrich von den Mühseligkeiten seines bisherigen Lebens ausruhen und — sein Werk über die Zivilisation schreiben! Magdalene's wehmüthige Klagen über Schweizer's bedenkliche Gesundheitsumstände bewogen mich indessen, ihn dringend aufzufordern, um jeden Preis, selbst mit den größten Opfern, sich mit Swan abzufinden,

mit Magdalene in die Heimat zurückzukehren und hier von dem Ueberrest seines Vermögens in philosophischer Ruhe zu leben. Darauf antwortete er mir: „Il n’y a qu’un retour qui puisse nous convenir, et c’est „celui avec toute notre fortune. Tout le monde ne pense pas „comme vous, et l’aventure journalière de notre petite ville c’est la „mauvaise et cruelle plaisanterie, que nos concitoyens savent concilier „avec la plus pieuse harmonie.“

Um mich indessen über Magdalene’s Schicksal zu beruhigen, stellte er mir eine Akte zu, die mit der hochklingenden Phrase begann: „Ich beginne billig mit Rückzahlung meiner lieben Gattin, die mir so lange und treu in bedrängten Schicksalsumständen mit ihrem Vermögen zur Rettung meiner Ehre ausgeholfen, die Liquidation meiner Geschäfte“, und eignete ihr dann die bei mir aufbewahrten, ihr ohnehin angehörigen Schuldtitel zu.

Aber nicht lange, so starb (im März 1805) Magdalene’s Stiefmutter, für deren Leibgeding diese Titel hinterlegt gewesen und nun erhielt ich den, jener Akte widersprechenden Auftrag, dieselben mit Hülfe Diggelmann’s zu verkaufen und den Betrag davon nach Paris zu senden.

Ich hätte diese Birne für den Durst gern für Magdalenens Alter aufgespart wissen mögen und machte bescheidene Gegenvorstellungen, in der Voraussetzung, diese Summe, die nach Rückzahlung einiger darauf haftender Schulden noch ungefähr Fr. 19,000 betragen mochte, würde sonst bald, wie alles übrige, in Rauch aufgehen. Allein Magdalene selbst forderte ihr Eigenthum so dringend und beharrlich zurück, um ihren bedrängten Mann zu unterstützen, daß ich nachgeben und Hand dazu bieten mußte, die Schuldtitel versilbern zu lassen. Schweizer selbst zeigte übrigens auch hier wieder seine unzerstörbare Großmuth. Kaum hatte er vernommen, daß einige hiesige Bürger durch die plötzliche Aufkündigung jener Briefe in große Verlegenheit gerathen würden, empfahl er mir sogleich möglichste Schonung mit den Worten: „Si je suis „désormais trop pauvre pour dire à un malheureux père de famille,

„reste, voilà du secours! je ne veux du moins pas en venir à dire
„à un de mes concitoyens, va-t-en et pleure dans le lointain le sort
„des tiens! Il faudra donc rayer courageusement partout où le code
„de la justice secrète le demande!“

Noch ehe diese Operation vollendet war, begann Schweizer doch einzusehen, daß er selbst Swan's verworrene Rechnungen nimmer zu entwirren im Stande sein würde. Durch seine und Picquet's vereinte Drohungen und Vorstellungen ward Swan endlich zu der Einwilligung gebracht, seine Bücher durch einen Experten untersuchen und dann durch denselben als Schiedsrichter die Summe bestimmen zu lassen, die Schweizer noch an ihn zu fordern habe. Der Compromiß wurde den 28. Juni 1805 von beiden Theilen mit Verpfändung des Ehrenworts unterzeichnet und als Schiedsrichter von Seite Swans ein englischer Kaufmann, Sir Walter Boyd bezeichnet, dessen alleinigem Urtheil sich auch Schweizer unterwerfen zu wollen erklärte, nachdem sein eigener Vertrauensmann andrer Geschäfte halber von Paris weggezogen war. Wie Swan dazu gekommen war, den Genannten, einen Mann von anerkannter Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit, zu seinem Richter zu wählen, ist höchstens durch die Vermuthung zu erklären, daß er von Anfang an die Sache nur zum Schein betrieb und sich nie keinem schiedsrichterlichen Urtheil zu unterwerfen gedachte. Sir Walter Boyd, früher Chef des Hauses Boyd Kerr & Co. in Paris, war unter Robespierre (?) seines großen Geschäftscapitals beraubt und dann durch Bonaparte's feindselige Maßregeln gegen die Engländer genöthigt worden, in Frankreich zu verweilen. Um Beschäftigung für seinen thätigen Geist zu finden, unterzog er sich willig der ungeheuren Arbeit, die ihm von den streitenden Parteien überbürdet ward.*)

*) Sir Walter Boyd wurde durch einen Ausspruch des Wiener-Kongresses wieder für sein in Beschlag genommenes Vermögen entschädigt und genießt nun, in ehrenvoller Ruhe, ein jährliches Einkommen von wenigstens Fr. 100,000. 1823 ward er trotz seines hohen Alters noch in das englische Parlament gewählt.

Nunmehr glaubte sich Schweizer geborgen. Durch Ekelinnenmilch gestärkt und durch die aus Zürich erhaltenen Summen in den Stand gesetzt, Picquet wieder für einige Zeit zu beschwichtigen, überließ er sich nun auch wieder seinem Hang zu literarischen Beschäftigungen, da aber seine schwache Brust ihm nicht erlaubte, anhaltend zu schreiben, so hielt er sich einen Sekretär, der ihn, neben Wohnung und Tafel, monatlich 70 Franken kostete, und den er weniger für seine Liquidationsgeschäfte, als vielmehr und fast ausschließlich gebrauchte, die Menge von Collek-taneen abzuschreiben, die er aus vielen tausend Büchern für seine Zivilisationsprojekte zusammenbrachte.

In diesem Sekretär fand er zum Glück einmal einen bescheidenen und rechtschaffenen Menschen, der seine Gutmüthigkeit nicht mißbrauchte, und sich in der Folge durch treuen Eifer unentbehrlich machte. Er hieß Freytag und war aus Sachsen gebürtig. Jugendlicher Muth hatte ihn nach Frankreich verlockt; unterwegs aber ward er, wegen Mangel eines Passes und wegen seiner schönen Gestalt, von österreichischen Werbemännern angehalten und zu Militärdiensten gepreßt. Er machte verschiedene Feldzüge mit, bis ihm, in der Gegend von Mannheim, eine Kanonenkugel das rechte Bein wegriß. Seine kräftige Natur überstand die Amputation; er genas, ward entlassen, führte nun erst seinen Vorsatz aus, langte mit seinem hölzernen Bein in Paris an, und trat daselbst, nach vergeblichen Versuchen, eine bessere Anstellung zu finden, in Schweizers Dienste.

Der wackere und pünktliche Sir Walter Boyd hatte, nebst seinem Gehülfen Benquet, beinahe zwei Jahre damit zugebracht, die Geschäfte der Agentschaft auseinander zu wickeln. Unbekümmert um Swan's Kniffe und seine Versuche, die Rechnungen wieder zu verwirren, hatte er sich einzig an die unter Swan's eigener Leitung geführten Bücher, an die Fakturen, und die Beschlüsse des Wohlfahrtsausschusses gehalten. Im März 1807 war diese herkulische Arbeit endlich zu Stande ge-

kommen und der Schiedsrichter konnte, in der Ueberzeugung, seinen Auftrag redlich erfüllt zu haben, seinen Spruch fällen, der aber erst unterm 8. September, mit einer summarischen Rechnung und einer alle Gründe des Urtheils entwickelnden Denkschrift begleitet, als eigentliches Aktenstück ausgefertigt wurde, das ich, nebst allen dazu gehörigen Belegen, bei meinen Händen habe. Nach dieser Rechnung kam Schweizer, nach Abzug der in Amerika aus der Gesellschaftskasse bezogenen Fr. 850,905 noch die Summe von Fr. 2,056,000 zu, so daß also sein Gesamtantheil an den Geschäften der Agentschaft zusammen Fr. 2,906,905 ausgemacht hätte. Würde Picquet auch die Hälfte davon erhalten haben, so wäre für Schweizer's Antheil noch Fr. 1,453,452. 50 Rp. übrig geblieben. Aus dem Schiffbruch des Lebens gerettet, hätte er mit einem solchen Vermögen gleichsam triumphirend wieder in sein Vaterland zurückkehren, seinen edeln Hang zur Großmuth befriedigen, und Wohlstand und Segen über seine Mitbürger verbreiten können.

Aber, wie vor dem plötzlichen Anblick eines schlangenumzifchten grinsenden Gorgonenhauptes, erstarrte er jetzt vor Swan's kalter Erklärung, sich dem Urtheil Boyd's nicht fügen zu wollen!

Der Betrüger behauptete, die Beweise, auf welche er ein Revisionsbegehren stützte, in Amerika zurückgelassen zu haben, obgleich er Schweizer oft und heilig versprochen, alle zu einer Abrechnung erforderlichen Schriften mitzubringen. Er behauptete ferner, viele, ja die meisten der Operationen, deren Ergebnisse Boyd aus den Büchern dargethan, wären nicht für Rechnung der Agentschaft, sondern für diejenige des Hauses Dallarde Swan & Co., oder bloß für seine eigne gemacht worden; er vermaß sich sogar, den Beschluß des Wohlfahrtsausschusses vom 18. Juli 1794 anzufechten, und durch den Umstand, daß die Agentschaft zuweilen unter dem Namen Swan & Schweizer, andere Male, der Kürze wegen, bloß unter dem Namen von Swan & Comp. erwähnt war, die sinnlose Folgerung geltend machen zu wollen, er sei berechtigt gewesen, einen Theil der Geschäfte, von Schweizer abgesondert, entweder für seine Gesellschaft mit Dallarde oder für sich allein zu betreiben. Zuweilen

stellte er, um Zeit zu gewinnen, sich an, als wolle er die Gerichte anrufen, um Boyd's Urtheilsspruch entkräften zu lassen; am Ende warf er Schweizer höhnisch vor, es sei ihm in Amerika schon zu viel für seine Unthätigkeit (for doing nothing) zu Theil geworden, es gehöre ihm weiter gar nichts, und er werde ihm auch weiter nichts mehr geben!

Es zeigte sich auch nur zu bald, daß Swan nicht nur nicht bezahlen wollte, sondern auch nicht bezahlen konnte. Die vielen nicht eingebilbeten, sondern wirklichen Millionen, waren wie Wasser durch seine Hände geflossen. Er hatte einige frühere dringende Gläubiger befriedigt und eben so großen als lächerlichen Aufwand gemacht, z. B. nachdem er Hamburg verlassen, daselbst noch zwei Jahre lang ein Paar Wagenpferde nebst einem Kutscher unter seinem Namen unterhalten. Sein nichtsnutziger Sohn, und die Versorgung der vielen unehlichen Kinder, die er in verschiedenen Ländern zurückgelassen, kosteten ihn ebenfalls große Summen. Er hatte, wie ein Wahnsinniger, Titel über ganze Provinzen unbekannter Ländereien in der Wüste gekauft und seine Frau, die Mitschuldige seiner schändlichen Handlungen, Alles was sie erhaschen konnte, unter fremden Namen zu ihrem eignen Vortheil auf die Seite geschafft.

Die Vergeltung für so viel Ungereimtheit und Schlechtigkeit blieb nicht lange aus: Sein Gläubiger, Hermann Lübbert, ein ebenso hartnäckiger, kalter und dabei noch tauber Mann, war klüger und thätiger als Schweizer gewesen. Er hatte, von Dumas abgedrängt, sich rechtsgültige Titel auf Swan zu verschaffen gewußt, ihn vor den Gerichten belangt und seinen Prozeß gewonnen. Nunmehr wirkte er einen Verhaftsbefehl aus und ließ den treulosen Amerikaner am 27. Juli 1808 in St. Pélagie (Zivilgefängniß in Paris) festsetzen.

Man kann sich Schweizer's Bestürzung denken! Was sollte der Unglückliche nun beginnen? Er durfte Boyd's Urtheilsspruch, um dessen Rechtsgültigkeit zu verstärken, nicht in die öffentlichen Register eintragen lassen, wenn er auch das nöthige Geld zur Bestreitung der beträchtlichen Kosten dieser Einschreibung gehabt hätte; vor keinem

Gericht durfte er den Verräther belangen, wenn er sich selbst nicht alle Hoffnung auf die Zukunft noch vollends abschneiden wollte! Die Rechnungs-Kommission hatte zwar mit Swan abgeschlossen; es war aber mehr als Vermuthung vorhanden, daß nachsichtiges Einverständnis von Seite des kaiserlichen Schatzmeisters de Fermont, welcher mit der allgemeinen Liquidation der Staatsschuld beauftragt war, dabei stattgefunden, zumal auch Picquet als ehemaliger Vorsteher des comité de subsistance zugezogen und Swan sich eine weit größere Provision zugeeignet, als er eigentlich zu thun befugt war. Er rühmte sich unter der Hand, dieselbe auf 41 vom Hundert getrieben zu haben, während Boyd im Durchschnitt nur 16 hatte finden können. Die französische Regierung durfte nicht wissen, daß der Agentschaft ein so ungeheurer Gewinn zugeflossen; der fürchterliche Bonaparte hätte sonst, auch jenseits des Meeres, seine gewaltige Hand darüber geschlagen und alle Betheiligten erdrückt.

Für Schweizer folgte nun eine eigentliche Marterzeit, deren eingehende Schilderung zu peinlich wäre*.) Außer Picquet, welcher ihn hegte und quälte wie ein Bluthund, trat nun auch Bremond wieder auf mit Forderungen betreffend den Rest jener i. J. bei Schweizer deponirten Royalisten-Kasse und gleichzeitig meldeten sich die Verwandten des Maltesers de Witry mit Vollmachten für Restitution der früher anvertrauten Fr. 20,000. Zu allem hinzu aber mußte Schweizer, dem nun auch endlich wieder die Erinnerung an seinen großen, John Brown Cutting in London zum Verkauf übergebenen Ländertitel für 250,000 Acres in Virginia gekommen, vernehmen, daß dieser Mann damals nichts ausgerichtet, den Titel aber bei einem gewissen Henry Bromfield verpfändet und für eigne Rechnung eine bedeutende Summe darauf enthoben habe. Swan, um Auskunft gefragt, behauptete zuerst, Cutting

*) Hier beginnt der Abschnitt, in welchem ich mir — nach reislicher Ueberlegung — öftere Kürzungen erlaubte. Wer aus besondern Gründen das vollständige Glend der Schweizer'schen Liquidation zu kennen wünscht, den darf ich wohl auf das Manuscript selbst verweisen.

habe den Titel nur verpfändet, um die ihm zukommende Entschädigung flüssig zu machen und gegen Bezahlung des vierten Theils der darauf haftenden Fr. 3,705 könne Schweizer seinen Theil-Titel erhalten, dann aber nannte er wieder ganz andere Summen, verlangte am Ende Fr. 25,260, und es läßt sich beinahe vermuthen, daß Swan selbst den Titel unterschlagen hatte. Ueber dieses, für Schweizer also bereits verlorene Papier und die bei Swan's Frau deponirten andern Werthschriften und Dokumente entspann sich nun wieder eine neue, zum Theil in den heftigsten Ausdrücken geführte, aber ganz fruchtlose Korrespondenz; denn diese Furie leugnete alles rein ab, was sie betreffen konnte und Swan bestärkte sie in ihrem Verhalten; ja es kam sogar so weit, daß Swan, in einem seltenen Moment der Aufregung, Schweizer mit einer Herausforderung zum Duell drohte, sobald er selbst seiner Haft entlassen sei.

Wie Schweizer sich nun einige Jahre durchhals, indem er hin und wieder borgte, und wie seine Gesundheit durch die Einsicht seiner verzweifelten Lage nicht früher gänzlich zerstört wurde, läßt sich nicht anders, als durch die allgemeine Bemerkung erklären, daß selbst der schwächste Mensch in außerordentlichen Fällen auch außerordentliche Kräfte in seinem Innern findet und entwickelt, die Last des Unglücks zu tragen und Allem aufzubieten, was ihn noch retten könnte.

Boyd's Bemühungen, eine Vermittlung zwischen Swan und Schweizer auf Grund ermäßigter Forderungen Seitens des Letztern zu Stande zu bringen, waren eben so fruchtlos, als es sein Urtheilsspruch gewesen. Man hatte vergebens gehofft, Swan's eigennützigte Frau würde doch eher die nöthigen Mittel zu halber Bezahlung aus den Händen geben, als ihren Mann im Gefängniß verfaulen lassen und sich nachher der Gefahr bloßstellen, für alle seine Schulden verfolgt zu werden. Sie wollte in keine Unterhandlung eintreten. Swan selbst, der immer nur Zeit zu gewinnen suchte, wußte sich den Anschein zu geben, als wäre

er geneigt, seine Schuldenlast zu vermindern, aber bei jedem Gebot trat er wieder zurück und wollte immer die Summen und die Zahlungs-
termine neuerdings vermindert und weiter hinausgeschoben wissen,
während Schweizer von seiner Seite nie mit sich selbst einig werden
konnte, was er annehmen oder verwerfen dürfe. Es war ein fort-
dauerndes eckelhaftes Feilschen und Zanken.

Jede Stunde, die Schweizer diesen Geschäften entziehen konnte,
widmete er dem Nachdenken über seine Zivilisation und sammelte, ohne
seine eignen Gedanken niederzuschreiben, denn seine schwache Brust und
sein abnehmendes Gesicht gestatteten das nicht, noch immer Materialien
dazu aus Büchern. Wie wichtig ihm diese Arbeit schien, beweist
folgende Stelle aus seinem Tagebuch vom 10. August 1808:

„Immer noch ohne Endurtheil meiner Fortuna harrend, bis meiner
„armen Magdalene und mir Kräfte und Vermögen schwinden. Unser
„amerikanische Blünderer Swan sitzt im Schuldenthurm und indeß
„essen wir unser Bischen auf. Jahrelang schrieb ich nichts als Noten
„für meine Kollektaneen zur Arbeit meines Sekretärs. Jetzt hat meine
„Gesundheit sich wieder erholt, und wenn ich diese Glückskrisis, ohne
„von Kummer erdrückt zu sein, überstehe, so kann ich mein Werk,
„die Rechtfertigung meines Daseins, vermuthlich noch
„vollenden.“

Im Oktober des nämlichen Jahres ward ihm und Magdalenen
eine große Freude zu Theil. Der redliche Diggelmann, welcher immer
in Schweizer's ehemaliger Handlung, die Herr Wilhelm Schinz für
sich allein behalten, als Buchhalter arbeitete, fand eine gute Gelegenheit,
nach Paris zu reisen, und benutzte dieselbe, seinen frühern Prinzipal
durch einen unerwarteten Besuch zu überraschen. Unangemeldet trat
der alte Ehrenmann in's Zimmer; Magdalene erkannte ihn auf den
ersten Blick. Auf ihren Ausruf lief nun Schweizer auch herbei und
alle drei überließen sich ihren wehmüthigen Gefühlen. Magdalene hat
diese Szene mit folgenden Worten beschrieben:

„En nous voyant après tant d'années de séparation, nous fumes
„tous les trois tellement saisis d'émotion, que nous restames quelques
„moments muets. Apres que les larmes eurent fait places aux
„paroles, l'excellent Diggelmann se jeta au cou de mon mari, en
„prononçant ces mots: Que je te rends grace, mon Dieu, de m'avoir
„accordé le plaisir de voir encore une fois dans cette vie mon cher
„et meilleur patron! Maintenant je suis tout pret, lorsqu'il te plaira
„de me retirer de ce monde!“ Comme il n'ignorait pas tout à fait
„les revers de notre fortune, il nous fit entendre avec une délicate
„simplicité, que toute la sienne étoit à notre disposition, puisque c'étoit
„dans la maison Schweizer qu'il l'avoit gagnée. Je fus contrainte de
„faire paroître notre sort meilleur qu'il n'est, pour ne pas le désoler,
„et pour qu'il n'insiste pas dans ses offres. Combien cette profonde
„bonté fait du bien! C'est avec son allemand du pays que j'aurai du
„ecrire toutes les choses naïves et magnanimes qu'il nous a dit“, u. s. w.

Auf diese tröstliche Erscheinung folgten aber wieder mannigfaltige
Kränkungen von Seite Swan's und Schweizer's abgearbeitete Natur ver-
mochte dem Andrang der feindseligen Elemente, die ihn von allen Seiten
anfochten, nicht länger zu widerstehen. Seine Gesundheit verschlimmerte
sich zusehends; ein trockner heftiger Husten plagte ihn Tag und Nacht und
allmählig stellten sich bedenkliche Symptome dabei ein. Sein Arzt, der be-
kannte Dr. Schmediauer*), der entweder das Uebel nicht kannte, oder den
Patienten aufmuntern wollte, lachte ihn nur aus, wenn er behauptete,
einen heftischen Husten und von der Erschütterung desselben einen

*) Schmediauer genoß als Arzt eines größern Rufes denn als Mensch, indem er,
von niedriger Habsucht befeelt, seine Kranken oft wie ein Henker behandelte und ihnen
hie und da die Thüre wies, wenn sie das hohe Honorar nicht erlegen konnten. Daneben
betrieb er mit Glück allerlei industrielle Unternehmungen und erbot sich im Jahr 1807,
die Linthentzumpfung auf seine Kosten zu bewerkstelligen. Da diese vaterländische
Unternehmung aber bereits dem Herrn Staatsrath Escher mit unbegrenztem Zutrauen
übertragen worden war, blieb Schmediauer's Vorschlag, den ich auf Schweizer's Antrieb
meinem Schwager, Herrn v. Reinhard, mitgetheilt hatte, unbeachtet. D. H.

eingeklemmten Bruch bekommen zu haben. Allein Schweizer hatte sich in Beidem nicht geirrt. Die Krankheitsmaterie warf sich auf die Brust; die erfolgte Stockung verursachte einen gewaltsamen Andrang der Säfte nach dem Gehirn, wodurch er für einige Wochen in eine Art von Blödsinn verfiel und der bei fortdauerndem Husten nicht besorgte Bruch befand sich eingeklemmt und drohte Entzündung.

Nunmehr wurde Schwediauer entlassen und Pelletan, der berühmte Wundarzt vom Hotel Dieu, berufen. Dieser erfahrene und ehrwürdige Greis rettete Schweizer's Leben (im April 1809), vorerst durch eine schmerzhaft Operation, die 18 Minuten dauerte, und welche der heldenmüthige Kranke bei vollem Bewußtsein mit ungebundenen Händen ruhig aushielt, und nach Beseitigung des örtlichen Schadens durch eine den allgemeinen Umständen angemessene ärztliche Behandlung. Pelletan sagte damals von ihm: „malgré ses infirmités ce petit homme „a beaucoup de vie.“

Ueber vier Monate mußte Schweizer das Bett hüten, bis seine Wunde nach und nach geschlossen und geheilt war. Magdalene bot ihre letzten Kräfte auf, um etwas zur Erhaltung ihres angebeteten Mannes beizutragen. Der redliche Freitag besorgte seine Geschäfte besser, als er es selbst zu thun pflegte und die verständige Victoire war ebenfalls um den geliebten Herrn treu besorgt.

Während Schweizer auf dem Krankenlager noch immer hoffte, wenigstens noch Trümmer aus dem Schiffbruch seines Vermögens zu retten, vereitelte sein gefangener Schuldner Swan durch tausend neue Hänke Boyd's unaufhörliche Versuche, eine leidliche Uebereinkunft auszumitteln; denn Swan wollte lieber seine Freiheit missen, als Geld hergeben. Dieser Charakter gehört zu den sonderbarsten Erscheinungen in der moralischen Welt, daher auch sein Leben in der Gefangenschaft näher geschildert zu werden verdient.

Es ist erwiesen, daß ihm die Befriedigung seiner Gläubiger in mehr als einer Epoche möglich gewesen wäre; allein selbst auf die Gefahr hin, eingesperrt zu werden, was nun auch wirklich erfolgt war,

hatte er sein neu erworbenes Vermögen lieber in Amerika unter- und durchgebracht, als sich mit ihnen abgefunden. Er besaß mehrere schöne Häuser in Boston, ebenso verschiedene Landgüter in der Nähe dieser Stadt, angebaute Ländereien in Massachusetts und Maine, die Schwanen-Inseln (Swans Islands) in dem Penobscott-Fluß in der letztern Provinz, und hatte noch sehr bedeutende, von der Agentschaft herrührende Forderungen in London zu gut. Seine Frau hatte allerdings den größten Theil dieses Vermögens in Beschlag genommen, er selbst auch unsinnig viel Geld gegen Titel auf unangebaute Ländereien verschleudert und dennoch mußten ihm noch unter fremdem Namen Mittel zu Gebot stehen, um allerlei Spekulationen zu machen, denn während er in St. Pelagie festsaß, ließ er durch seinen jüngern Bruder David, den er aus Schottland nach Paris berufen, und unter dessen Namen, englische Bibeln mit Stereotypen drucken, um in Amerika einen Handel damit zu treiben. Er ließ in Wien 120,000 Gewehre kaufen, und in London um eine Lizenz nachsuchen, dieselben auch nach Amerika hinüberzuschaffen, und dergleichen mehr. Die wenigsten dieser Unternehmungen, welche er durch Briefwechsel aus der Gefangenschaft betrieb, hatten einen glücklichen Erfolg, und dennoch sah man ihn stets, jenen Ausbruch toller Wuth gegen Schweizer abgerechnet, ruhig und zufrieden wie einen Philosophen. Im Glück und Unglück, bei körperlichen Gebrechen und Leiden, die von seinen Ausschweifungen herrührten, und bei dem vollen Bewußtsein unredlicher Handlungen, zeigte er immer die größte Heiterkeit und sprach einst gegen Schweizer das merkwürdige Wort aus: „Il n'est pas même au pouvoir de Dieu, de me rendre malheureux!“ Er stellte sich arm und lebte zuweilen aus den 10 Sols, die jeder Gläubiger für die Verköstigung seines festgesetzten Schuldners erlegt, und die auch Lübbert täglich für ihn bezahlen mußte. Bisweilen erhielt er von Amerikanern mildthätige Gaben und von seiner Frau von Zeit zu Zeit Unterstützung, ja es wird behauptet, sie habe ihm in einem Zeitraum von fünfzehn Jahren etwa Fr. 100,000 unter diesem Titel zukommen lassen. Einen Theil des erhaltenen Geldes verwandte er

auf Spekulationen, auf die Bezahlung der Advokaten, da der Prozeß gegen Daniel Barker noch immer fortgeführt wurde, und für mancherlei Intriguen, die er überall anzettelte. Zuweilen fiel ihm ein, sich mit dem Ueberreste gütlich zu thun. Dann veranstaltete er in St. Pelagie prächtige Mahlzeiten, bewirthete seine Mitgefangenen, ließ Dirnen holen, verschwelgte in wenigen Tagen alles vorräthige Geld bis auf den letzten Heller und behalf sich nachher wieder mit Lübbert's 10 Solz, bis neuer Zufluß kam*).

Seine Frau hatte dagegen neben demjenigen Vermögen, das sie bisher unter eigener Verwaltung behalten, nach dem Tode des General Jacksons, unter dem Titel einer Erbschaft, noch zwei Millionen Franken eingezogen, die bei demselben (in Trust) für sie aufbewahrt gewesen, und dessen Anverwandte, die das sog. Testament anfechten wollten, nach einem langwierigen Prozeß mit 30,000 Dollars zum Schweigen gebracht. Sie lebte in Boston auf einem glänzenden Fuß, versammelte große Gesellschaften in ihren prächtig ausgeschmückten Zimmern, woselbst auf Marmortafeln goldene Leuchter standen, hielt sich Wagen und Pferde und baute ihren Töchtermännern schöne neue Häuser, indeß ihr Mann in Paris, unbezahlter Schulden halber, gefangen saß.

Man möchte geneigt sein, solche Umstände für Märchen zu halten, wenn sie nicht von verschiedenen, wohlunterrichteten und glaubwürdigen Reisenden, die Augenzeugen ihres Aufwandes in Boston gewesen, bestätigt worden wären. Vielleicht mag Swan geheime Dokumente besitzen, vermittelt welcher er selbst dereinst wieder zu dem Genuße seines Vermögens gelangen kann**), wenn es ihm gelingen sollte, seine Gläubiger zu ermüden, oder dieselben alle zu überleben. Vielleicht ist

*) Es wird behauptet, eine seiner kostbaren Liebhabereien sei das Baden in Erdbeeren gewesen! Anderes ist überhaupt zu eckelhaft, um es hier zu wiederholen. P.

**) David Hef- schrieb dieß also im Jahr 1822 und fügte die späterhin folgende Notiz betreffend Swan's Ende erst 1838 oder 39, wenige Jahre vor seinem Tode, als Anmerkung dem Manuscript-Bande bei. P.

er aber auch wirklich von seiner Frau und von andern Mitgenossen seiner Betrügereien ganz überlistet und der Dieb von andern Dieben, welchen er seinen Raub anvertraute, geprellt und bestohlen worden. Diese verabscheuungswürdigen Menschen, welche bald fürstlich reich, bald wieder bettelarm erscheinen, sind und bleiben ein fürdauerndes Räthsel, und wissen vielleicht selbst nicht, wie ihre gegenseitigen Verhältnisse eigentlich beschaffen sind.

Im Laufe des Sommers 1809 hatte sich Schweizer von seiner schweren Krankheit und Operation, gegen alle Erwartung, etwas erholt. Er konnte wieder ausgehen, mitunter schreiben; aber seine Brust blieb immer leidend, und von dieser Zeit befand er sich in einem fortwährenden fieberhaften Zustand, der allen seinen Worten und Handlungen einen excentrischen Charakter gab. Was für Versuche — und zwar meist auf vollständige Verkennung seiner wirklichen Vermögensverhältnisse basirte — er während dieser Zeit machte, um sich über Wasser zu erhalten, mag hier wohl unberührt bleiben. Genug, daß Diggelmann mit einem Theil seines Ersparten zustand, sein Landsmann, Baron H. ... in Paris, ihm half und die Firma seines verstorbenen Freundes S. ... mit einem namhaften Darlehen eintrat. Unter den hinterlassenen Schriften des letztern fand sich nämlich eine Verordnung, daß, wenn Schweizer jemals in dürftige Umstände gerathen sollte, seine Erben diesem Freund eine jährliche Rente von 50 bis 60 Louisd'or, oder den Kapitalwerth derselben auf einmal auszubezahlen hätten*).

Daß Advokaten, Aerzte und Wucherer von allem diesem Gelde den besten Theil sich zuzuwenden mußten, und Schweizer selbst die

*) Schweizer selbst hatte früher in ähnlichem Sinne gegen S. ... gehandelt. Nachdem er ihn zu einer Unternehmung auf gemeinschaftliche Rechnung bewogen, das Geschäft aber mißglückt und die ganze Einlage dabei verloren gegangen, vergütete er ihm seinen Antheil, als wäre alles nach Wunsch gelungen, mit Fr. 80,000, ohne ihn nur wissen zu lassen, daß die gemeinschaftliche Unternehmung fehlgeschlagen.

gewünschte Ruhe damit keineswegs zu Theil wurde, ist leider nur zu klar. Als er sich dann vollends im Taumel zwischen Hoffnung und Verzweiflung einem der letztern, Namens Levrat, für Fr. 67,200 verschrieben hatte, um wenige Fr. 30,000 und zwar in schlechten Effekten auf lange Sicht, als Gegenwerth zu erhalten, fand er keine Ruhe mehr und der Dämon, der ihn schon längst mit Nesseln durch das Leben gepeitscht hatte, verfolgte ihn wüthender, Schritt für Schritt. Ein schleichendes Fieber entzündete von Neuem sein Blut; der hektische Husten stellte sich wieder ein; er fühlte, wie seine Kräfte mit jedem Tage dahinschwanden.

Zum Glück vermochte er seine heftigen und unüberlegten Maßregeln gegen Swan nicht mehr auszuführen. Er hatte vergebens geborgt; Levrat's Sündengeld ward in der Verwirrung seiner Ideen größtentheils verschleudert. Mit steigender Angst trieb er nun wieder an Boyd's Vermittlung mit Swan, wobei er in alle früher verweigerten Opfer einwilligte und sammelte daneben rastlos an seinen Exzerpten, im Wahne, das Werk noch zu Stande zu bringen, womit er sein Dasein zu rechtfertigen glaubte. Er zappelte, ohne die wirkliche mehr ins Auge zu fassen, in einer träumerischen Phantasiwelt, und sah, wenn er mit starrem Blick in den Straßen herumirrte, dermaßen verstört aus, daß die geheime Polizei ihn zu beobachten anfing. Bei Tisch war er mit Büchern umgeben, und während dem Essen, das er hastig verschlang, in so tiefes Staunen versunken, daß Magdalene nicht mehr wagen durfte, ihn anzureden, geschweige denn sich mit ihm zu unterhalten, zumal er von ihr verlangt, ihn durch unnöthige Fragen nicht mehr in den Meditationen seiner letzten Augenblicke zu unterbrechen!

Die arme Magdalene hatte sich kaum wieder von einer Lungenentzündung erholt, welche sie im Februar 1811 an den Rand des Grabes gebracht und wovon sie durch die vereinte Kunst zweier ausländischer Aerzte, Ferreros und Koreff*) kümmerlich gerettet

*) Ueber die Personalien dieser sonderbaren Aerzte, von denen der letztere als Hausfreund des Fürsten von Hardenberg später bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten des preussischen Staates gewann, der erstere ein reicher Mexikaner von hohem

worden. Sie mußte wider Willen leben, um Zeuge von Schweizer's immer trostloser werdendem Zustande zu sein. Sie übte die unbegreifliche Gewalt über sich selbst, ruhig zu scheinen, um den nunmehr bettlägerig gewordenen Kranken weder zu reizen noch zu betrüben, während sie innerlich verzweifelte.

Unter ihren hinterlassenen Schriften befinden sich einige Aufsätze aus jener schrecklichen Zeit. Da heißt es unter anderm:

„Je le prévois, les méchants vont terminer la carrière de mon „Gaspard. La pensée de me séparer de celui qui remplit tout mon „être, me poursuit sans cesse. Oh quelle déchirante et brulante „pensée, et encore elle ne me consume pas! Quel cruel désespoir, „si je suis condamnée à survivre Gaspard; cette terre deviendra le „plus affreux cachot pour moi, mes regards ne trouveront plus rien „qui les repose.

„Je ne saurais résister à l'excès de ma douleur! Etre suprême „ne me sépare pas de mon Gaspard, enlève moi avec lui! Il se „passe des choses en moi, qu'aucune langue ne peut rendre; je saurais „braver tous les maux, mais je ne pourrais exister sans mon Gaspard. „Père tout puissant, laisse moi mourir ou vivre avec celui à qui tu „m'as unie! Ne rejette point les humbles implorations de ton „enfant qui a toujours été exstasiée jusqu'au délire devant le „magnifique, majestueux et incommensurable tableau de ta nature! „Mon père créateur, exauce les soupirs fervents de ton enfant, qui „est pénétré de l'amour le plus respectueux pour toi!“

„Grand Dieu, aye pitié de moi! Ote moi de ce monde de „malheur; reçois moi dans ton sein, seul azyle de la paix!“

„Etre suprême, accorde moi pour ma consolation un seul regard, „pour pénétrer derrière la scène de la vie, qui nous sépare de

Adel gewesen ist, welcher sich aus Liebe zur Wissenschaft der Arzneikunde widmete, enthält das Heß'sche Manuscript interessante Angaben, deren vollständiger Abdruck hier aber zu weit führen würde.

„l'éternité! Trouverons nous là une compensation des peines de ce „monde?“

„L'avenir ne m'effraye point; je vois en souriant le moment „ou une tombe tranquille renfermera mon coeur déchiré et mes „larmes dont la source sera tarie; mais lorsque le soleil de ma vie „penchera vers un horizon tranquille, lorsque le crépuscule du soir „de ce monde se lèvera pour moi comme une belle aurore du „nouveau, lorsqu'un air pur et celeste commencera à souffler autour „de mon esprit, lorsque les portes du repos s'ouvriront pour me „recevoir, comme je serais heureuse, comme je serais heureuse!“ ...

In einzelnen Augenblicken, wo ihre stumme Verzweiflung vorherrschte, scheint der Gedanke an Selbstmord ihre verdüsterte Seele beschäftigt zu haben. Sie schrieb mir, nach ihrem Krankenlager, am 19. Mai: „Malgré tous les soins que l'on prend de moi, je ne tiens qu'à un „fil, et si je n'étais pas si lâche, il y a longtems que je serais „partie de ce monde. Il y a des suicides vertueux. Mais j'ay „perdu tout courage, et puis mon cher Gaspard me retient.“

Mein Schwager, Herr v. Reinhard, befand sich damals, als außerordentlicher Botschafter der Eidgenossenschaft, zu Paris. Er besuchte Schweizer, so oft es seine Geschäfte zuließen; seine Anwesenheit war ein Trost für Magdalene, und er berichtete von Zeit zu Zeit nach Hause, wie der Kranke immer schwächer und schwächer werde.

Am 3. Juli, nachdem Schweizer den Gedanken aufgegeben, noch ein neues Darlehen zu suchen, womit er sich beschäftigt hatte, da das von Leprat erhaltene Geld schon auf die Neige ging, fühlte er sein Ende herannahen, ließ den Notar holen, sein früher schon ausgefertigtes Testament eröffnen, und dasselbe noch mit einem Codicill versehen, wodurch er Magdalene, nebst ihrem eignen Vermögen, noch den lebenslänglichen Genuß des seinigen auf's neue zusicherte, seinem treuen Sekretär Freitag ein Legat von Fr. 15,000 verordnete, welches aber erst nach vollständiger Bezahlung von Seite Swan's in Kraft erwachsen sollte und mich zum Vollzieher seines Testaments ernannte.

Wie mein Schwager, eben als das Codicill abgeschlossen worden, hereintrat, die darin enthaltenen Verordnungen billigte, dabei aber die wohlüberlegte Frage fallen ließ, ob Magdalene, durch unbedingte Annahme des Testaments vor Austrag der Sachen, nicht gefährdet werden könnte, raffte Schweizer seine letzten Kräfte zusammen, richtete sich im Bette auf und rief: „Si je doutais un moment de ma solvabilité, je préférerais de me jeter au fond de la mer avec toute ma fortune!“

Er glaubte wirklich überzeugt zu sein, daß ein großer Theil seines Vermögens noch gerettet werden könnte, denn Boyd hatte unterdessen dem widerspenstigen Swan so dringend zugesetzt, daß die Transaktion mit demselben abgeschlossen, am 4. Juli (1811) von beiden Theilen endlich unterzeichnet und Schweizer dadurch nicht bloß beruhigt, sondern in die heiterste Stimmung versetzt wurde.

Am 5. diktierte der Kranke mit schwacher Stimme an Swan: „Mes tristes moments commencent à être comptées, et du jour au lendemain j'ignore si j'existe. Mettez donc la main sur le cœur, et faites droit promptement aux plaintes que je vous ay si souvent portée“, forderte dann seinen virginischen Ländertitel, von dessen Frau unterschrieben, für Magdalene, und Sicherheit für seine bei jener in Boston zurückgelassenen Papiere. Aber Swan achtete nicht einmal auf die Bitten eines Sterbenden; dieser Bösewicht hatte seinen Zweck erreicht und seinen Gläubiger zu Tode gequält!

Schweizer athmete indessen unerwartet freier, wenn auch schwächer. Er fühlte alle Schmerzen von sich genommen; das Fieber hatte ihn verlassen, und er begann sich sogar mit der Hoffnung zu täuschen, er werde nun wieder genesen, und noch hienieden ein neues und besseres Leben beginnen. Aber dieses Gefühl von Wohlbehagen war bloß eine Folge des bereits überstandenen Todeskampfes; der innere Vulkan war ausgebrannt. In der Mittagsstunde des 9. Juli 1811 von den Banden des zusammensinkenden Körpers befreit, entfloß sein aufwärtsstrebender

Geist aus einer Welt, die seinen Bedürfnissen und Wünschen nie genügt hatte.

Schweizer's abgestreifte Hülle ward auf dem großen Kirchhofe seines Stadtviertels, an dem Fuße des Montmartre, den er einst im Schwindel seiner Freiheitsgefühle befestigen wollte, beigefest. Kein Stein bezeichnet die Stätte, wo seine Gebeine ruhen, bis dieselben einst in jenen unterirdischen Felsenhallen (die Katakomben von Paris) zu denjenigen der Millionen von Menschen gesammelt werden, welche, gleich ihm, sich über diesem großen Grabe, in den Straßen, Palästen und Hütten einer leichtsinnigen Hauptstadt, unter unbefriedigten Wünschen und lustigen Glücksträumen herumgetrieben, wie Mücken am Strahl der Abendsonne.

Seine Grabchrift aber hatte er sich selbst, und zwar schon am 16. Februar 1800 in Newyork in folgenden Zeilen aufgesetzt, welche beweisen, daß er doch in seltenen Augenblicken ruhiger Selbstbetrachtung sich und seine Schwachheiten besser kannte, als seine unüberlegten Handlungen vermuthen ließen:

Amyn tors (mein) Epitaph.

- „Hier liegt ein Thor, der im Arm Fortunas lag und es nicht wußt';
„Und sie nachher nur fern, flüchtig auf Felsgipfeln sah.
„Hunderte Fehler sind sie die Münze wohl eines Lasters?
„Hundert Fehler trugst du, armer Amyn tor, an dir!
„Freilich, in Tugend verliebt, strebst zu ihr du schwimmend hinüber,
„Aber dein Arm er war schwach, und du ertrankst auf der Reif'.
„Für die Lebensmüh'n spann zu zart und zu seiden die Parze
„Ihm sein Fädchen; gewirnt wär' es ein Faden gewest.
„Auch am beschneiten Parnas lag hoch, spätreifend, sein Gärtchen
„Aloen waren da viel, die vor dem Tode erst blüh'n.
„Freunde, wie Götter, die hatt' er — gab doch sein Gold noch für falsche,
„Wollte im Marmor oft Fleisch, wie Pygmalion seh'n;
„Fror am Sonnenstrahl, sucht' am Mond sich die Hände zu wärmen,
„Schuf sich zur Melancholie Wonne, und Honig zu Gall'.

„Als er sank, noch seufzt nach euch er, o Freundschaft und Hoffnung,

„Daß die, auch sterbend, ihn täusch', daß jene seiner gedenk'!

Diese Verse sind hart, unmelodisch und voll Sprachfehler, wie alle die er dichtete; aber wie zart gewählt die Bilder, wie rührend das Selbstbekenntniß eines edeln Menschen, der seine Fehler eingesteht, wenn er auch die Kraft nicht besitzt, sie abzulegen! Und diese Fehler bestanden doch größtentheils nur in einem Uebermaß von Vertrauen in alle Menschen, die seine Phantasie sich immer mit seiner subjektiven Gutmüthigkeit ausgestattet und besser träumte, als sie sind. Dieses grenzenlose Vertrauen, und eine Liebe, deren Gluth ihre Nahrung in seinem innersten Leben fand, herrschten dergestalt bei ihm vor, daß weder das eine noch das andere je durch die bittersten Erfahrungen geschwächt werden konnten!

Ein ebenso unbegrenztes Vertrauen setzte er aber auch in sich selbst und in die vermeinte Fähigkeit, sich durch eingebilmete Geistesüberlegenheit aus jeder, wenn noch so verzweifelten Lage, herauszuarbeiten. Er gefiel sich sogar in verzweifelten Verhältnissen, die er vorsätzlich aussuchte, um sich denselben nicht nur gewachsen, sondern darüber weit erhaben zu zeigen. Bei all' seinem Streben nach Anspruchslosigkeit, womit er die größten Opfer brachte, vermochte er diese Eitelkeit, ein Grundzug seines Charakters, weder zu erkennen, noch zu besiegen, und sie war die Quelle, aus welcher alles Unheil stromweise hergeflossen ist, welches sein Vermögen, sein und Magdalenes Glück mit sich fortgeschwemmt hat.

Das Geistige in diesem sonderbaren Menschen war allerdings über das Materielle erhaben, aber nicht durch folgerichtige Entwicklung seines Denkvermögens geregelt, und seine physische Organisation stand niemals, wie schon Dr. Hoße bemerkt hatte, im Gleichgewicht mit seinem moralischen Willen. Ueber dem Ringen nach metaphysischen Zwecken vernachlässigte er die materiellen Hülfsmittel, und beherzigte nie, daß, wer in der geistigen Welt leben und wirken will, des Irdischen dazu bedarf, so lang er noch auf Erden pilgert.

Seine Persönlichkeit wirkte im höchsten Grade verschieden. Alle exzentrischen Menschen fühlten sich lebhaft von ihm angezogen; die

langsam und didaktisch fortschreitenden hingegen durch seine heterogene Natur abgestoßen. Diese letztern sahen nur seine Schattenseite, und hielten ihn für einen bloßen Narren. Aber auch viele von jenen, die seinem Willen Gerechtigkeit widerfahren ließen, jedoch Begeisterung mit Lebensflugheit gepaart wissen wollten, trennten sich wieder von ihm auf dem Scheidepunkt, wo dieser Wille in zweckmäßige Handlung übergehen sollte, denn da hielt er die Prüfung niemals aus. Sein unberechneter Dienstfeifer war die Lockspeise aller Intriganten. Ich könnte noch mannigfaltige Beispiele anführen, wie er von jeher betrogen worden, und Menschen an den Pranger stellen, die mit seinen Lieblingschwachheiten ihr frevles Spiel getrieben.

Wenn aber der nämliche Mann, von der einen Seite zuweilen durch glänzendes Aufblitzen seltner Genialität, von der andern wieder durch häufige und schülerhafte Mißgriffe in Erstaunen setzt, so läßt sich das psychologische Räthsel der ewigen Widersprüche zwischen seinem Wollen und Thun nur physiologisch lösen. Es gibt eine Beweglichkeit der Nerven, welche die Phantasie bis zu Platos göttlichem Wahnsinn steigert; eine Spanne weiter führt zu gemeinem Wahnsinn. Auf dieser schmalen Grenze zwischen beiden schwebte Schweizer so lang er lebte. Und wenn eine solche Anlage, bei Vermischung organischer Bestandtheile, in den Verzweigungen ganzer Familien, mehr und minder bedingt, immer wieder ähnliche Erscheinungen zeigt, so dürfte wohl ein wehmüthiger Rückblick auf den unglücklichen Jacques, und auf den, wenn auch im Fieber erfolgten Selbstmord einiger von Schweizer's nahen Anverwandten auf die Grundursache seiner mannigfaltigen Trugschlüsse hinleiten.

Sein Arzt Terreros versicherte auch, wenn das Geschwür in Schweizer's Lunge den Pulsationen seines Gehirns in den letzten Jahren nicht als Gegenreiz die Waage gehalten, so wäre der Ausbruch förmlichen Wahnsinnes unvermeidlich gewesen. Wie glücklich, daß er, bei so zerrüttetem Organismus, nicht länger dulden mußte! In höhern Regionen hat erst sein Geist den freien Spielraum finden können, der ihm auf dieser engen Welt versagt war.

Als ich durch meinen Schwager, Herrn v. Reinhard, unterrichtet war, daß Schweizer mich zum Vollzieher seines Testamentes ernannt das heißt, mir seine Liquidation übertragen habe, erschrak ich über die Last, die mir, der ich in solchen Angelegenheiten gänzlich unerfahren war, dadurch aufgeladen wurde, und schwankte zwischen dem Abscheu gegen die Entwirrung so verwickelter Geschäfte und dem Pflichtgefühl, für Magdalene zu sorgen. Das Letztere übermog. Vier Tage nachdem ich die Nachricht von Schweizer's wirklich erfolgtem Tode, und eine Vollmacht von dessen persönlichen Erben erhalten, war ich bereits auf der Reise, und langte am 25. Juli in Paris an.

Wie sehr fand ich die gute Magdalene verändert! Fünfzehn Jahre früher sah ich sie noch als eine schöne, frisch aussehende Frau und jetzt wieder in den nämlichen Zimmern als ein sechszigjähriges, von Kummer gebeugtes, schwaches Mütterchen! Nur in ihren großen blauen Augen erkannte ich noch die sanfte wortlose Beredsamkeit, welche mit seelenvollen Blicken zum Herzen spricht. Sie war leidend im höchsten Grade und schien dennoch gefaßt. Sie schien es aber nur, denn in der Einsamkeit hauchte sie die rührendsten Klagen auf das Papier aus, wovon einige Proben hier folgen mögen:

„Mon Gaspard a quitté cette vie! J'exprime avec son nom
„mes souffrances, mes transports et tout ce qui remplit mon ame,
„ma vie! Je pardonne aux hommes qui ont troublé son repos et
„abrégé sa vie parceque Dieu et Gaspard le veulent ainsi. La
„vertu de mon Gaspard étoit idéale; peu de mortels ont eû assez
„de tact pour le connaitre; ils ne l'ont jugé que d'apres ses manies,
„sa négligeance et ses peu de connaissances dans les affaires d'interêt
„qui rétrécissent l'ame. Sa sublime bonté étoit toujours trop prompte
„que sa prudence, il n'avoit rien à soi quand il voyait des malheureux,
„il disoit qu'ils avoient tous des droits sur sa bourse.“ ... „L'honneur
„le plus rigide dirigea les sentimens de son àme, mais il n'en étoit
„pas moins indulgent envers l'espèce humaine, parcequ'il connoissoit

„la source de son imperfection. Il la plaignait, sachant que la perfectibilité ne pourra pas se généraliser sans un remède radical. „Son amour pour ses semblables étoit audessus de tout; depuis „vingt ans il sacrifioit la plus grande partie de son tems et de sa „fortune pour eux. Ce n'étoit pas pour sa gloire qu'il travailloit, „s'il y a un Dieu on n'a pas besoin de se faire une réputation sur „la terre, mais c'étoit dans l'espérance de pouvoir démontrer à „l'humanité souffrante qu'il y a une route qui conduit au bonheur. „La mort l'a enlevé avant qu'il eut achevé son ouvrage. Il me „disoit: J'aurai quitté la terre avec tant de plaisir, si avant j'avais „pu présenter aux hommes tous les moyens infaillibles pour leur „bonheur. Oui, Madelène, j'aurois été le plus heureux des hommes! „Mais je sens que je n'ay plus que quelques jours à vivre et je „me résigne à la volonté de Dieu. Chère Madelène, prend courage, „nous nous réunirons bientôt!“

Die gute Seele, die sich nie mit Schweizer's ökonomischen Angelegenheiten befaßt, wußte mir wenig Auskunft darüber zu geben; sie vermuthete bloß, daß dieselben schlecht beschaffen sein müßten. Für sich selbst war sie nie und immer nur dafür besorgt, daß seine Rechtschaffenheit anerkannt, seine Ehre gerettet werde. Sie jammerte öfters über die peinliche Aufgabe, welche mir zugefallen und hatte mir, wie ich schon unterwegs war, geschrieben, ich solle nicht selbst kommen, und bloß meine Prokur ausstellen. Allein ich konnte deutlich sehen, wie meine Anwesenheit zu ihrer Beruhigung beitrug.

Als ich mir nun eine Uebersicht von Schweizer's Nachlaß verschaffen sollte, verlor ich mich in einem Labyrinth, in welchem ich lange keinen Leitfaden fand.

In Folge der Transaktion vom 4. Juli, durch welche Swan alle Ansprüche auf Parker, die einzigen, welche bald wirkliche Baarschaft eintragen konnten, für sich allein behielt, während der Prozeß doch noch unter dem Namen der Agentenschaft Swan & Schweizer, jedoch von nun an bloß auf Swan's Kosten fortgeführt werden sollte, war Sch.'s

Forderung auf Swan von 2 Millionen 65 tausend Franken auf eine Million und zwei und dreißigtausend Franken herabgesetzt worden. Für diese letztere Summe hatte Swan 110 Wechsel auf seine Person unterschrieben, wovon 60,000 Franken im November 1812 in Paris, alle übrigen, von einem Jahr zum andern in Boston, und die letzten erst im Februar 1822 zahlbar waren.

Von diesen Wechseln hatte Picquet auf der Stelle 546,646 Franken, Sir Walter Boyd für seine 6jährige Bemühung 25,000 Franken, dann eben so viel noch von obigem Antheil Picquets, und der Rechnungssteller Benquet 43,675 Franken erhalten. Für Magdalene und die Gläubiger Schweizer's blieben also noch 416,679 Franken in Wechseln auf einen verhafteten Schuldner übrig. Dieses war das Ergebniß der Transaktion, die den Sterbenden noch beruhigt hatte!

Das Verzeichniß der amerikanischen Ländertitel lautete für Schweizer's Antheil noch auf 310895 Acres, welche 328,349 Franken geschätzt waren. Die meisten enthielten aber die doppelte Zahl Acres und Schweizer hatte den andern Theil nach und nach seinem Peiniger Picquet übertragen, an welchen Magdalene dadurch immer noch gebunden blieb*). Kein einziger dieser Titel war im Original vorhanden, kein einziger mit den erforderlichen Formalitäten versehen, seit sechszehn Jahren kein Heller an die Taxen dafür bezahlt worden!

Die übrigen ausstehenden Forderungen betrug dem Anscheine nach ungefähr 91,300 Franken; sie waren aber so beschaffen, daß die meisten nur vermittelt langwieriger und kostspieliger Prozesse, theils in Amerika, theils in Europa geltend gemacht werden konnten. Ueber die wenigsten waren eigentliche Dokumente vorhanden. An wirklicher Baarschaft fanden sich, nachdem die Beerdigungskosten bezahlt waren, bloß noch 1,598 Franken 45 Centimes. Von entschiedenem Werth war nichts anderes

*) Picquet, mit dem ich in der Folge noch einen langen Briefwechsel wegen dieser Ländertitel zu führen hatte, starb den 23. November 1818, 72 Jahre alt, und endete, wie alle solche Intriguanen, indem er nichts als Schulden hinterließ, so daß seine Söhne das *beneficium inventarii* begehren mußten.

da, als Mobilien, eine Büchersammlung von ungefähr 4000 Bänden, mittelmäßige Gemälde und Handzeichnungen, nebst einigen antiken Büsten.

Die Schulden beliefen sich, mit Inbegriff von Magdalene's nicht mehr vorhandenem Weibergut, auf ungefähr 300,000 Franken.

Fortgeführte Rechnungsbücher fanden sich nirgends, und um einige Auskunft über seine ökonomischen Angelegenheiten zu geben, hatte Schweizer, wenige Tage vor seinem Tode und aus dem Gedächtniß, oberflächliche Angaben diktirt, die Freitag auf Umschläge schrieb, in welche abgerissene Zettel, die sich auf die Geschäfte bezogen, gelegt wurden.

Mit solchen Titeln versehen, sollte ich liquidiren! Mir schwindelte vor der Verantwortlichkeit, die ich über mich nahm, und dennoch konnte ich, ohne Magdalene Preis zu geben, mich dieser Danaidenarbeit nicht entziehen, denn niemand anders wollte vor den Riß stehen. Zum Glück befand mein Schwager Reinhard sich noch in Paris, der mich mit gutem Rath und nöthigenfalls mit seinem diplomatischen Ansehen unterstützen konnte. Er hatte mir auch ein Zimmer in seiner Wohnung, Hotel Mirabeau, rue Napoleon, eingeräumt.

Ich fuhr und lief nun täglich vom Morgen bis zum Abend bei Hottinger, bei Boyd und Picquet, bei Advokaten, Prokuratoren und Notaren, bei allen Personen herum, von welchen ich mangelnde Belege, mündliche Auskunft oder zweckdienlichen Rath zu erhalten hoffte. Nur wer Paris, dessen Distanzen und die Schwierigkeit, seine Leute darin aufzufinden, kennt, der kann sich einen Begriff von dem Galeerenleben bilden, das ich hier führte, und wofür mich nur Magdalene's dankbare Blicke und die seltenen Stunden entschädigten, die mir vergönnt war im Louvre zuzubringen. Durch diesen ästhetischen Genuß, der mir aber nur wie auf den Raub zu Theil wurde, stärkte ich mich zum Kampf wider das Gefindel, mit dem ich mich über Schweizer's papierenen Nachlaß herumzubalgen hatte.

Mit unsäglicher Mühe schied ich die Mehrzahl der Geschäfte, die keinen Erfolg mehr versprachen und von Grund aus verdorben waren, von denjenigen, die vielleicht noch etwas ertragen konnten. Alle die erstern betreffenden Papiere legte ich bei Seite; so auch die Anzahl literarischer Projekte, an welche Schweizer seine besten Kräfte nutzlos verschwendet hatte. Seine, größtentheils durch den fleißigen Freitag in's Reine geschriebenen und alphabetisch geordneten Exzerpte für seine Zivilisation füllen allein achtzehn faustdicke Quartanten, welche wenigstens 10,000 Franken gekostet haben, wenn die Besoldung und der Unterhalt des Sekretärs in Anschlag gebracht werden. Es sind mitunter seltene Sachen dabei, die aber schwerlich irgend einem Gelehrten noch dienen könnten, wenn ein solcher nicht gerade den nämlichen Zweck, wie Schweizer, zu verfolgen gedächte. Und anderes hatte er noch nicht zu Stande gebracht, um eine fixe Idee auszuführen, womit er sich länger als zehn Jahre beschäftigte.

Diejenigen Angelegenheiten, welche noch nicht ganz aufgegeben wurden, übertrug ich, mit den nöthigen Anleitungen, dem gewissenhaften Freitag, um solche mit ihm durch Briefwechsel zu betreiben, damit ich nicht Jahre lang in Paris bleiben müsse. Der Baron Hottinger versprach mir, einen seiner Freunde in Amerika, John Keating, in Philadelphia, mit Untersuchung und möglichster Benützung der Länder-titel zu beauftragen. Die Bibliothek, die Sammlung von Kunstfachen und was sonst noch entbehrlich war, wurde nach gesetzlicher Vorschrift, durch einen „Commissaire priseur“, öffentlich versteigert und 6,458 Franken daraus gelöst. Mit dieser Summe konnte Magdalene einige Zeit ihre Ausgaben bestreiten, allein es mußten für die Zukunft noch andere Vorkehrungen getroffen werden.

Die vollständige Liquidation zog sich auf Jahre hinaus und die mir daraus erwachsene Mühe war unendlich. Magdalene starb ehe die Sache ihren endgültigen Abschluß gefunden und ich greife darum der

Zeit vor, wenn ich Einfachheitshalber hier das vollständige Ergebnis den Resultaten meines Pariser-Aufenthalts anreihe.

Von Swan war einstweilen nichts erhältlich und seine Frau gab erst nach langem Drängen die ihr einst von Schweizer anvertrauten Papiere heraus. Keating erklärte dieselben alle für werthlos, indem zur Feststellung ihrer Gültigkeit die langwierigsten Prozesse geführt und jedenfalls alle seit 10 Jahren rückständigen Steuern hätten nachbezahlt werden müssen. Die Wechsel auf Swan selbst deponirte ich bei den Herren Gebr. Gofweiler in Paris, um sofort davon Gebrauch zu machen, falls Swan etwa loskäme. Bevor dieß jedoch stattfand — ich war längst wieder nach Zürich zurückgekehrt — ward erst von Seite Swan's und dann durch den Grafen Sigismund Ehrenreich von Redern (— 1792 preußischer Gesandter in England) um die Verkaufsbedingungen gefragt. Ohne natürlich im geringsten zu wissen, was diesen philanthropischen Spekulant zu dem Geschäfte bewogen, schlug ich in der That, im Einverständniß mit den übrigen Erben des Schweizer'schen Ehepaar's, die Wechsel endlich an den letztern mit einem Verlust von 85% los und die letzte Anzahlung ward mir im Jahr 1824, nachdem ich sie eigentlich bereits verschätzt, richtig bezahlt. Ob Redern bei dem Geschäfte seine Rechnung gefunden, ist mir unbekannt.*)

*) Da Swan's hier zum letzten Male Erwähnung gethan wird, füge ich noch einiges über diesen merkwürdigen Mann bei. Seine Frau, die in Amerika dem größten Luxus fröhnte, rührte keinen Finger, um ihren Mann aus St. Pelagie zu befreien und er muß über 80 Jahre alt gewesen sein, als äußere Umstände unerwartet ihm die Freiheit wieder gaben. Im Jahr 1830 gebaren die Juliustage jene großen Ereignisse, von welchen die ganze Welt erschüttert wurde. Karl des X. Verblendung und der Wahnsinn seiner Minister entfesselten das Volk, das nun in seiner allgemeinen Aufregung auch die Thore der St. Pelagie sprengte, und alle darin gefangenen in Freiheit setzte. Jetzt trat der seit zweiundzwanzig Jahren eingesperrte greise Swan triumphirend hervor, mischte sich unter den tobenden Haufen, harangirte denselben, schilderte sich als einen frühern Verfechter der amerikaniſchen Freiheit und als ein späteres Opfer tyranniſcher Willkür, half mit jubeln und schreien, und bezog dann eine bequeme Wohnung, wo er sich nach langen Entbehrungen gütlich that. Dann traf er Anstalten für seine Heimreise nach

Mein Hauptaugenmerk war, sobald ich in Paris den schlimmen Stand der Hauptguthaben erkannt hatte, auf Jeanneret gerichtet, dessen vorhandene Verschreibung für Fr. 50,000 längst Magdalenen zugesichert war; es ließ sich aber voraussehen, daß er nicht im Stande sein werde, diese Summe sammt den seit 18 Jahren aufgehäuften Zinsen zurückzuzahlen. Um so mehr war ich bemüht, ihn dahin zu bringen, sich für den Zins in Form einer Leibrente gegen Magdalene auf's neue zu verschreiben, allein tausend Ausflüchte schob er immer vor, um nicht darauf eintreten zu müssen und ich durfte ihn nicht geradezu vor den Kopf stoßen, weil die Verschreibung eigentlich nach französischem Recht bereits verwirkt war. Da ich aber immer mehr einsah, daß für Magdalene nicht viel anderes übrig bleiben werde, als der Zins dieser Fr. 50,000 und der Tag meiner Abreise herannahte, folgte ich Jeanneret wie sein Schatten und führte ihn schließlich fast gewaltsam zu seinem Notar, Namens Boilleau. Er wand sich wie ein Wurm und Boilleau suchte mir jeden Punkt streitig zu machen, aber ich blieb fest

Amerika, zählte der Himmel weiß auf welche für ihn eingehen sollende Gelder, und betrieb den Abschluß schon früher wieder mit mir über Sch.'s Ländertitel angeknüpfte Unterhandlungen mit solcher Dringlichkeit, daß der Kontrakt darüber im September schon unterzeichnet werden konnte, und schleunig nach Paris gesandt wurde, um gegen denselben 40,000 Franken in Empfang nehmen zu lassen.

Allein — meine Voraussetzung bewährte sich — die aus England erwarteten Geldmittel blieben aus und Swan, der sich wahrscheinlich im Freien wieder die Befriedigung aller sinnlichen Gelüste gestattet, wurde krank. Allmählig zehrten seine letzten Kräfte sich auf, und unterm 17. Mai 1831 erhielt ich von Gohweiler die Anzeige, daß er vor wenigen Tagen gestorben sei und nichts hinterlassen habe als Schulden und eine Anzahl von werthlosen Papieren, so daß selbst Hausmiethen und Nahrung seit seiner Erlösung aus dem Schuldenthurm unbezahlt geblieben. D. H.

Ueber den zu einer eigentlichen Spitzbuben-Berühmtheit gelangten, seinen Aufenthalt in St. Pelagie und seine Befreiung aus diesem Gefängniß finden sich u. a. Berichte im „Journal des débats“ v. 13. Dez. 1821, im „Ausland“ vom 6. Dez. 1835 und 29. Nov. 1838 (der letztere flüchtig und voller Unwahrheiten) und in der „Allg. Zeitung“ vom 31. Dez. 1838.

Nach losen Blättern von der Hand D. H.'s.

P.

und kaltblütig und drohte schließlich mit einer Klage bei dem Oheim, den Jeanneret zu beerben hoffte und den ich mir zum Schiedsrichter in unsrer Streitfrage erbitten zu wollen erklärte. Jetzt war Jeanneret geschlagen und ging mit verbissenem Grimm alle meine Forderungen ein. Dreimal jagte ich vom Notarius zu Magdalene, die eine volle halbe Stunde abwärts wohnte, hinaus und wieder zurück, um Papiere und Unterschriften zusammenzutreiben, und wich dann nicht von der Stelle, bis ich die Akte in gehöriger Form in meine Gewalt bekam. Der Notarius war eben so wild auf mich wie Jeanneret selbst und die Schreiber lachten auf den Stockzähnen. Ich bekümmerte mich nicht darum; ich hatte meinen Zweck erreicht.

Die ganze Summe, welche bei Magdalene's Tod nach Befriedigung der rechtmäßigen Gläubiger ihres Gatten*) (— auch der Erben de Witry's, zu deren Gunsten der wieder reich gewordene St. Didier**) endlich Fr. 25,000 an Jeanneret entrichtete —) als Rest der Schweizer'schen Reichthümer geblieben war, und in welche wir Erben uns mit dem treuen Diggelmann, dem Hause H. in Paris und den Erben L. S.'s nach Verhältniß unsrer Ansprüche in freundschaftlicher Weise theilten, belief sich auf 27,684 Gulden oder 65,622 Franken. Eine eigentliche Insolvenz-Erklärung der Schweizer'schen Hinterlassenschaft hatte zu meiner Freude vermieden werden können.

Der Briefwechsel, den ich zehn Jahre lang ununterbrochen über alle diese Geschäfte fortführte, füllt eine ganze große Kiste, die ich nun bei Seite gestellt habe, um weiter nicht mehr an diese unerfreuliche Arbeit erinnert zu werden.

*) Leprat mußte sich zur Annahme Swan'scher Wechsel an Zahlungsstatt begnügen.

***) Er ließ sich später Graf schelten, kaufte in Paris ein großes Hotel und verheirathete seine Tochter mit einer Wittigst von Fr. 800,000 an den Herzog de la Tremouille.

V. Stille nach dem Sturm.

Ein Jahr nach Schweizer's Tode traf Magdalene Anstalt, Paris zu verlassen. Jeanneret hatte vergebens getrachtet, sie zu bewegen, bei ihm in Senlis zu wohnen, unter dem Vorgeben, daselbst mit der zärtlichsten Freundschaft für sie besorgt sein zu wollen. Er hätte sie dort wahrscheinlich lieber „à la fortune du pot“ zu Tode füttern, als ihr jährlich 2500 Franken bezahlen mögen. Allein sie wußte wohl, daß wenn auch alle übrigen Hülfsmittel nicht ausreichen würden, Zürich der sicherste Zufluchtsort für sie wäre. Wenn auch ihr Herz an Paris hing, so ungern sie sich auch von ihren Freundinnen, Clô-Frescarode und Du Petitthouars, die sie fast nicht wollten wegziehen lassen, und von andern guten Menschen ihrer nähern Bekanntschaft trennen mochte, so vereinigten sich doch alle Umstände, ihr einen längern Aufenthalt daselbst zu erschweren. Es wurden ihr von Seite der Gläubiger und Schuldner mancherlei Zumuthungen gemacht, die sich schriftlich und hinter mir, als ihrem Geschäftsträger, geborgen, aus deren Ferne leichter, als in persönlicher Anwesenheit, ablehnen ließen. Nachdem sie den treuen Freitag verabschiedet und ihre Mobilien noch leidlich veräußert, verließ sie das Land der Täuschungen, und langte mit ihrer Magd Victoire am 22. Juli 1812 im Beckenhofe an, wo sie von den Beschwerden der Reise ausruhte und dann am 1. August eine kleine Wohnung in Zürich, hinter Zäunen, bezog, die ich für sie gemiethet und mit Hülfe meiner Frau so bequem als möglich eingerichtet hatte.

Auf ihren Schreibtisch legte ich die folgenden Strophen:

Die Rückkehr in's Vaterland.

An Magdalene.

Wer kehrt nicht gern in's Vaterland
Zurück auf heimatliche Fluren,

Und sucht auf halberloschnen Spuren
Den Pfad, der einst voll Blumen stand,
Als uns, Vertrauen in den Blicken,
Mit kindlich spielendem Entzücken
Die Jugend frische Kränze wand!

Und mußten auf des Lebens Bahn
Wir auch durch freudenleere Steppen
Das kummervolle Dasein schleppen,
Früh aufgeschreckt aus süßem Wahn;
Trat auch das Schicksal spottend nieder
Der Hoffnung Saat — hier lächelt wieder
Uns die Erinn'ung freundlich an.

Und kehren wir allein zurück
Von zweckberaubter Lebensreise,
Und schwanden auch aus unserm Kreise,
Vor unserm thränenschweren Blick,
All die befreundeten Gestalten,
Die jüngst an unsrer Seite wallten,
Entfloh mit ihnen Ruh und Glück —

Wenn Eines wieder Frieden bringt,
So sind's der Heimat traute Bilder!
Am Lebensabend sind sie milder
Beleuchtet, und ihr Zauber dringt,
Wie Freundesstimme, tief zum Herzen,
In dem nun, trotz der neuen Schmerzen,
Das Lied der frühern Tage klingt.

So kehrst auch du nun an das Ziel,
Geliebte Freundin, zu den Laren
Der Jugend wieder: Ach, erfahren
Hast du des Glücks grausames Spiel
Wie Wenige! Doch deine Leiden,
Sie führen sicher, wie das Scheiden
Zum Wiederseh'n, zum höhern Ziel!

Und einer bessern Zukunft Pfand
Reicht schon die Rückkehr zu den Deinen
Dir jetzt. Du sollst nicht immer weinen!
Aus dieser Welt voll Unbestand,
Voll Trug und Ungemach und Mängel,
Führt All' uns einst ein guter Engel
Empor in's wahre Vaterland.

So war sie nun, in beschränkten Vermögensumständen, alt, schwach und lebensmüde, dahin zurückgekehrt, von wannen sie jung, schön, reich und unter den glänzendsten Aussichten fortgezogen. Wie verschieden waren jetzt ihre Verhältnisse, in Vergleichung mit denjenigen, unter welchen sie einst hier zu leben gewohnt war! Und dennoch fügte sie sich mit sanfter Hingebung in diese Veränderung. Schweizer's Andenken blieb immer theuer und heilig; kein Wort der Klage über seine Verirrungen kam jemals über ihre Lippen.

Jeanneret, gebunden durch den förmlichsten Vertrag, bezahlte ihr richtig alle sechs Monate 1250 Franken. Mit dieser Summe und aus den Zinsen des an Kapital gelegten Erlöses ihrer Parisermobilien konnte sie oder vielmehr Victoire die Kosten ihrer kleinen Haushaltung reichlich bestreiten und sogar noch etwas bei Seite legen. Magdalene bekümmerte sich nicht um die Ausgabe und ließ jene, bei der sie an der Kost zu leben schien, in Allem nach Belieben schalten und das um so ruhiger, als Victoire ihr wirklich treu ergeben und von einem mehr als gewöhnlichen Ehrgefühl belebt war. *)

*) Nach dem Tode ihrer Herrin zog es Victoire wieder nach Paris, wo sie bald in den Dienst von Magdalene's Freundin Gló-Frescarode trat. Im März 1824 starb sie und da ich mich im Auftrag des Herrn Gló nach ihrem Heimatsort Savannes wandte, um zu vernehmen, wem ihr kleiner Nachlaß zu übergeben sei, ward mir die überraschende Auskunft zu Theil, Victoire — mit ihrem wirklichen Namen Marguerite Frêne — sei eine zum Tode verurtheilte, durch List und Gewalt dem strafenden Arm der Gerechtigkeit entrißene und geflüchtete Kindsmörderin! Die damit zusammenhängenden Umstände sprachen zudem so ungünstig gegen ihren Charakter, und die Rücksichtslosigkeit, welche sie auch

Ihre ehemaligen Freunde und Bekannten besuchten sie häufig und bezeugten ihr eine Theilnahme, die bald ihre früheren Vorurtheile gegen ihre Mitbürger ausgelöscht hatte. Meine Frau und ich brachten beinahe täglich ein paar Stunden bei dem lieben Mütterchen zu. Ihre Unterhaltung war äußerst anziehend; sie hatte so viel gesehen, beobachtet und erlebt und war von Natur gesprächig. Ihre Schilderungen von Menschen und Ereignissen waren treffend und noch immer originell. Mitunter konnte sie sogar noch muthwillig sein und Schwänke erzählen. Ihre Liebe zu mir, zu meiner Frau und meinen Kindern hatte den Charakter mütterlicher Zärtlichkeit angenommen; — in meinem Leben habe ich kein so dankbares Gemüth gesehen!

Ihre einzige Sorge war noch die Ehrenrettung ihres Mannes. Ich legte ihr öfters Rechenenschaft von dem Gang der Geschäfte ab, wovon sie aber wenig verstand. Die schlimmen Berichte, welche fort-dauernd, zumal aus Amerika anlangten, verhehlte ich ihr so viel als möglich. Sie hatte indeß mein Gesicht so gut studirt, daß sie mir immer an den Augen ansah, was etwa vorgefallen sein möchte. Jedoch genoß sie wenigstens den Trost, den Bucherer Leprat, und Pommaret, einen Gläubiger aus der frühern Epoche, beide zusammen mit 102,994 Franken Swanischer Wechsel bezahlt und abgefunden zu wissen. Von diesen Wechseln besaß sie noch 352,277 Franken; die verfallenen hatten bereits, wie zu erwarten gewesen, protestirt werden müssen. *)

Was die gute Magdalene damals noch am meisten kränkte, war die Unmöglichkeit, den Malteserritter de Witry zu befriedigen. Seine Existenz war durch Akten bestätigt, woraus hervorging, daß er schon längst in den Orden der Jesuiten getreten und sich, als Vorsteher einer Missionsanstalt, zu Odessa befinde. Sie schrieb nun selbst an ihn,

späterhin in bessern Verhältnissen gegen ihre blutarmer Verwandten an den Tag legte, welche sie aus dem Gefängniß befreit und dadurch in harte Strafe und schwere Bußen gefallen waren, schien mir so empörend, daß ich mich trotz ihrer guten Aufführung in Magdalenens Diensten mit ihrem Andenken nie mehr ganz ausjöhnen konnte. D. H.

*) Vgl. die Erledigung dieser Rechnungs-Angelegenheiten auf S. 180 u. 182.

schilderte ihm ihre Lage, bat ihn um Geduld und erhielt eine Antwort, die wenigstens von seiner Gutmüthigkeit zeugte. Er äußerte sich nämlich, mit 8—10,000 Franken einstweilen vorlieb nehmen zu wollen, welche Summe er aber für die Unterstützung seiner Gemeinde dringend bedürfe. Zum Schluß erinnerte er Magdalenen, mit Beziehung auf ihren kezerischen Glauben, an das Heil ihrer Seele und schien sie in den Schooß der allein selig machenden Kirche hinüberziehen und bekehren zu wollen. Allein sie konnte ihm ebensowenig das verlangte Geld schicken, als sich entschließen, in ihren alten Tagen noch katholisch zu werden.

Magdalene hatte nun siebzehn Monate in der Heimath gelebt, sich wieder vollkommen an die hiesigen Sitten gewöhnt und nur den Gebrauch des Zürcher Idioms nicht mehr erlangt, wie sie überhaupt lieber französisch sprach, als deutsch. Ihre Freunde hofften, die vertrauliche Seele noch lang in ihrem Kreise zu besitzen; allein die Vorsehung hatte es anders beschlossen.

Am 3. Januar 1814, nachdem sie einen vergnügten Tag bei der Familie Meister zugebracht, wurde sie plötzlich von einem Brustfieber befallen, und bald so schwach, daß sie das Bett nicht mehr verlassen konnte. Nach Verfluß weniger Tage fühlte sie deutlich, wie sie dem Tode entgegenreife. Sie litt an heftigen Brustkrämpfen und physischer Beängstigung und fand weder Schlaf noch eine erträgliche Lage in ihrem weichen Bette. Ihr Athem war gepreßt, sie konnte mit schwacher Stimme kaum noch sprechen. Sobald aber eine Leidenspause eintrat, zeigte sie eine himmlische Ruhe und Heiterkeit des Geistes. Je schwächer sie wurde, desto liebevoller äußerte sie sich gegen meine Frau und mich, da wir sie so wenig als möglich verließen. Sie schien unsere Gegenwart zu wünschen und unruhiger, wenn sie niemand von uns beiden sah. Andere Besuche lehnte sie meistens ab, oder empfing dieselben nur für Augenblicke.

Eines Nachmittags brachte Victoire Kaffee. Sie beehrte davon auch eine Schaaale, indem sie mit freundlich lächelnder Bedeutung sprach:

„Mes amis, ce sera la dernière communion que je prendrais avec „vous“. Dann sagte sie: „Je me rejouis tant de mourir! C'est „une longue agonie, mais une douce espérance. Vous m'aidez à „monter là-haut.“

Sie gedachte aller Menschen, welche ihr in der Vaterstadt Liebe und Theilnahme erwiesen und trug uns Grüße an Alle, vorzüglich an meine Schwester auf: „Faites lui bien mes remerciemens“, wiederholte sie öfters, und dann „serrez vos enfants pour moi à votre ame!“ Hierauf ließ sie sich Schweizer's in Amerika von Charles gemaltes Bildniß reichen und eignete dasselbe meiner Frau mit den Worten zu: „Le portrait de Gaspard, vous ne le laisserez jamais sortir de vos mains.“ Ihr Oheim, der alte Rathsherr Lavater, dessen Wohnung an die ihrige grenzte, besorgte sie mit rührender Sorgfalt, als Arzt. Eines Abends befand ich mich mit ihm allein bei ihr, wie sie eben von einem so heftigen Brustkrampf überfallen wurde, daß wir beide befürchteten, sie würde in diesem Paroxysmus den Geist aufgeben. Lavater rieb sich eilfertig die Hände mit einem Spiritus ein, glitt mit der Linken unter ihren Rücken, die Rechte hielt er über ihre Brust, indem er so zwei entgegengesetzte Pole bildete. Nach einer Weile athmete Magdalene augenscheinlich beruhigt auf, rühmte sich, wie alle krampfhaften Schmerzen plötzlich von ihr gewichen, und versiel gleich nachher in einen sanften erquickenden Schlummer. Wir zogen uns, um sie nicht aufzuwecken, in eine entlegene Ecke des Zimmers zurück und hier fragte ich Lavater leise, wie es ihm gelungen sei, die Kranke so schnell zu beruhigen. „Durch meinen festen Willen, ihr zu helfen“, erwiderte er, und bestätigte meine Vermuthung, daß er sie magnetisirt habe. Wie ich nun weiter fragte, durch welches Medium sein moralischer Wille, zu physischer Thatkraft geworden, sich dem Organismus der Leidenden mitgetheilt habe, ließ er sich über die Natur des Magnetismus tiefer ein; aber Vieles blieb mir unverständlich und Anderes schien mir, bei all' meinem Vertrauen zu dem ehrwürdigen Greise, kaum glaublich. Ich mußte es dahingestellt sein lassen. In-

zwischen war mir hier die wohlthätige Wirkung dieses einzelnen Experimentes, des ersten von dem ich Augenzeuge gewesen, durch den Erfolg unwiderlegbar erwiesen.

Leider vermochte die Kunst weiter nichts mehr, als bloß noch die Auflösung der Kranken zu erleichtern. Speisen vertrug sie keine mehr, und erquickte sich nur mit dem ausgedrückten Saft der letzten Weintrauben, die noch aufzutreiben waren und den sie, mit Zucker vermischt, tropfenweise einschlürfte. Fühlte sie Durst, so lispelte sie „*donnez moi quelque chose*“, und fragte man, was sie verlange, so erwiederte sie wie ein gutes unpäßliches Kind „*quelque chose de bon*“, das war Traubensaft gemeint.

Später, und wie ihre Kräfte immer mehr abnahmen, beschäftigte sie sich in ihren Phantasien mit Schweizer. „*Je l'ay vu sur une belle étoile*“, vertraute sie uns freudig, „*cette nuit cette belle étoile me fit signe de venir à elle. O, je l'ay vu.*“

Wie wir still an ihrem Bette saßen und sie wehmüthig anblickten, sagte sie: „*Je vois en vous ce que vous sentez pour moi, je le vois bien. Je n'ay plus la force de vous dire ce que je sens pour vous, mais je le prendrai avec moi dans l'autre monde. — Je vous attendrai dans ces belles régions, mais*“ fügte sie lächelnd hinzu, „*venez y bien tard*“ und nach langen Pausen viele solcher freundlicher Reden mehr, die meine Frau alle aufgeschrieben hat. Ihre Fieberträume müssen lieblich gewesen sein, denn öfters glaubte sie aus der Ferne Aeolsharfen zu hören und sprach, indem sie mit ihren großen blauen Augen umherblickte: „*De quel coté va cette harpe? C'est une si belle mélodie.*“

Wer mit so ruhigem Gemüthe sterben und sich im Scheiden noch mit solchen Bildern beschäftigen kann, muß reines Herzens gelebt haben.

Die letzte Nacht war sehr beängstigend. Sie hatte wieder heftige Krämpfe, war gar nicht bei Sinnen und schien unendlich viel, aber bloß körperlich zu leiden. Wie sie gegen 9 Uhr des Morgens ganz verstört, doch mit Bewußtsein die Augen wieder aufschlug, waren ihre

Züge entstellt, ihre Blicke unstät und sie verwunderte sich, noch hienieden zu sein.

Allmählig ward sie ruhiger und schwächer. Ihre letzten Worte an meine Frau waren: „Je serai toujours avec vous, toujours!“ Gegen 2 Uhr am Nachmittag des 26. Januar 1814, entschlummerte sie, um nicht wieder zu erwachen.

Wohl ihr, daß sie, von den Mühseligkeiten des Lebens geborgen, ihrem verewigten Gatten bald nachfolgen und nicht hienieden verweilen durfte, um zu sehen, wie dessen schönste Hoffnungen für ihren Wohlstand, eine nach der andern, sich wie Seifenblasen in leeres Nichts auflösten! Wohl ihr, daß ihr zarter schwächlicher Körper, durch höheres Alter vollends entkräftet, ihren Geist, der sich nach der ewigen Heimat sehnte, nicht länger in drückenden Banden gefangen hielt! Sie starb so gern, so ruhig, so unbeschreiblich heiter!

Sie hat auch nicht vergebens gelebt. Sie hat des Guten viel und anspruchlos im Stillen ausgeübt; ihr besseres Selbst im Drang der Widerwärtigkeiten geläutert und gehoben und dadurch ihre irdische Bestimmung erfüllt. Sollte wohl an ihrem Grabe noch von ihren geringen Fehlern gesprochen werden? Selbst diese waren liebenswürdig; sie schaden keinem Menschen und fanden ihre Entschuldigung in und durch sich selbst. So wie sie war, ein Bild der sanften Weiblichkeit, Geduld und kindlich treuer Liebe, wird Magdalene mir ewig unvergeßlich bleiben.
